Deutsche Rundschau

BAND CCLXII

(Januar – Februar – März 1940)

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU DR. RUDOLF PECHEL
BERLIN / LEIPZIG

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertzweiundsechzigsten Bande

(Januar – Februar – März 1940)

Ludwig Bergstraesser: Napoleon vor dem russischen Krieg 1
Kurt Wagenführ: Der Einsatz des Rundfunks im Kriege 6
Paul Fechter: Das Laster des Barock 8
Lebendige Vergangenheit 11
Otto Freiherr v. Taube: Erinnerungen an die Casa Pasolini 13
Rundschau 18
Josef Friedrich Perkonig: Der Hajduk. Erzählung 22
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Deutschland im Kampf 31
Geschichte 31
Die Reichsinsignien 32
Bismarck 32
Der deutsche Lebensraum 32
Der verrückte Ferdinand 33
Weltgeschehen 34
Olaf Gulbransson 34
Ein Skizzenbuch von Wilhelm Busch 34
Stifter 35
Erzähltes 35
Neue Inselbücher 40
Nutzloses Dienen 40
Vom Feuilleton 41
Kalender 41
Jugendschriften 41
Finanzpolitik im Haushalt 42
Werner Wirths: Peter Bamms Cocktail 42
Rudolf Pechel: Eisen-Kunstguß 44

Edwin Redslob: Zeitenwende um 1840 45
Davoud Monchi-Zadeh: Iran, Geschichte und Gegenwart 50
Heinz Flügel: Der Geschichtsgott 56
Lebendige Vergangenheit 59
Paul Fechter: Europas Kunstpause 62
Friedrich Schulze-Maizier: Ein Heimatkranker. Zu den neuentdeckten Brentano-Briefen 64
Rundschau 69
George Rainer: Die schwimmende Katze. Eine dalmatinische Erzählung. 75
Wolfgang Windelband: Erich Marcks' nachgelassenes Bismarckbuch ... 82
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Geschichte eines Kontinents 83
Harald v. Koenigswald: Sonette 84
Rudolf Pechel: Bildbücher 86
Kalender 87
Italienbücher 87
Eine Keller-Biographie 88
Auslanddeutsche Literaturgeschichte 88
Wolfgang Windelband: Deutschlands Wirtschaft und Kultur nach dem Dreißigjährigen Krieg 89
Heinrich von Treitschke: Nach dem Westfälischen Frieden 93
Lebendige Vergangenheit 94
Heinrich Ehl: Eine deutsch-schwedische Kunstfreundschaft 96
Paul Fechter: Das Ende des saeculum historicum 102
Richard Benz: Von der romantischen Vollendung des Barock 104
Fritz Schumacher: Neue Baustoffe – neue Bauformungen 110
Gerhart Pohl: Schlesien 117
Rundschau 121
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Geschichte 130
Verlagsjubiläen 132

LUDWIG BERGSTRAESSER

Napoleon vor dem russischen Krieg

Historiker, schreibtischgebunden und der praktischen Erfahrung meist ermangelnd, neigen leicht dazu, Staatsmänner falsch einzuschätzen, weil sie Ideen zu hoch, Handlungen zu gering werten. Sie übertragen den Maßstab, den sie mit allem Recht bei Gelehrten anwenden, auf den Staatsmann. Wer nachweist, daß das System eines Philosophen ziemlich vollständig aus den vielleicht wenig bekannten oder verschollenen Schriften eines anderen Denkers stammt, der nimmt dem Philosophen die Originalität und damit das Verdienst. Wer nachweist, daß die Ideen, die dem Handeln eines Staatsmannes zugrunde liegen, nicht von ihm selbst stammen, nimmt ihm gar nichts; denn es handelt sich um die Durchführung, nicht um die Idee.

Der kleine Napoleon, der seine Laufbahn in Sedan endigte, hat ein Büchlein über die Idées napoléoniennes geschrieben, ein Versuch, die Gedankenwelt seines großen Onkels zu systematisieren; es war mehr der Geist des kleinen, weniger das Erfassen des Großen. Die handelnde Persönlichkeit spottet der Systematik.

Immerhin bleibt die Umwelt interessant. Es ist nicht unwichtig für die Beurteilung des Napoleon des Jahres 1812, wenn man sich fragt, welches eigentlich seine außenpolitische Grundidee gewesen ist, und dabei feststellt, daß diese Grundidee: Kampf mit England um die Weltherrschaft, nicht aus des Korsen eigenem Kopf entsprungen ist. Sie lag in der Luft, nicht einmal erst seit der Revolution. Selbst einzelne Maßnahmen und Pläne, wie sie in dem langen Ringen aufgenommen, versucht, liegengelassen, wieder hervorgeholt und teilweise durchgeführt worden sind, waren längst in kleinem Kreise erwogen, selbst öffentlich diskutiert worden, ehe Napoleon selbst sie in die Hand nahm.

Im Frühjahr 1796 wurde dem General Bonaparte der Oberbefehl über die Armee übertragen, die in Oberitalien den Krieg gegen Österreich zu führen hatte; er löste seine Aufgabe glänzend mit einem Heere, das er erst während des Feldzugs zu einem militärischen Instrument ausbildete. Er schloß selbst den Frieden mit Österreich; als er nach Paris zurückkehrte, war er berühmt und populär, im Frankreich der ausgehenden Revolution eine Macht; nicht mehr darauf angewiesen, sich hinschicken zu lassen, wo man glaubte, ihn nötig zu haben, vielmehr durchaus in der Lage, das Ziel seiner Verwendung mitzubestimmen.

Durch seine Siege hatte Frankreich nun Luft bekommen nach dem Osten hin; vom Festlande war zunächst nichts zu fürchten. Die Zeit schien da zu sein, sich gegen den großen Gegner seit Jahrhunderten zu wenden, mit England endlich abzurechnen.

Wie schon Ludwig XIV., erwog das Direktorium den Plan, mit einer größeren Truppenmasse die Landung auf den britischen Inseln zu versuchen. Napoleon wurde zum Chefgeneral der Armée d'Angleterre ernannt; er nahm an, obwohl er nicht daran glaubte, dies abenteuerliche Unternehmen könne durchgeführt werden; machte eine Inspektionsreise an der Küste und verfaßte als Ergebnis zwei Denkschriften, in denen er nachwies, so gehe es nicht; es gebe nur zwei Möglich-

keiten, England zu besiegen: die Eroberung Hannovers und Hamburgs oder einen Zug nach Ägypten.

Die Landung in England ist ernstlich seitdem von ihm nie mehr in Betracht gezogen worden. Von den beiden anderen Möglichkeiten hatte der General während des Feldzuges gegen Österreich die eine schon vorbereitet. 1796 schon hatte er seine Heimat Korsika wieder erobern lassen; im folgenden Jahre benutzte er seine militärische Stellung in Oberitalien, mit der Republik Venedig einen Bündnisvertrag abzuschließen, der diese von Frankreichs Wünschen und Befehlen abhängig machte und Frankreich zum Erben der orientalischen Handelsrepublik im Orient werden ließ. Mit venezianischen Schiffen ließ er noch 1797 den französischen General Gentili die jonischen Inseln erobern. Das Vorgehen gegen Genua im Jahre 1797 entsprang ähnlichen Absichten. Schon im August desselben Jahres schrieb Napoleon dem Direktorium, man müsse sich Ägyptens bemächtigen, um England gründlich zu zerstören, kurz darauf machte er Talleyrand den Vorschlag, Frankreich solle Malta nehmen; mit Malta, Korfu und einigen anderen Stützpunkten werde man Herr des mittelländischen Meeres sein. Talleyrand förderte Napoleons Pläne, und im nächsten Jahre kam es wirklich zu der Expedition nach Ägypten. Das Heer hatte dort auch teilweise militärische Erfolge, aber die Absicht, England auf diese Weise zu besiegen, mißlang vollständig. Denn schon kurz nach der Landung der Truppen wurde die gesamte französische Flotte von dem Admiral Nelson vernichtet. Damit war die Truppe isoliert. Der Vorgang bewies wieder den alten Erfahrungssatz, daß ein ferner Außenposten im kritischen Moment nur zu halten ist, wenn man die Verbindungen zu ihm beherrscht. Napoleon zog aus dem Ausgang die Folgerung, daß der Entscheidungskampf gegen England selbst so nicht geführt werden könne. Ihm war klargeworden, daß dieser Gegner nur zu Lande niedergezwungen werden könne. Wobei er Ägypten und auch Indien, mit dem seine weit ausschweifende Phantasie auch gespielt hatte, nicht gänzlich ausschied. Er hatte von Ägypten aus mit dem Sultan Tippu Saheb von Mysore, dem damals noch gefährlichen Gegner der Engländer, er hatte mit Persien Verhandlungen angeknüpft, und wir werden sehen, daß seine Spekulationen diese Richtung später wieder aufnehmen.

Vorerst allerdings blieb als einziger Weg im Kampfe gegen England der über den Kontinent. War vorher der Gedankengang gewesen: wenn England in Indien getroffen ist, liegt uns Europa zu Füßen — so hieß es nun umgekehrt: Europa muß in unserer Hand sein, dann können wird England bezwingen.

Das soll nicht heißen, daß Napoleon in den folgenden Jahren seine Politik ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der endlichen Auseinandersetzung mit England geführt hätte; das wäre überspitzt und trüge der Tatsache nicht Rechnung, daß diese Politik im ganzen ein Ausfluß seines militärischen Denkens ist, wie denn Napoleon überhaupt als Typ des politisierenden Militärs angesehen werden muß. Wir meinen damit nicht nur, daß er Macht und militärische Stärke als die einzigen für die Politik entscheidenden Faktoren ansah, wobei er die psychologischen verkannte, vor allem den Selbständigkeits- und Selbsterhaltungswillen der Völker. Wir möchten es viel konkreter, viel ausschließlich militärtechnischer dahin verstanden wissen, daß er wie so viele Militärs vor ihm und nach ihm von dem Gedanken des Glacis beherrscht war, von der Idee also, daß man eine Grenze dadurch schützen müsse, daß man das Gebiet erobere, aus dem heraus sie angegriffen werden könne. Diese Anschauung ist bestimmend gewesen

für sehr viele Eroberungen in der Geschichte; sie ist auch nicht unbedingt unrichtig; sie wird es nur zumeist in der Praxis dadurch, daß der erobernde Staat und seine verantwortlichen Leiter sich nicht darauf beschränken, etwa einen besonders gefährdeten Punkt ihrer Grenze auf diese Weise zu sichern, daß sie vielmehr den neuerlich erworbenen Sicherungsstreifen seinerseits nun wieder glauben sichern zu müssen, und dadurch ins Uferlose geraten, nicht gewärtig der Tatsache, daß jede Eroberung Gegenkräfte auslöst und daß die Gefahr ständig wächst, diese Gegenkräfte könnten sich zusammentun, könnten zur Kooperation kommen, auch wenn sie geographisch nicht vereint sind, und dadurch eine übermächtige Koalition bilden, die den Erobererstaat letztlich gefährdet und wohl gar verdirbt.

Bei Napoleon liegt dieser Fehler auf der Hand; gleichzeitig Unternehmungen gegen Italien, gegen Deutschland, gegen Spanien, immer mit England als dem Hauptgegner im Hintergrunde; wobei Belgien und Holland gar nicht erwähnt werden sollen, denn sie sind direkte Etappen im Kampf gegen England.

Den Hauptgegner bekommt man dabei nie zu fassen, obwohl man ihn in wechselnden Formen immer spürt; denn England arbeitet diplomatisch, es bringt Koalitionen zusammen, es gibt einzelnen Gegnern Subsidien, einmal diesem, einmal jenem; es schickt auch auf einen Kriegsschauplatz, der zunächst sehr nebensächlich erscheint, eigene Truppen; nach Portugal und nach Spanien nämlich; und dieser Schauplatz ist überaus geschickt ausgewählt; es ist der einzige, auf dem dem großen Feldherrn und seinen sieggewohnten Kohorten der Erfolg versagt bleibt.

Aus der Unmöglichkeit, den Gegner militärisch zu fassen, entsteht der Plan, ihm auf anderem Wege beizukommen, indem man die Wurzel seiner Größe abschneidet, seinen Export; damit, so hofft Napoleon, wird er Englands Handel wie Englands Industrie treffen und vernichten.

Auch hier liegen die Anfänge weit zurück; nicht nur hat Napoleon zuerst verschiedene einzelne Versuche gemacht, auf diesem Wege dem Hauptgegner zu schaden; schon im Vertrage mit Neapel von 1801 z. B. steht eine Klausel, die das Land zwingt, den britischen Handel auszuschließen. Schon 1793 hatte der Konvent die französischen Häfen allen Gütern verschlossen, die nicht von französischen oder neutralen Schiffen gebracht würden, und englische Ware proskribiert; einige Zeit vorher hat der Abgeordnete Kersaint in einem Ausschußbericht die Forderung aufgestellt, Englands Handel überall in der Welt zu bekämpfen.

Napoleon fiel der Übergang zu dieser Art des Handelskrieges gegen England um so leichter, als ihm keinerlei wirtschaftspolitische Bedenken kamen; er war sowieso radikaler Schutzzöllner, ja noch mehr. Er war überzeugt, daß die Omnipotenz des Staates auch für die Wirtschaft das beste sei. Nach seiner Auffassung sollte nichts in dem gesellschaftlichen Organismus von den Launen des Individuums abhängen; wie im Weltall sollte auch im Staat nichts dem Zufall überlassen bleiben. Der Staat habe die Pflicht, zum allgemeinen Besten auch in die wirtschaftlichen Verhältnisse einzugreifen, sie zu regeln. Der psychologische Untergrund dieser Auffassung ist ohne weiteres klar; der kleine Abenteuerer, der Kaiser geworden war, hielt sich für weit klüger als alle anderen Menschen; in allem.

Die Etappen des Wirtschaftskrieges sind bekannt; man liest sie am deutlichsten ab an den wechselvollen Schicksalen Hannovers in den Jahren seit 1803. Damals wurde das Land von Napoleon erobert, 1805 wurde es an Preußen abgetreten unter der Bedingung, daß britische Schiffe von den Häfen Preußens ausgeschlossen würden; nach dem Krieg 1807 wurde ein Teil zum Königreich Westfalen

geschlagen, 1810 noch der Rest, aber im selben Jahre schon der nördliche Teil wieder direkt in Frankreich einverleibt, einschließlich der Hansestädte; zur selben Zeit wurde auch Holland einverleibt, da des Kaisers Bruder sich weigerte, gegen die Interessen des vom Handel abhängigen Landes die Sperre gegen England durchzuführen. Im Frieden zu Tilsit wurden auch Dänemark und Rußland in das Kontinentalsystem einbezogen. Es schien damit auf seinem Höhepunkt zu sein, denn theoretisch war der ganze Kontinent dem britischen Export verschlossen. Offiziell. Tatsächlich wurde diese Blockade durch einen unermeßlichen Schmuggel immer wieder und in großem Maße durchbrochen; am meisten in den Handelsstädten, denen der Lebensfaden durch die Kontinentalpolitik sonst so gut wie abgeschnitten gewesen wäre. Für die Findigkeit der Schmuggler ist ein Beispiel aus Hamburg bezeichnend; man verpackte die englische Ware in Särge und führte sie so in eine Vorstadt ein, und es dauerte lange, bis die französischen Zöllner, die natürlich einer Mauer der Interessenten gegenüberstanden, diese List entdeckten. So war es nur folgerichtig, daß das System der Absperrung 1810 durch zwei Dekrete ergänzt wurde, deren eines die Zölle auf Kolonialwaren (wozu man damals auch Baumwolle rechnete, da das Wort im eigentlichen Sinne gebraucht wurde) prohibitiv erhöhte, deren anderes befahl, alle verbotene Ware, wo immer sie gefunden wurde, zu fassen und zu verbrennen, um so dem Schmuggel den Hals umzudrehen.

1811 sah Napoleon den schließlichen Sieg sicher vor sich. Zu einer Deputation von Handel und Gewerbe, die ihn zur Geburt des Sohnes beglückwünschte, sagte er, England sei weit herunter, seine Zollschranken fügten ihm das größte Übel zu. Er werde nicht Frieden schließen wie die Bourbonen vor ihm. „Ich bin nicht der Nachfolger der französischen Könige, sondern derjenige Karls des Großen, und mein Reich ist eine Fortsetzung des Kaiserreiches der Franken. England schadet sich selbst mit seiner Blockade; es lehrte uns, wie wir seine Produkte entbehren können. Bald werde ich Rübenzucker genug haben, um ganz Europa damit zu versorgen." Tönende Worte, Wunschbilder, denen die Wirklichkeit nicht entsprach. Ausgesprochen in einem Augenblick, da sich eben herausstellte, daß die wirtschaftliche Bilanz des Handelskrieges für Frankreich negativ war. Wohl ging es auch England zeitweise nicht gut; das Pfund sank auf 17 Fr. statt 25 der Parität, es gab große Arbeitslosigkeit infolge der Ausfuhrschwierigkeiten, vermehrt noch durch die einsetzende Rationalisierung, den Ersatz der Handarbeit durch die Maschine. Aber die größte Gefahr hatte Napoleon selbst von England abgewandt: die Hungersnot. Gebannt in seine einseitig merkantilistischen Gedankengänge, hatte er nur die englische Ausfuhr bekämpft, die Einfuhr nach England sogar gefördert. Dabei hatte England Mißernten, die es auf Zufuhren anwiesen.

In Frankreich selbst war die Folge des Handelskrieges eine allgemeine Erhöhung aller Preise und, trotz des Schutzzollsystems, der Niedergang der Industrie. Teils als Folge der Preiserhöhungen in Frankreich, teils weil die anderen europäischen Länder, da sie nicht nach Frankreich exportieren durften, der Zollgrenze wegen, nicht kaufkräftig genug waren, französische Industrieerzeugnisse abzunehmen. Es kam eben 1811 zu einer allgemeinen kontinentalen Wirtschaftskrise, die schließlich in Frankreich besonders stark war. Napoleon milderte sie zwar durch Subventionen, aber die Zahl der Zusammenbrüche war sehr groß, das ganze Wirtschaftsleben stockte, und plötzlich wurde es der Bourgeoisie klar, auf wie unsicherem Boden das Gebäude der napoleonischen Herrschaft stand. Die wirtschaftliche Krise wurde zur Vertrauenskrise gegenüber dem System. Verstärkt

durch einen von der Politik und dem Willen des Kaisers unabhängigen Schicksalsschlag, die Mißernte des Jahres 1811, die im Frühjahr 1812 zu besonderen und umfassenden Maßnahmen zwang und den Kaiser länger in Paris festhielt, als er gewollt hatte und als für den russischen Feldzug gut war.

Entscheidender sind die politischen Auswirkungen. Das Russische Reich, gegenüber den westlichen Ländern wirtschaftlich minder entwickelt, leidet besonders hart unter der Sperre. Es hat bisher seinen recht beträchtlichen Bedarf an Kolonialwaren und Rohstoffen mit der Ausfuhr von Holz, Teer, Eisen und Hanf beglichen. England war der einzige Abnehmer. Nun stockt die Ausfuhr. Die Wechselkurse fallen rapid; infolgedessen wird die Einfuhr teils unmöglich, teils erheblich teuer. Wohl leidet darunter die französische Exportindustrie; aber für Rußland ist viel wichtiger, daß die Staatseinnahmen erheblich sinken zu einer Zeit, wo die Ausgaben infolge des Krieges mit Napoleon, des dauernden Krieges mit der Türkei und der Eroberung Finnlands ebenso unerhört steigen. Zuletzt ist nur noch die Hälfte der Ausgaben durch Einnahmen gedeckt.

Die wirtschaftliche Zuspitzung ist es wesentlich, die den Zaren dazu veranlaßt, im Dezember 1811 durch einen Ukas einmal die Einfuhr von Luxuswaren, speziell Seidengeweben und Wein, also Artikeln der französischen Ausfuhr, prohibitiv zu besteuern, dann, was für Napoleons außenpolitische Absicht entscheidend war, neutralen Schiffen den Verkehr mit Rußland zu erleichtern; der Zar wußte, daß diese Schiffe, auch wenn sie die schönsten Ursprungszeugnisse für ihre Waren beibrachten — und vielleicht gerade dann — nichts anderes waren als Blockadebrecher, Importeure englischer Waren. Napoleon wußte es auch; wo nicht, hätten die nächsten Monate es ihn lehren können, wo sich der Strom englischer Ware vom Osten her nach Europa ergoß.

Indem Alexander diese Ukase erließ, rechnete er mit dem Krieg; er gab sie nicht heraus, um ihn zu beschleunigen, aber da er ihn seit langem kommen sah, war es ihm gleichgültig, ob er darüber komme. Er war überzeugt, daß es keinen Zweck habe, mit dem korsischen Usurpator Pakte zu schließen. 1807 hatte Napoleon das Haus Oldenburg in seinem Besitz garantiert, 1810 hatte er es depossediert: „Welchen Wert können die Allianzen haben, wenn die Verträge, auf denen sie beruhen, den ihrigen nicht behalten?" — sagte der Zar in einem Rundschreiben an die europäischen Mächte. — Er traf damit den Kern. Da Napoleon alle Verträge brach, wenn es ihm in seine Politik paßte, machte er sich selbst vertragsunfähig.

Noch 1812 gelang es infolgedessen dem Zaren, den Krieg mit der Türkei zu beenden, mit Schweden ein Bündnis zu schließen. Als Napoleon nach Rußland zog, hoffte er auf einen leichten Sieg, und seine Phantasie, ausschweifend wie seit seinen ersten Siegen, rechnete mit dem Vorstoß nach Indien, dem Sieg, dem endlichen, über England. Statt dessen war sein Machtsystem unterhöhlt und konnte den einen großen Mißerfolg nicht überwinden. Der so oft die Ideologen verhöhnt hatte, war selbst ein Ideologe, ein Götzenanbeter der militärischen Macht, eine hemmungslose und im letzten Sinne unmoralische Figur.

Seine Gegner sahen sofort das verdiente Schicksal, die Franzosen haben es erst später erkannt; aber heute ist es eine allgemeine Erkenntnis in Frankreich — wenn wir von einigen Außenseitern absehen, die in Frankreich niemand ernst nimmt — daß seine Regierungszeit im ganzen für das Land nur ein großes Unglück bedeutete. Und dies ist das schärfste Urteil. Gewiß nicht unverdient.

KURT WAGENFÜHR

Der Einsatz des Rundfunks im Kriege

In den letzten Jahren hat der Rundfunk als Instrument der Politik und Mittel internationaler politischer Verkündung und Einflußnahme eine außerordentliche Bedeutung gewonnen, die nur von wenigen Staaten vorausgeahnt wurde und daher nur bei ihnen vorbereiteten Boden im Organisatorischen, Sendemäßigen und hinsichtlich der Erziehung der Hörerschaft fand. Das Wesen des politischen Rundfunks und damit das Wissen um die Wirkung des politischen Rundfunkeinsatzes erkannten zuerst Rußland, Italien und (seit 1933) Deutschland, wobei nur einschränkend bemerkt werden muß, daß Italien bis vor etwa zwei Jahren seinen Rundfunk fast ausschließlich als außenpolitisches Instrument einsetzte, während die anderen beiden Länder ihn in gleicher Weise inner- und außenpolitisch zur Wirkung kommen ließen. Fast alle anderen Staaten wandten ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem Unterhaltungsrundfunk zu, in dessen Rahmen ein neutral gehaltener und als solcher als „unpolitisch" bezeichneter Nachrichtendienst stand. Diese Linie wurde im ersten Jahrzehnt der Rundfunkentwicklung verfolgt; gerade mit ihrer Einhaltung sollten die breitesten Hörermassen für den Rundfunk gewonnen werden, ja verschiedentlich wurde sogar die Ansicht vertreten, daß ein politisierter und politisierender Rundfunk, erst recht aber ein Rundfunkorganismus als Propagandainstrument auf Ablehnung der Hörer treffen würde.

Bald aber zeigte es sich, daß diese Ansicht nicht haltbar war. Es stellte sich nämlich heraus, daß in allen Zeiten politischer Hochspannung eine ungewöhnliche Zunahme an Rundfunkhörern stattfand, der nach Beilegung der jeweiligen Krise durchaus kein Rückgang in der Hörerzahl folgte. Dieser Umstand war naturgemäß auf ein erhöhtes Nachrichtenbedürfnis zurückzuführen, das schnell, umfassend und den jeweiligen Bedürfnissen am besten angepaßt nur der Rundfunk befriedigen konnte, der dabei — infolge der Knappheit seiner Mitteilungen und der „Flüchtigkeit" des gesprochenen Wortes — nicht den Zeitungen Abbruch tat, sondern zu ihrer Bedeutung noch beitrug. Der politische Rundfunk gewann in den verschiedensten Formen, mehr oder weniger ausgeprägt, an Boden und Wirkung. Diese neue Mission erhielt eine weitere Bedeutung mit der Entwicklung des Nachrichtendienstes in fremden Sprachen, die zwangsläufig die innerpolitische Funktion in eine außenpolitische wandelte bzw. diese einbezog.

Damit war der Grenzenlosigkeit der Rundfunkwirkung, die ja seit Bestehen von Rundfunksendern ein allgemein bekanntes Grundelement seines Wesens ist, ein weiterer Inhalt gegeben worden. Die natürliche Weiten- und Breitenwirkung über die Grenzen hinaus wurde zu einer bewußten Einwirkung mit dem Ziel, auch außerhalb des eigenen Territoriums eine möglichst große Hörer-

schaft zu erreichen und sie intensiv anzusprechen. Man kann sagen, daß das Gesetz der Grenzenlosigkeit, das bereits lange entdeckt war, nun auch erkannt und angewandt wurde. Die dabei benutzten Methoden waren unterschiedlich; sie richteten sich zuerst nach dem innerpolitischen Gebrauch des Aussendelandes, bis man in Erkenntnis des Einsatzes dazu überging, sie auch auf die Mentalität des empfangenden Landes und seiner Hörer abzustimmen. Das eine Sendeland wandte z. B. ausgesprochen primitive Propagandamethoden an, deren Tenor ständig wiederholt wurde und so wirksam werden sollte. Das andere bevorzugte die überlegen-spöttische Polemik, das dritte den „objektiven" Nachrichtendienst, in den Meldungen mit bestimmter Tendenz eingestreut wurden.

Man kann über den Wert und den Unwert der einzelnen geteilter Ansicht sein; ihr Ziel war stets, eine bestimmte Einwirkung zu erreichen, die ebenso in der unmittelbaren zugesprochenen Information wie in der falschen Unterrichtung, in der Zersetzung, in der Abwehr, im Angriff und in der Polemik sowie in der Erzeugung oder Verhinderung bestimmter Stimmungen und Ansichten liegen konnte. Es war also durchaus verständlich, daß in diesem Zusammenhange neue Bezeichnungen wie „Ätherduelle", „Rundfunkkriege" usw. auftauchten. Die ersten großen Abwehrkämpfe in der Rundfunkgeschichte führten Deutschland nach 1933 und Italien während des Abessinienkrieges gegen die Sanktionsländer. Eine sich immer deutlicher abzeichnende Systematik eines solchen Rundfunkeinsatzes machte sich dann im spanischen Bürgerkrieg bemerkbar und während der nachfolgenden politischen Krisenzeiten in Europa, deren Auswirkungen in fast allen Rundfunkorganisationen in Erscheinung traten, und zwar nicht allein rein nachrichtenmäßig. Der Äther erzitterte — und beruhigte sich wieder, es blieb eine gewisse Spannung bestehen, die den geschulten Hörerohren erkennbar war.

Es ist also nur verständlich, daß jeder Staat diese Rundfunkwirkung in seine Betrachtungen über mögliche Ernstfälle einbezog und an Maßnahmen dachte, um sie zu verhindern oder zu beeinträchtigen. Der jetzige Krieg brachte denn auch ein gewaltiges Ansteigen der Nachrichtendienste in der eigenen und in den verschiedensten Fremdsprachen, in polemischen Sendungen usw. Neben den in der Wirkung immer nur begrenzten Flugblättern, die als „Schmuggelware" in ein fremdes Land getragen und wie eine Rundfunksendung an einen unbestimmten (aber im Vergleich sehr kleinen) Empfängerkreis gerichtet werden, blieb die Rundfunkwelle das einzige Mittel, um die allseitig streng für alle sonstigen Einwirkungen geschlossenen Grenzen zu überwinden.

Dieser Einwirkung kann begegnet werden. So können Störsender eingesetzt werden, die mit Signalen eine feindliche Aussendung „zerhacken" und unverständlich machen. Es kann auf eine Nachricht sofort geantwortet werden, es kann der Empfang ausländischer Sender verboten werden. Deutschland hat den letzteren Weg eingeschlagen.

Der Rundfunk ist heute ohne Zweifel das wichtigste Instrument der direkten Ansprache von Land zu Land. Es gibt kaum eine Rede eines Staatsoberhauptes oder eines Politikers von Rang und Ruf, die nicht vor der Drucklegung in

der Presse ihren Weg um die Welt über die Rundfunkwellen genommen hat. Mehr als einmal erschienen in den Zeitungen und Zeitschriften Bilder, die zeigten, wie ein Staatsoberhaupt im Kreise seiner Minister vor einem Rundfunkempfänger saß und mit dem Kabinett gemeinsam die Ansprache eines anderen Staatsoberhauptes abhörte. Dieses unmittelbare „Kontaktnehmen" zwischen Regierungen ist nur eine Seite des Rundfunkeinsatzes im politischen Leben; wichtiger ist das Erfassen der Gesamtheit eines oder mehrerer Völker, was nur möglich ist, wenn die Vielzahl der Einzelhörer direkt angesprochen werden kann. Also Überwindung des Raumbegriffes oder — mit anderen Worten — das Schaffen neuer unsichtbarer Räume.

Wir wollen die Bedeutung des Rundfunks im Rahmen des Gesamteinsatzes während des Krieges weder unter- noch überschätzen. Der Rundfunk wird einmal eine ganze Reihe von Betrachtungen im Blick auf die Einwirkung auf die innere Front, auf das gesamte „Hinterland" auslösen. Die Rundfunksendung kann zum unsichtbaren „Feind im Lande" werden, der gerade wegen seiner Allgegenwärtigkeit von nicht zu unterschätzender Macht sein kann. Die bisherigen kriegerischen Entwicklungen nach 1918 (Gran-Chaco-Krieg, Italienisch-Abessinischer Krieg, spanischer Bürgerkrieg und Japanisch-Chinesischer Krieg) konnten über den Rundfunkeinsatz noch kein geschlossenes Bild geben, da in allen diesen Konflikten die „Rundfunkwaffen" ungleich und deshalb auch in ihren Wirkungen nicht klar abwägbar sind. Dieser Krieg zeigt zum ersten Male einen Großeinsatz in der ganzen Bedeutung des Wortes, der nicht auf den Kontinent begrenzt ist, in dem sich die kriegführenden Staaten gegenüberstehen. Gerade diese interkontinentale Wirkung kann heute noch nicht beurteilt werden.

PAUL FECHTER

Das Laster des Barock

Man hat seit den Tagen des Cäsar und des Tacitus den Germanen und später den Deutschen allerhand Laster nachgesagt, von der Streitsucht und der Trägheit bis zur Neigung zu Völlerei und Trunk. Diese namentlich ist durch die Jahrhunderte immer wiederkehrendes Thema freundlicher wie feindlicher Vorwürfe: das Volk der Dichter und der Denker wird seltsamerweise zu gleicher Zeit als Volk des Rausches und der Maßlosigkeit bezeichnet, als das Volk ohne Grenzen und ohne Form, das immer von neuem vergeblich sein Maß und seine Form suchen geht.

Urteile über Völker sind immer mißlich und charakterisieren meist den, der sie fällt, mehr als das von ihnen betroffene Objekt. Man könnte auch über diese zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht an bestimmten Stellen des künstlerischen Niederschlags der deutschen Wesensart in der Tat Züge aufträten, die zum mindesten in die Nachbarbereiche des Rausches und der Maßlosigkeit

führen – nämlich überall da, wo ein Zeitalter das Kennwort barock fordert. In der Literatur wie in der Architektur, im Ornament wie in der Sprache brechen immer wieder Symptome aus, die so sehr in das Gebiet des Überschwangs, der Hemmungslosigkeit und des Rausches hinübergreifen, daß man in Versuchung gerät, zusammenfassend von einem eingeborenen Laster des Barock zu sprechen, das zu den Grundlagen des deutschen Wesens zu gehören scheint und wahrscheinlich jene mehr ins Physiologische hinübergreifenden Vorwürfe aus den Ernährungsbereichen mit zu verantworten hat.

Der Begriff Barock muß hier etwa in dem Sinne verstanden werden, in dem ihn noch Jacob Burkhardt sah, wenn er von Fieberphantasien der Architekten sprach. Er darf nicht als bloße Stilbezeichnung im Sinn Wölfflins verstanden werden, sondern als Umschreibung einer Temperamentsbesonderheit, die, sich auswirkend, zu Formqualitäten und -quantitäten führt, die man nur mit dem Wort barock zu bezeichnen vermag. Der Begriff ist nicht beschränkt auf die Zeit des Barock: Phänomene der Gotik wie des Naturalismus fallen ebenso in seinen Geltungsbereich. Die Ornamentik des ausgehenden 15. Jahrhunderts, wie sie etwa die modisch eingebrochenen Renaissanceformen des Turms von St. Kilian in Heilbronn überwuchert, das Maßwerk des Lettners von Münster in Westfalen wie der Faltenschwung der Apostel des Güstrowers Claus Berg – das alles ist ebenso barock wie die Dekorfülle, die im 17. und 18. Jahrhundert die ehrwürdigen romanischen Dome von Hildesheim, von Würzburg überwuchert. Von den Zusammenhängen zwischen Gotik und Barock ist oft gesprochen worden: sie kommen im Grunde aus der gleichen, zum wenigsten aus sehr verwandten Quellen, und der eigentliche Gegenpol dieser rauschhaften Welt ist eben das Romanische, das das Barock später mit gutem Grund zu zerstören und zu verdecken suchte. Das Romanische und der ihm eng verwandte Stil des Übergangs ist das Barockfeindliche viel mehr als das Klassische oder Klassizistische: es ist Ausdruck der anderen Komponente des deutschen Wesens, des Willens zur harten Selbstbändigung: es ist, bildlich gesprochen, das Ethische gegenüber dem Lasterhaften, das Gebändigte gegenüber dem Rauschhaften, das maßvoll Geordnete neben dem maßlos Ausbrechenden – das nicht allein den barocken Epochen angehört, sondern zu allen Zeiten im Hintergrund lauert, wartend, daß seine Stunde wieder anhebe.

In gleicher Weise ist in der Literatur barock nicht nur eine Eigentümlichkeit des Zeitalters, das die Tage der Renaissance ablöst: das Rauschhafte bricht auch hier zu allen Zeiten wieder und wieder aus, wenn sich die Bindung zwischen Wesen und Wort zu lockern beginnt und die Worte anfangen sich selbständig zu machen. Der überragende Meister des echten Zeitbarock ist Johannes Fischart, der Übersetzer des Gargantua, dessen Wortreichtum und Wortphantastik so wuchernd und überwuchernd in immer neuen Variationen und Assoziationen aufsteigt, daß eine Seite des heiligen Originals sich bei ihm zu vier, fünf Übertragungsseiten, barocken Um- und Neudichtungen erweitert. Schon das Titelblatt seiner Rabelais-Übersetzung mit der nicht endenden Adjektivreihe zeigt die genießerische Lasterhaftigkeit dieses Sprachbarock, die noch an den unwahr-

scheinlichsten Stellen sich bemerkbar macht. Die Trunkenen-Litanei der Gargantua-Umdichtung Fischarts ist so gewaltsam ausbrechende Freude an den Möglichkeiten der eigenen Sprachfülle und Sprachauswirkung, daß das Kennwort barock fast zu schwächlich für diese wuchernde Fülle ist.

Es ist mehr als Zufall, daß Jean Paul diesen Zug an Fischart zärtlich liebte: er ist selbst so etwas wie der wiedergekehrte Fischart, ein riesiger Barockmensch der Unerschöpflichkeit, ein Dichter aus dem Paradies der selbstherrlichen Worte und ihrer unendlichen Möglichkeiten, der letzte der großen Unbegrenzten und der größte der Antiklassiker, die das Land so oft hervorgebracht hat. Das Laster des Barock der Sprache wie der Bildung ist Träger seines ganzen Werks: der heimliche Gotiker der Form zeigt die Beziehungen zwischen Gotik und Barock auch auf dem Gebiet der Sprache. Das endlose Maßwerk der Jean Paulschen Wortwelt überwuchert alles: die schlimmste Brentanosche Variationenlust ist bescheidener Zopf, gemessen an dem großartigen Leben aus dem Rausch, das den Titandichter erfüllt. Die Wirklichkeit verschwindet hinter dem wuchernden Gestrüpp der Sprache — obwohl zuletzt dies lasterhafte Barock ebensosehr aus allzu großer Hingebung an die Realität der tanzenden Assoziationen wie aus rauschhaft sich genießender Freiheit von aller Wirklichkeit wächst. Ein Beispiel für diese seltsame Verbindungsmöglichkeit von Naturalismus und Barock ist Arno Holz. Er besaß nicht umsonst die glänzende Einfühlungsmöglichkeit in die barocke Welt, der seine Daphnislieder entsprangen: er war selbst im Grund trotz allem theoretischen Naturalismus ein besessener Rauschmensch, denen Nüchternheit Selbstschutz, nicht Wesen war. Sein Drama „Sonnenfinsternis" mit den sich überstürzenden endlosen Wortkatarakten ist Barock mit einer Übersteigerung der Mittel, die unmittelbar an Fischart grenzt. Zeilen um Zeilen werden mit überquellenden Eigenschaftswörtern gefüllt, mit wütender Ekstatik, hinter der die Angst vor der eigenen Nüchternheit lauert: der Naturalismus erweist sich wie im Barock des Blut-und-Wunden-Stils der Herrnhuterzeit als die fast naturgegebene Ergänzung des Überschwangs im Formalen wie im Sprachlichen. Die Romantik, auf deren nahe Beziehung zum Barock jetzt Richard Benz in seinem schönen Buch über die Malerei der deutschen Romantik wieder verwiesen hat, erweist sich ebenfalls als Zweig der Rauschwelt des Überflusses: Nietzsche bekommt von hier aus gesehen im Zarathustra wie in seinen Versen Züge des Barocks genau so wie Hofmannsthal oder George: Hofmannsthals „Psyche" und Georges „Algabal" sind wesentliche Dokumente des Sprachbarocks der Wilhelminischen Zeit, das man neben dem Barock der Begasplastik und der Ihne-Architektur meist übersehen hat.

Das Phänomen ist gegeben: Problem ist die Frage nach dem Ursprung. Liegt in der Erscheinung dieses Barock auf wesentlichen Gebieten des geistig künstlerischen Lebens, wie die anderen meinen, ein negativer, zu verneinender Zug, etwas in der Tat Lasterhaftes oder ist der Vorgang nicht vielmehr doch mißverstandene Auswirkung entgegengesetzt zu wertender Voraussetzungen in der seelischen Grundstruktur des Volkes? Ist dieses Laster des immer wiederkehrenden Barocks nicht am Ende die Folge eines übergroßen Reichtums an innerem

Besitz, der, von den Zeiten der gebändigten Stile lange unterdrückt, sich von Zeit zu Zeit mit der Wucht eines Geisirs ausbrechend Luft machen muß? Ist dieses Barock der Formen in der Plastik, in der Architektur, dieses Wuchern des Ornaments über den Schwung der tragenden Form nicht Selbstbefreiung eines Seins, das die Bändigung des Formalen, nicht der Form, die ganz etwas anderes ist, auf die Dauer nicht verträgt, sondern eben Verwirklichung in einem der Tat näher benachbarten, noch nicht begrifflich und gesetzlich eingeengten Schwung des Leben schaffenden Lebens sucht? Wächst dieses Ausbrechen im Katarakt selbstherrlicher Wortstürze nicht aus dem instinktiven Ahnen der Tatsache, daß die Seele, d. h. das eigentliche Leben, bleibende Verwirklichung wesentlich in der Welt der Worte findet und daß man von diesem Leben, seinem Glanz und seiner Fülle gar nicht genug fassen kann, daß man seinen Reichtum und seine Vielfalt mit immer neuen Nuancen, immer neuen Wendungen und Tönen festhalten muß? Ist die barocke Wildheit und Selbstherrlichkeit nicht im Grunde tiefster Respekt vor der Herrlichkeit und dem Wunder des inneren Reichtums, Ausdruck einer Verbundenheit mit den Geheimnissen und der Vielfalt der inneren Welt, von der die anderen keine Ahnung haben? Ist, was sie Rausch und Hemmungslosigkeit nennen, im Grunde nicht beinahe auch wieder dieselbe Treue zum Wirklichen, die überall die Welt der Deutschen trägt?

Die Fragen stellen, heißt sie bejahen. Das scheinbare Laster ändert sein Vorzeichen, das Barock enthüllt sich im Grunde als das Gegenteil von dem, was man gemeinhin barock nennt. Daß damit ein neuer Widerspruch zu den vielen andern tritt, die nach der Meinung der andern angeblich unser Wesen durchziehen, soll uns um so weniger stören, als die Zeiten, die der Historiker barock zu nennen pflegt, nicht unsere schlechtesten, sondern unsere reichsten gewesen sind: wir wollen gerne in den ärmeren Zwischenepochen weitere Ausbrüche des verborgenen Reichtums suchen gehen. Selbst auf die Gefahr hin, daß die andern uns daraufhin noch mehr Neigung zu Rausch und Übersteigerung vorwerfen: als Männer werden wir auch das zu ertragen wissen.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Jakob Böhme (1575–1624)

In Gottes Geheimnis hat's keine Doktores, sondern nur Schüler.

*

Was nicht in Knechts Amte vor Gott dienet, das ist alles falsch, es sei hoch oder niedrig, gelehrt oder ungelehrt; wir sind allzumal nur Diener des großen Gottes.

Ach Gott, wieviel giftigen Zorn und Bosheit eigner Rache führen wir in deinem Namen! Da wir einander in unserm hoffärtigen Sinne mit deinem Namen lästern, treten und denselben in tyrannischer Gewalt führen und anders mit deinem Namen nichts tun, als der abgefallene Teufel tut.

*

O lieben Menschenkinder, alle, die ihr von Adam herkommen und geboren seid in allen Insuln und Landen, wo ihr da wohnet, wes Namens ihr seid, merket's: der Gott Himmels und der Erde, der uns alle geschaffen hat und gezeuget aus einem Leibe, der uns Leben und Odem gibt, der uns erhält unsern Leib und Seele, der rufet uns alle in e i n e Liebe! Ihr seid weiland irre gegangen, denn ihr habet Menschentand gefolget, und der Teufel hat euch betrogen, daß wir uns untereinander hassen, ermorden und anfeinden; tut eure Augen auf und sehet, haben wir doch alle einen Odem und sind aus einer Seele geboren: wir haben alle einen Gott, den wir ehren und anbeten, derselbe einige Gott hat uns alle geschaffen; dazu haben wir einen Himmel, und der ist Gottes, und Gott wohnet darinnen. Wir werden an jenem Tage alle zusammenkommen, die wir in Gott getrauet haben: Was zanken wir lange um Gott und seinen Willen?

*

Gott wirft keine Seele weg, sie werfe sich denn selber weg: eine jede ist sich selbst Gericht.

*

Wiewohl die Vernunft ein edles Wesen ist, aber ohne Gottes Geist ist sie blind.

*

Hat uns Gott Macht gegeben, seine Kinder zu werden und über die Welt zu herrschen, warum nicht auch über den Fluch der Erde? Es soll's keiner für unmöglich halten, es gehöret nur ein göttlicher Verstand und Erkenntnis dazu: Welcher soll blühen in der Zeit der Lilie und nicht in Babel, denen wir auch nichts geschrieben haben.

*

Alles muß den Schöpfer aller Wesen loben, die Teufel loben ihn in der Macht des Grimmes, und die Engel und Menschen loben ihn in der Macht der Liebe.

*

Träget doch eine Biene aus vielen Blumen Honig zusammen, ob manche Blume gleich besser wäre als die andere; was fraget die Biene danach? Sie nimmt, was ihr dienet. Sollte sie darum ihren Stachel in die Blumen stechen, so sie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Mensch tut? Man streitet um die Hülsen und den edlen Saft, der zum Leben dienet, lässet man stehen.

*

Gott wird seinen Weizen selber fegen.

Es wird alles von dieser Welt vergehen. Die Erde wird verschmelzen, alle Felsen und Elemente, und wird nur das bleiben, das Gott haben wollte, um welches willen er diese Welt hat geschaffen.

*

In diesem Spiegel beschaue dich, du schöne Welt, was du in deinen hohen Ständen und Ämtern bist; allesamt, vom Kaiser an bis auf den Bettler und Geringsten, nur Viehhirten. Ein jeder ist nur ein Viehhirte, denn er verwaltet nur ein Amt des tierischen Menschen und hat unter seiner Botmäßigkeit nur über Tiere zu herrschen und nichts mehr; denn über den innern göttlichen Menschen kann kein weltlich Amt herrschen; er muß in seinem Amte nur einen Haufen Tiere hüten, sie regieren und ihrer pflegen, hingegen pflegen sie ihn wieder. Mit diesem Viehhirtenamte stolzieret nun der irdische Luzifer, als hätte er ein englisch Regiment, und ist doch vor Gott nur ein Viehhirte und nichts mehr.

*

Was hilft dir deine Wissenschaft, wenn du nicht darin streiten willst? Nichts. Es ist ebenso, als wenn einer einen großen Schatz wüßte, und stürbe Hungers bei seiner Wissenschaft.

Diese Worte Jakob Böhmes, des „philosophus teutonicus", sind den Büchern des Inselverlages „Jakob Böhmes Schriften" (Der Dom. Bücher deutscher Mystik) und dem „Böhme-Brevier" (Insel-Bücherei Nr. 551) entnommen. Beide Bücher wählte Friedrich Schulze-Maizier aus und leitete sie ein. Aus jahrelangem, tief eindringendem Studium des großen deutschen Mystikers versteht es Schulze-Maizier, auch dem der mystischen Gedankenwelt Fernstehenden das eigentliche Anliegen Böhmes an Gott und seine Mitmenschen so nahe zu bringen, daß nun jedem der Weg zu diesem tiefen Wasser offen steht. Böhme beantwortet auch uns tapfer und gläubig die Fragen, die heute vor dem enthüllten Meduſenhaupt der Wirklichkeit jedem ernsten Menschen sich stellen.

Die Schriftleitung.

OTTO FREIHERR V. TAUBE

Erinnerungen an die Casa Pasolini

Gegenüber dem bereits altertümlich gewordenen Salon der Gräfin Lovatelli vertrat vor Ausbruch des Weltkrieges der der Gräfin Pasolini die Gegenwart. Die Pasolini sind keine Römer, sie gehören zum Feudaladel der Romagna. In seiner Kultur der Renaissance spricht Jacob Burckhardt von „einer jener nie endenden Vendetten" zwischen ihnen und den Sforza, die, bäuerlichen Verhältnissen entsprossen, jedoch durch Erwerb des Herzogtums Mailand und anderer Kronen die Pasolini überholten. Erst der Kauf des Palastes der ausgestorbenen Santacroce von deren Erben, den Sforza-Cesarini — gleichsam ein Sieg nach Jahrhunderten über das feindliche, ehemals überlegene Geschlecht —

und, während des Weltkriegs, die Vermählung der Söhne mit Töchtern der römischen Fürstenhäuser Altieri und Borghese ließ die Pasolini in Rom Wurzeln schlagen. Der Herr des Hauses, Graf Pier-Desiderio Pasolini, war einer der größten Grundbesitzer der Romagna; seine Güter galten für musterhaft bewirtschaftet. Er war Senator des Königreiches (Mitglied der ersten Kammer), und als solcher rege. Seine Muße widmete er der Geschichte. Zu den Bewunderern seines Werkes „gli anni secolari" (Rom 1903) gehöre, hieß es, der Kaiser Wilhelm. Sein Werk über Catarina Sforza ist 1895 in deutscher Übersetzung erschienen. Die Gräfin war Mailänderin; ihr Bruder, der Marchese Ponti, bekleidete eine Weile das Bürgermeisteramt seiner Vaterstadt.

Zu meiner Zeit bewohnten die Pasolini als Mieter ein Stockwerk am Corso im Palazzo Sciarra. Sie verbrachten nur den Winter in Rom; den Sommer verteilten sie auf ihr Hauptgut bei Ravenna, den alten Familienpalast in dieser Stadt und ein schmuckes Strandhaus in Rimini. Seit wann der Salon der Gräfin blühte, weiß ich nicht. Er hatte ehemals viel zum Wachsen des Dichterruhms Gabriele d'Annunzios beigetragen. Dichtung und jegliches höhere Schaffen und Streben wurden in ihm stets gefördert dank der Begeisterungsfähigkeit beider Gatten und ihrer Bereitschaft, sich für Bewundertes einzusetzen. Ich lernte die Casa vor allem als einen politischen Mittelpunkt kennen.

Dem Grafen war ich schon 1903 begegnet. Ich war ein 23jähriger Junge; es war auf einem Nachmittagsempfange der schönäugigen kleinen Gattin des chilenischen Gesandtschaftsrats Grez. In den engen Räumen drängte man sich nur so der hübschen Hausfrau zuliebe, und da es dort von farbenfrohen, kreischstimmigen und lauten Südamerikanerinnen wimmelte, glaubte man sich in einem Käfig voll Papageien, fühlte sich oft auch betäubt von den starken Düften, mit denen sie sich zu besprengen liebten. Dennoch erlebte ich gerade in diesem Hause mehrmals gehaltvolle Gespräche, und zwar immer mit älteren Herren. Das eine Mal setzte mir der süditalienische Marchese Ayala-Valva das Verhältnis der dortigen Landadeligen zur übrigen Bevölkerung auseinander: „Wenn ich in meiner Equipage ausfahre und sehe einen meiner Landarbeiter oder auch nur irgendeinen Alten mühsam durch die Hitze wandern, nehme ich ihn zu mir in den Wagen. Das tun wir alle. Das täten Sie, soweit ich gehört habe, in Deutschland nicht." Er öffnete mir die Augen für das Fortbestehen altitalischen Klientelwesens, für das Fortbestehen uralter Treueverhältnisse unerachtet aller demokratischer Staatsformen, Treueverhältnisse, die den damaligen Grundherren — namentlich in Sizilien — gestatteten, ihre Hintersassen zu den bedenklichsten Aufträgen zu verwenden.

Das andere Mal aber „brauste" durch die winzigen Salons der Chilenin ein langer, hagerer, etwas vorgebeugter weißbärtiger Herr mit flammenden Augen; ohne daß ich ihm vorgestellt wurde, fanden wir uns in einem Gespräche über Zeitfragen, das er, beim Hinweggehen, nicht unbeendigt lassen wollte; er nötigte mich hinaus, warf sich im Vorraum einen pelerinenbehangenen wallenden Seidenmantel um, bat sich, auf der Treppe, von mir die Besuchskarte aus, um zu wissen, wer ich wäre, gab mir die seine und sprang, fuchtelnd und mantelwallend, in ein hübsches Coupé, das ihn mir entführte. Mein Eindruck war „ein Original", aber auch ein „prächtiger, bedeutender alter Herr". Ich las auf der Karte den Namen „Graf Pasolini", den ich noch nie vernommen hatte, und fragte meinen Freund, den portugiesischen Vicomte Sarmento, der alle Welt kannte, nach ihm. So erfuhr ich vom Vorhandensein des Salons. Ich wäre gern in ihn eingedrungen,

allein, ich begegnete dem Grafen nicht mehr, und Besuch in seinem Hause zu machen, ohne der Gräfin vorgestellt zu sein, gestattete die italienische Sitte nicht, es sei denn auf Grund besonderer Empfehlung. Diese erhielt ich erst 1907 durch einen Verwandten, der dort inzwischen bekannt geworden war. Sie verhalf mir zu freundlicher Aufnahme.

Die Gräfin Maria Pasolini war nicht mehr jung, ihr blondes, reichliches Haar bereits stark ergraut. Sie war nicht schön, eine fast derbe Erscheinung. Aber sie war lauter Ausdruck und Bewegung, und diese waren von einem Zauber, dem man schwer widerstehen konnte. Ausdruck war ihr großer, beseelter Mund, Ausdruck waren ihre hellen Augen. Sie hatte einen Ausdruck, der oft an den ihrer Freundin Eleonora Duse erinnerte. Sie eroberte mich auf den ersten Blick nur durch ihren Ausdruck; denn Ausdruck war auch ihre dunkle Stimme. Sie hatte stürmische Bewegungen; wenn sie einen bewillkommnete, einem mit vorgestreckten beiden Armen durch den Saal entgegeneilend, ward einem festlich zumute; wenn sie bisweilen, von ihrer Lebhaftigkeit hingerissen, einen auf einmal mit „tu" und „figliol mio" – „mein Junge" – anredete, ward einem warm ums Herz, fühlte man sich ihr unterworfen und glaubte ihren Worten wie denen einer Mutter. Das gab ihr die Macht, auf mich, den Jugendlichen, so sehr einzuwirken. Ihre Unterhaltung ließ mich stets an die der Damen in Baldassar Castigliones „Corteggiano" denken; was Vornehmheit sei, wie Freiheit, Gelassenheit, Beherrschung jeglicher Lage, Anspruchslosigkeit und vor allem Schlichtheit ihre Merkmale seien, habe ich auch andere dartun hören. Aus dem Munde dieser Frau aber formte es mich.

Die Gräfin empfing an zwei Abenden der Woche, gerade an den nämlichen wie Donna Ersilia Lovatelli, montags und donnerstags; am Montag versammelte sie zuvor einige Freunde zur Familientafel, einen, zwei oder drei. Anders als die meisten damaligen Italiener, die Nichtangehörige nur ungern zu ihren Mahlzeiten zuzogen, luden einen Pasolinis oft zu Tisch, zur Mittagsstunde oder zur abendlichen Hauptmahlzeit. Dann sah man dort auch die Söhne: Pasolino, der ältere, war gelbblond, lang, schon kahlköpfig, von englischem Aussehen, ritt Jagden und trieb Landwirtschaft; Guido, der jüngere, sehr feingliedrig, dunkel, mit ausnehmend schönen Augen und vergeistigtem Gesichte, besorgte die kaufmännische Seite der Gutsverwaltung und befaßte sich, wie sein Vater, mit Geschichte. Die gesamte Familie beherrschte das Englische und Französische vollkommen. Die Gräfin und Guido zum mindesten verstanden und lasen geläufig Deutsch, kannten auch Deutschland aus eigener Anschauung. Wir unterhielten uns auf italienisch, was der Ungezwungenheit des Verkehrs sehr zugute kam.

Es war die Lebhaftigkeit und Hingabefähigkeit beider Eltern, die den Aufenthalt in diesem Hause so beglückend machten. Dabei äußerten sich diese Eigenschaften elementar, ohne jede Scheu vor Mißdeutung durch dritte, in der schon von Stendhal so sehr genossenen italienischen Eitelkeitsferne und Unbekümmertheit um das Lächerliche. So oft erlebte ich ja, wenn ich in diesem Hause weilte, Zustände und Zufälle, die einen geradezu possierlich deuchten, und die doch mit zur Anmut dieses Umgangs beitrugen. Was richtete schon nicht alles die Zerstreutheit der Gräfin und der völlige Mangel an Zeitsinn beider Gatten an! Man war zum Frühstück um ein Uhr eingeladen; im großen blausamtenen Salon konnte man lange am Fenster stehen und das Leben des Corso betrachten, ehe die Hausfrau zur Stelle war; es dauerte manchmal eine halbe Stunde, während der in jeder

Zimmerecke ein anderer Gast, keiner den anderen kennend, schwieg und wartete. Endlich stürmte mit tausend Entschuldigungen die Hausfrau herein, die sich irgendwo in der Stadt hatte aufhalten lassen; sollte nun gar der Graf an der Mahlzeit teilnehmen, dauerte es noch länger, und ehe er erschien, hörte man ihn im Vorzimmer lange Zwiesprache mit dem Diener halten. Einst fand ich mich in diesem Warteraume zwischen zwei russischen Damen. Die eine, die alte Botschafterswitwe Baronin Meyendorff, kannte ich schon von kleinauf; höchst unfreundlich betrachtete sie durch ihr Lorgnon die andere, die den Eindruck einer unsicheren alten Jungfer machte. Sie erwies sich hernach als eine Gräfin Miljutin. Endlich begann diese schüchtern auf französisch zur Baronin: „Ich glaube, wir sind einander schon einmal begegnet." – „Je ne Vous connais pas du tout", schnitt die Baronin vernichtend ab, ihre französischen Worte mit den russischen „Jot"-Lauten verquickend, und wandte sich an mich, als ob die andere Luft wäre. Und nun, nachdem die Gräfin gekommen war, diese tolle Tischordnung: am runden Tisch an dem einen Ende die Hausfrau mit der Baronin und mir zu ihren Seiten und – weit weg, durch einen unangenehm weiten Abstand von uns getrennt, ganz für sich wie ein unartiges Kind, das man gestraft hätte, die Gräfin Miljutin, der die Baronin auf kein einziges Wort antwortete oder grob antwortete. Ich habe nie erfahren können, was dieses arme Weibsbild verbrochen hatte. War's aber schon ein sonderbarer Zufall gewesen, daß man diese beiden Russinnen, von denen die eine die andere schnitt, im kleinsten Kreise zusammen eingeladen hatte, so war dieser Umstand durch die völlig zufällige Tischordnung, die vielleicht vom Ausfall einiger anderer Gäste bewirkt worden war, auf das peinlichste oder auf das lachhafteste unterstrichen. Die Hausfrau aber unterhielt sich sprudelnd und merkte nichts davon. Ein andermal unterhielt sich der Graf weniger mit seinen Gästen als mit dem auftragenden Diener; er hatte sich auf einer Kahnfahrt mit seinem Herrn ängstlich gezeigt, und wurde nun als Vaterlandsverteidiger zu größerem Mute ermahnt. Der Graf war witzig, ironisch; man wußte oft nicht, was er meinte, ob er Lustiges oder Bitteres sagte, das brachte mich in Verlegenheit. Auch sagte er gern unmögliche Dinge, namentlich in Gegenwart seiner Frau, die mit ihrem Flehen „ma Pierino!" – „aber Peterchen!" nichts erreichte. Zum Angenehmen in diesem Hause gehörte, daß man dort niemals große Menschenmengen vorfand; ich wußte, daß der deutsche Botschafter v. Jagow dort verkehrte, von meinen Bekannten Rudolf Kaßner und Alexander v. Gleichen-Rußwurm, doch habe ich sie dort niemals gesehen. Zu den „Haustieren" gehörte ein französischer Journalist Pernod, der auch in Berlin und überall eingenistet war, wie die Italiener boshaft behaupteten, dank der Gunst der Frauen, die ihm vertrauten, weil sie in ihm eine Art „Schwester", d. h. etwas völlig Ungefährliches, sahen.

Richtig vertraut in der Casa Pasolini wurde ich aber erst seit 1910, als ich einige Tage deren Gast in Rimini gewesen war. Das ist ja das Schöne im Umgang mit Italienern, die einen lange von sich zu halten pflegen und nur zu Feierlichkeiten zuziehen, daß man, einmal in einem Hause aufgenommen, auch zum Familienzugehörigen wird und sich, wie bei uns zu Lande nur unter Verwandten, fühlen und benehmen kann. Wenn ich seitdem einmal abends nach zehn mit der Gräfin und Guido plauderte und kein anderer Gast mehr kam, sagte sie etwa: „Wenn jetzt noch jemand kommt, lasse ich mich durch den Diener entschuldigen. Fahren wir zur Gräfin Lovatelli. Ich lasse anspannen." Gesagt, getan, und dann stürmte sie hinein in Donna Ersilias halbschlummernden, gelbdamastenen Salon,

Leben erweckend, Unterhaltung verbreitend, indes ich glücklich war, als Cavaliere servente, ihr aus dem Mantel geholfen zu haben und die Boa nachzutragen.

Die Tage in Rimini aber waren entzückend. Der Kraftwagen des Hauses holte mich am Bahnhof ab, Pasolino empfing mich, führte mich auf mein Zimmer und machte mir die Tagesordnung bekannt: „Sie erhalten den Morgenkaffee auf Ihre Stube; vormittags kümmert sich niemand um den anderen; Sie können arbeiten, können sich einen Band aus der Bücherei meiner Mutter holen, spazieren, ein Seebad nehmen. Wenn Sie sich langweilen, rufen Sie den Diener; es ist ein kluger Bursch, von unserem Gute, und Sie werden Freude haben, sich mit ihm zu unterhalten." Das Haus umfaßte nur einen einzigen großen Gesellschaftsraum von einfachster Ausstattung; geweißte Wände und mit rotweißem Waschleinen bezogene Stühle; die Gräfin, die ich sonst nur in Schwarz gesehen habe, trug morgens ein Sommerkleid aus dem gleichen Stoff wie ihre Stuhlbezüge, und erschien erst zu Tisch in Schwarz, abends in ausgeschnittenem mit Perlen. Man speiste an einem mit Blumen gezierten Tische in einem Glaserker an der Seeseite des Hauses. Zu den Mahlzeiten oder abends, zu einem Glase Eiswasser oder Limonade, erschienen Verwandte, die sich Seebadens halber am Orte befanden. Der Senator Graf Rasponi, Schwager des Hausherrn durch dessen Schwester, mit Tochter und Schwiegersohn, dem damaligen Florentiner Bürgermeister Don Filippo Corsini, der häßlich und klein, aber sehr gescheit und angenehm war. Donna Lucrezia Corsini war eine fast bäurische dunkle Schönheit, von ähnlich lebendigem Geist wie ihr Mutterbruder, der Graf Pasolini. Die Nachmittage wurden zu Ausflügen in die schöne Umgebung benutzt, in der die Kette des Apennins und der blaue Felsen von San Marino einem nie aus dem Blicke verschwinden — o wie hat Pascoli davon gesungen! — und die seidige Adria einen immerfort begleitet.

Starke politische Eindrücke erhielt ich im Hause Pasolini in Rom zum ersten Male im Frühling 1907, als ich am Vorabend der Zusammenkunft König Victor Emanuels mit Eduard VII. mich arglos auf den Empfangsabend der Gräfin begeben hatte und dort gerade im Augenblick hineinplatzte, als der Minister des Auswärtigen Tittoni, der den König begleiten sollte, sich mit dem Hausherrn anscheinend zu beraten gekommen war. Ich spürte, daß ich störte, und konnte doch nicht gleich davonlaufen. Mir war vor allem klar, daß hier Dinge besprochen wurden, die für keines Deutschen Ohr bestimmt waren, und da schon die Presse das kommende Ereignis nicht in einer für uns sehr erfreulichen Weise besprach, fühlte ich Schmerz. Denn ich lebte ganz in der Anschauung, daß Germania und Rom die zwei Pfeiler Europas wären, und daß ihre Scheidung den Untergang der Welt bedeuten würde. Indessen bemächtigten sich die Hausfrau und ihre Schwester, die Gräfin Suardi aus Bergamo, meiner und entführten mich zu Limonaden und Leckereien in eine andere Ecke, so dringend, daß ich die Absicht vollends merkte, und als auf einmal am Tisch, da die beiden Herren saßen, Tittonis Stimme laut einen Vers von Dante erklingen ließ, dachte ich: Aha, das Stichwort. Jetzt ist die Beratung vorüber, und der Deutsche darf wieder zuhören und dabeisitzen. Und wirklich: „Ach, gehen wir doch zu den anderen hinüber!" sagte eine der Damen, und wie sie mich hierher entführt hatten, führten sie mich gerade so gewaltsam an den vorigen Platz zurück. Am allerpolitischsten aber ging es später hier zu, zur Zeit des Ministers des Auswärtigen Marchese di San Giuliano, mit dem ich seit 1911 oft ohne Anwesenheit weiterer Gäste bei Pasolinis speiste.

Rundschau

Vom Kriege. Bei der Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen war es der Krieg, der am Anfang der Geschichte steht und heute nach wie vor, trotz aller Bemühungen, einen grundlegenden Wandel zu schaffen, das Leben der Völker beherrscht. Die Geschichte der Kriege zeigt ihn als den größten Erreger und Zerstörer, aber nicht als einen isolierten Akt, sondern als eine tief in das menschliche Leben überhaupt eingebettete elementare Erscheinung. Immer wird der Krieg ein Akt der Gewalt bleiben, der seinem eigenen Wesen widersprechen würde, wenn er nicht auf die rücksichtslose Vernichtung des Gegners hin mit Einsatz aller Mittel des Blutes, der Technik und der Intelligenz geführt wird. Der Unterschied heutiger Kriege zu vergangenen liegt nur in der technischen Vervollkommnung der Waffen und der stärkeren Großräumigkeit ihrer Ziele. Und darin, daß er heute, während er früher Männerarbeit war, nun zum totalen geworden ist. Das Phänomen des Krieges untersucht als ein wahrhaft Berufener Hermann Stegemann, der Geschichtsschreiber des früheren Weltkrieges, in seinem neuen großen Werke „Der Krieg", von dem der 1. Band jetzt erschienen ist, behandelnd den Krieg in dem Zeitraum von der Assyro-Babylonisch-Ägyptischen Welt bis zum Dreißigjährigen Kriege und den Zeiten Cromwells (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 10,—). Ein Buch, das auf viele Fragen der Verzweiflung über die anscheinende Sinnlosigkeit heutigen Lebens mit den Waffen des Geistes Antwort gibt. Wie dem aber auch immer sei, festgehalten werden muß nach Stegemanns Ausführungen, daß der Krieg getragen wird von der realen Macht und den idealen Kräften, die ein Volk aufzubringen vermag, und daß, wenn er auch die ultima ratio jeder Staatsführung vorerst wohl noch bleiben wird, die staatsmännische Leistung um so höher steht, je weniger die Politik des Krieges bedarf.

Und von der Politik. Die entscheidenden Fragen, welche die Politik seit der Französischen Revolution bis in die moderne Zeit bestimmt haben, waren für Europa die Frage des Gleichgewichts zwischen Osten und Westen und die Frage des Verhältnisses zwischen Festlands- und Überseepolitik. Wenn auch der erste Weltkrieg in der Politik einen gewaltigen Einschnitt bedeutet und die Bedingungen sich grundlegend geändert haben, unter denen das 19. Jahrhundert mit den beiden Problemen in Europa rang, so blieben sie doch bis heute ungelöst und beherrschen nach wie vor zumindest im Hintergrunde auch die künftige Politik. Über diese Fragen sich klarzuwerden, dazu gibt das Buch des ehemaligen deutschen Botschafters in Rom Ulrich von Hassel „Im Wandel der Außenpolitik" (München, F. Bruckmann. RM 5,80) eine wesentliche Hilfe. Denn der Diplomat Hassel hat einen Standpunkt gewählt, der es ihm ermöglicht, die Probleme von allen Seiten unparteiisch zu behandeln. Er stellt die Politik Hardenbergs in neues Licht, er schildert Castlereaghs und Cannings Politik, er widmet einen außerordentlich interessanten Abschnitt Napoleon III.,

seinem Vetter Walewski und seinem Halbbruder Morny und zeigt die Hintergründe der Politik Gortschakows, wie auch die Bemühungen Andrassys, die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn als Weltmachtfaktor zu retten. Sehr bedeutsam ist der Abschnitt über Cavour als Einiger Italiens (hier wird der Hinweis willkommen sein, daß Fritz Endres mit einer tiefschürfenden Einleitung Heinrich von Treitschkes Meisteressay „Cavour" neu herausgegeben hat mit vier Bildern und zwei Karten, erschienen in den „Büchern der Rose" bei Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen. RM 4,50). Die Rückwirkung von Cannings Politik auf USA werden deutlich in dem Abschnitt über die erwachende Großmacht unter Monroe und J. Q. Adams. Das Bild wird dann abgerundet durch die Schilderung der Meisterdiplomatie Bismarcks und durch die Würdigung des tragischen Strebens von Tirpitz, der Preuße und Weltpolitiker zu gleicher Zeit war.

Die Antike und wir. Immer klarer hat sich das Problem gestellt, was der heutigen Zeit in ihrer schnellebigen Oberflächlichkeit noch lebendig erhalten werden kann von dem Wissen um die Geschichte früherer Zeiten. Die Periode, in der man auf deutschen Schulen die griechische und römische Geschichte bis in ihre Einzelheiten, von der Geschichte des deutschen Volkes aber nur in großen Linien wußte, ist endgültig vorbei. Aber es wäre ein verhängnisvoller Fehler, der nur zu unfähiger Überheblichkeit führen müßte, wollte man nun die Geschichte des eigenen Volkes als etwas Isoliertes lehren, anstatt sie im Bewußtsein der Jugend in die Universalgeschichte einzubetten. Die großen gelehrten Geschichten des Altertums bleiben heute den der Historie Beflissenen vorbehalten; das mag man bedauern, muß es aber als eine Notwendigkeit hinnehmen. Deshalb war eine Geschichte der Zeit, die unauslöschliche Spuren in die deutsche Geistigkeit für alle Ewigkeit eingegraben hat, und die jedem zugänglich ist, ein Gebot der Stunde. Diese Aufgabe will der Historiker Professor Fritz Taeger in seinem großen zweibändigen Werke „Das Altertum" lösen (Stuttgart, W. Kohlhammer). Das Studium der beiden starken Bände bestätigt, daß die Lösung der gestellten Aufgabe mit ungewöhnlichem Geschick unternommen ist. Der Verfasser beherrscht den Stoff souverän bis in die neuesten Forschungsergebnisse. Wo eine eindeutige Entscheidung auf Grund ungenügender Erhellung heute noch nicht möglich ist, findet er den schönen Mut zu klarem Urteil, wenn der Gesamtzusammenhang es rechtfertigt. Die Notwendigkeit des Fortlassens ist immer begründet im Herausstellen des geschichtlich Wesentlichen. Die tragende Überzeugung Taegers ist, überall den Gesichtspunkt der neuen Einheit des Lebens maßgebend sein zu lassen. Er hat mit Platon erkannt, daß die Geschichte der Antike wie auch anderer Zeiten sich in einem Kreislauf vollzieht, der von der Gebundenheit zur Freiheit, von der Freiheit zum Mißbrauch der gewonnenen Macht und von ihrer Auflösung wiederum zu neuer Bindung führt. Wie dieser Kreislauf endet, das ist das Kriterium, nach dem erbarmungslos über den Wert oder Unwert der Völker entschieden werden wird. Die Aktualität seines Buches ist darum so groß, weil alle Zeichen darauf hindeuten, daß sich jetzt für Europa ein Kreislauf schließen will, wobei sich freilich wiederum

die schmerzliche Frage erhebt, ob denn überhaupt Völker aus der Geschichte lernen können. Taeger sieht die Geschichte der antiken Welt als die des Kulturkreises um das Mittelmeer, an dem Ägypten, Kleinasien und Afrika neben Hellas und Rom ihren vollen Anteil haben. Er warnt vor dem falschen Hochmut gegen fremde Kulturen, denn jedes Volk hat etwas in den Raum hineingegeben, von dem die nachdrängenden und ablösenden Völker gegen oder mit ihrem Willen, bewußt oder unbewußt übernehmen und sich damit bereichern. Die Lehre, die die Geschichte der Antike eindringlich gibt, ist, daß ein geschlossener Raum zwangsläufig aus den in ihm wohnenden Völkern eine neue Einheit schaffen muß – so heute aus den einzelnen Nationen das neue Europa, wenn anders ein Sinn in der Geschichte sein soll. – Dank der Sprachkunst und der Sprachzucht Taegers lesen sich die beiden Bände leicht und vermitteln ihren tiefen Inhalt in gefälliger Form. Der 1. Band behandelt die Geschichte des Mittelmeerraums von der orientalischen Periode bis zu der makedonischen, der 2. die römische Periode von Roms Aufstieg zur Mittelmeerherrschaft bis zum Ausklang der römischen Kaiserzeit. Jedem Bande sind 24 gut reproduzierte und ausgewählte Bildseiten beigegeben. Taeger bezeichnet sein Werk als einen Versuch – wir glauben – bei vorhandenem Widerspruch in Einzelheiten – ihn dankbar als geglückt bejahen zu sollen.

Deutsch-italienisches philosophisches Gespräch. Die Hegelsche Behauptung, daß die Eule der Minerva erst in der Dämmerung ausfliegt, daß, mit anderen Worten, die Nationen philosophieren, wenn sie alt werden, findet in der Geschichte eigentlich nur bei den Griechen und damit zwar bei dem philosophischen Volk par excellence eine demonstrative Bestätigung. Sonst aber verhält es sich eher umgekehrt, daß bei Völkern wie bei Einzelnen die Alten gern den Jungen (so wie der alte Kephalos in Platons Staat) die Hitze des philosophischen Streitens überlassen. In der Gegenwart und in den verflossenen hundert bis hundertfünfzig Jahren erhärtet sich diese letzte These daraus, daß gerade die beiden jüngsten großen Nationen Europas auch die philosophisch lebendigsten sind und gewesen sind: Deutschland und Italien. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sollen die Gassenbuben Neapels den Studenten häufig das Spottwort „begriffi" nachgerufen haben, weil in ihren laut und lebhaft auf den Straßen fortgesetzten Diskussionen alle Augenblicke der Hegelsche Lieblingsterminus Begriff vorkam. Sichtbarstes Zeichen für die unermeßliche gegenseitige Geisterdurchdringung, die zwischen Deutschland und Italien lange vor allem politischen Bündnisschließen stattgehabt hat und in der Gegenwart wiederum in eine besonders lebendige, das Gefälle der Abhängigkeit jedoch mehr und mehr ausgleichende Phase getreten ist. So haben Croce wie Gentile mächtig nach Deutschland hineingewirkt; wenn man sich aber im Ausland und speziell in Italien, um etwa mit Goethe oder Schiller, Kleist oder Hebbel bekannt zu werden, durchaus an Übersetzungen genügt, dann ist es nach wie vor der Rang der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel, die immer wieder zum Deutsch-Lernen zwingt und unserer Sprache mehr als alle Dichterei ihre klassische Bedeutung (wie sie sonst nur Griechisch oder Sanskrit besitzen) verliehen hat. Wir machen diese letzte Bemerkung im Hinblick auf ein in ausgezeichnetem

philosophischem Deutsch verfaßtes Werk des zur Zeit in Berlin lesenden Honorarprofessors Ernesto Grassi mit dem Titel „Vom Vorrang des Logos. Das Problem der Antike in der Auseinandersetzung zwischen italienischer und deutscher Philosophie" (München 1939, C. H. Beck). Dieser Titel verrät schon, daß die aus Vorlesungen in Freiburg und Berlin erwachsene Arbeit auch thematisch im Umkreise unserer voraufgegangenen Erklärungen steht; ja man kann sagen, daß sie für den deutschen philosophiekundigen Leser fast aus gewohntem, begrifflichem Klima kommt, was sich sonst selbst von den bedeutendsten philosophischen Leistungen eines anderen Volkes, die z. B. bei Franzosen, Briten, Russen immer eine heimliche nationale Schranke enthalten, nicht behaupten läßt. Dabei steht der Verfasser aber durchaus nicht in einem entselbstenden Bannverhältnis zum deutschen Denken der klassischen Epoche oder der Gegenwart (insbesondere Heideggers); er verbleibt vielmehr ebenso fest in der national-italienischen Tradition von Vico bis de Sanctis, Croce und Gentile und ist darüber hinaus im gemeinsamen philosophischen Boden des Altertums auf das Gründlichste, ja schon geradezu philologisch tief verwurzelt. Wir können nun hier die schwierigen und subtilen Untersuchungen zum Thema Denken und Sein, die in der Schrift Ausdruck gefunden haben, nicht mit drei Worten referieren; es mag nur angedeutet sein, daß sie aus einer ausführlichen Interpretation des platonischen Dialoges „Theätet" unter dem Gesichtspunkt der Widerlegung jeglichen „Objektivismus'" einen verschlungenen Weg zu Heideggers „Sein und Zeit" findet und von dort her in eine höchst fruchtbare Auseinandersetzung zwischen deutscher (besonders Hegelscher) und italienischer Philosophie mündet, bei der das Problem von Sprache und Kunst im Mittelpunkt steht. Ein Werk jedenfalls, das unserem Begriff von dialektischer Gründlichkeit nichts nachgibt, in dem sich zwar nirgends zwei Völker gleichsam einärmeln, sondern ausschließlich in der Sache begegnen und von hier aus in der Tat durchwachsen, wie es in dieser interessanten Weise allerdings in der neueren Zeit an keinem anderen Beispiele nationaler geistiger Kooperation aufzuzeigen wäre.

Ein bewältigtes Leben. Dem landläufigen Fehlurteil, daß Eduard Mörikes Leben wie seine Dichtung eine Idylle gewesen seien, kann nicht ernst genug entgegengetreten werden, da sonst die richtige Einordnung des Menschen und Dichters Mörike nicht möglich ist. Auch er war ein Mensch mit seinem Widerspruch, auch in ihm regten sich Dämonen, die das Gleichgewicht gefährdeten, wenn auch das christliche Grundelement niemals ernsthaft bedroht war. Dem Träumer und Phantasiebegnadeten fehlte nicht ein gesunder schwäbischer Wirklichkeitssinn und ein tiefer Humor. Der Gegensätze in seinem Leben waren viele, um so höher ist das Zeugnis zu werten, daß er sein Leben bewältigte. In einer jedem wissenschaftlichen Anspruch und jeder menschlichen Anforderung genügenden Weise hat Friedrich Seebaß „Eduard Mörikes Briefe" herausgegeben (Tübingen, Rainer Wunderlich). Auf 876 Seiten werden in gutem Druck die Briefe Mörikes geboten mit angeschlossenem Register und Apparat. Die meisterhafte Einleitung zeigt, als etwas Endgültiges, das Bild dieses genialen Menschen von tiefster Empfindungskraft und Liebesfähigkeit, der in

aller Gefährdung sich heil erhielt und bis ins Letzte das Gesetz seines Wesens erfüllte. Man spürt der feinen Einleitung von Friedrich Seebaß nicht an, welche Arbeitslast bewältigt wurde, um dieses vollendete Buch bescheren zu können.

„Begnadet, verzweifelt, vertrauend." Das sind die Worte von letzter Bitterkeit und einem hohen Mute zum Dennoch, welche die größte italienische Schauspielerin Eleonora Duse über ihr Leben setzte. „Sage ja zu deinem Schicksal, und alles wird dir weniger bitter sein", ein anderes Wort der Duse, nach dem sie gelebt hat und die namenlose Bitterkeit ihres Schicksals durch Dulden siegreich überwand. Wer einmal das Glück gehabt hat, diese Frau auf der Bühne gesehen zu haben, der trug einen Gewinn fürs Leben heim. Deswegen begrüßt man es dankbar, daß die Gattin des letzten Arztes der Duse, Olga Resnevic-Signorelli, eine neue Biographie der großen Schauspielerin geschrieben hat, in der sie ihr Leben, das trotz ihrer Weltberühmtheit und beispiellosen Triumphe im wesentlichen Leiden war, mit letztem Takt und tiefer Liebe darstellt (Berlin, Deutscher Verlag. RM 6,80). Die Duse war ein echtes Theaterkind, ihre Eltern Wanderkomödianten, sie selbst mit vier Jahren zum erstenmal auf der Bühne. Schnell führte ihr Leben die Erwachsene auf die Höhe des Ruhms, bis ihr Schicksal sich erfüllte in der Begegnung mit Gabriele d'Annunzio. Grade hier hält die Biographin zurück, aber die Welt weiß, wie d'Annunzio diese hohe Seele zerbrach und aus diesem Zerbrechen noch ein literarisches Geschäft machte. Die Frau des großen Herzens überwand selbst dies in vollendeter Haltung, aber sie hatte die Todeswunde empfangen. In der Biographie findet man eine Fülle von Briefen, die das Bild der ungewöhnlichen Frau in tausend Prismen widerspiegeln. Wunderbar sind die Briefe und Äußerungen zu Isadora Duncan und Yvette Guilbert, rührend die Sorge bis ins Kleinste um ihre Kollegen. In vielen Bildern ersteht das Antlitz dieser einmaligen Frau von frühester Jugend bis zur Verklärung in der Passion, das niemand vergessen kann, der es einmal sah.

JOSEF FRIEDRICH PERKONIG

Der Hajduk

Erzählung

Es hingen auch in diesem bitteren Herbste des Jahres 1915 die goldenen Tage über dem serbischen Land, als wäre keinem Menschenherzen etwas geschehen, noch rann in den Flüssen das grüne Wasser des späten Sommers und war doch vermengt mit dem Blute von Helden; eine blaue Luft wehte über den Bergen, unirdisch hell, sie aber hätte düsterer sein müssen, denn sie war voll von den letzten Seufzern der Soldaten, die sich in einem wilden Feldzug in fremden Wäldern, in raschelnden Maisfeldern dem Tod ergaben, sie lagen in Weinbergen, wie der

Fähnrich Claudius von Nagy, und ihnen zu Häupten hingen die gelben und dunklen Trauben, niemand hatte sie von den Weinstöcken genommen, das Land war leer von Menschen, und die Sonne hatte die überreifen Weinbeeren gespalten. So waren sie volle Euter den unersättlichen Bienen; der Weinberg war angefüllt von ihrem trunkenen Gesumm. Der Fähnrich, auf den Tod verwundet von einer serbischen Kugel, hingesunken auf die rostbraune Erde zwischen den Rebstöcken, wohin er sich auf ein letztes Lager gebettet wähnte, sah die Trauben über sich, aber es gelüstete ihn nicht mehr nach ihnen. Rotes Weinlaub fiel auf sein nasses Haar, als sollte der Todesschweiß an ihm getrocknet sein. Wohl hatte er gerufen, er hatte ein paar Schüsse in die Luft gefeuert, aber es antwortete ihm nur ein ausgestorbenes Land mit einem schwermütigen Widerhall.

Wäre es in der Nähe von Dörfern geschehen, daß ihn die Erde an sich nahm, drunten irgendwo in belebterem Tale, an einem Gewässer, wohin andere Soldaten auf dem Vormarsch kommen mußten, wenn sie ihre Tiere zur Tränke führten, vielleicht wäre seine Ohnmacht nicht schon der Tod gewesen. Aber er lag, verirrt in einer Wildnis, von den Seinen fernab, in den Weinbergen von Drakovo, bewacht von einem unsichtbaren Winzer, der ihn keltern wollte in ein frühes Grab, inmitten von Wäldern; immer noch sangen die Guslaren von dieser Einöde, wo vorzeiten sieben serbische Helden hundert Türken, sieben Begs darunter, mit dem Handschar geköpft hatten, und in der Karte war die Gegend wie ein dunkel behaarter Fleck. Jetzt, da der Fähnrich das Blei im Leibe hatte und er spürte, wie sein Blut ihm warm die Haut näßte, jetzt schien es, als hielte der Krieg den Atem an, es war überall totenstill, alles um das Lager des Fähnrichs wie für seine letzte Stunde gerichtet. Im Weinlaub glomm ein geisterhafter Widerschein von unzähligen Flammen; unsäglich ferne unter der Nachmittagssonne ging ein Donner dahin, es konnte der Hall von Geschützen sein, vielleicht aber war es nur ein Herbstgewitter. Claudius von Nagy, Fähnrich im österreichischen Heere, war allein auf der Welt, ausgesetzt in den Weingärten von Drakovo, von dem Baum des Lebens geweht zu dem übrigen Abfall, und es war ihm von Gott nur noch aufgetragen, tapfer zu sterben.

Aber es war ein anderer Mann unterwegs, der sollte eines der Wunder wahrmachen, wie sie Gott in den Kriegen geschehen läßt, damit die Krieger etwas von einem Zauber spüren, der nicht mehr irdisch ist, unwahrscheinlichen Zauber wie diesen, um dessentwillen Wolfgang Schwabe in den Wäldern von Drakovo versprengt ward, wo er mit seinen Kameraden streifte, Soldaten eines Württembergischen Infanterieregiments, eine Schar von feldgrauen, bärtigen Leuten, furchtlos und treu wie ihr Leutnant Gutjahr. Sie waren ausgeschickt worden, um den Berg Globuk und die Wälder von Drakovo durchzukämmen, und man hatte ihnen befohlen, den Hajduken Jowo Demetrijič zu fangen, den man hierzulande Vuk nannte, den wilden Wolf; er hatte schon seinen Landsleuten genug Kummer gemacht, hatte geraubt und getötet und war natürlich nicht zu den Soldaten eingerückt. Zurückgeblieben war er, während sich sein Volk auf die große Wanderschaft begab und die leeren Dörfer hinter sich zurückließ, der Wald von Drakovo war sein finsteres Haus, hundert Felsenkeller in den Hügeln waren seine Quellen, der Berg nährte ihn, der die Flucht vor den Feinden verschmäht hatte. Ihnen gehörte nun sein Land, Deutschen und Österreichern, aber er führte seinen eigenen Krieg gegen sie, immer wieder knallten Schüsse aus dem Hinterhalt, in den Nächten wurden Drähte zerschnitten und rätselhafte Feuer gelegt. Oh, das war Vuk,

der herrliche, furchtbare Vuk, raunten sich die paar Greise zu, die lieber im Elend verweilten als auf der Flucht zu sterben; ein Verräter aber hatte sich auch hier gefunden, der ihn den fremden Soldaten angab, und sie hielten jetzt in den Wäldern Jagd auf ihn. Er aber, der mit dem Bergbach im Bunde war, mit Schluchten und Almen, mit Sonne und Wind, er, dem der Kastanienbaum die süßen Früchte vor die Füße streute und der aus tausend Weinfässern trinken konnte, um die er wußte, er war verborgener als das Wild. Die Streifen scheuchten in Eichenwäldern die Wildschweine auf, mutwillige Schützen erlegten ein paar Tiere, aber den Hajduken bekamen sie nicht vor das Rohr. Seine Kugeln flogen aus Weinbergen und Maisfeldern, und vielleicht war auch Claudius von Nagy seine Beute. Die württembergischen Soldaten hatten sein Bild wohl vor Augen, es war ihnen gut eingeprägt worden, das Bild eines jungen, hochgewachsenen Mannes. Der Schatten des Gebirges lag auf seinem Gesicht, so dunkel war es von schwarzen Haaren, auf der Stirn aber glühte ihm die Narbe von einem Messerstich. Der Infanterist Schwabe dachte an ihn, während er mit dem stillen Berge kämpfte, zu dem er unversehens geraten war. Wie hatte es nur geschehen können, daß er die Seinen verlor? Er ahnte nicht, daß ihn der Gott der Krieger von ihnen abgesprengt hatte, er sah nur in verhohlener Bangnis, wie er sich mit jedem Schritte mehr in diese geheimnisvoll summende Landschaft verstrickte.

Aus einem Walde, in dem die Eicheln von den Bäumen tropften, führte ihn jener Gott zu Wacholdern, als sollte er für andere ernten, die in diesem Herbste ferne sein mußten; die Wacholderbeeren waren wie kleine, schwarzblaue Kirschen, und ihr harziges Öl brannte ihm süß auf der Zunge. Er ging einem unbestimmbaren Dufte nach, der kam von dem Überfluß in den Weingärten, es bluteten die Trauben, wie der Mensch in ihrem Schatten blutete, und obwohl Wolfgang Schwabe schon manchem Kameraden die Augen zugedrückt hatte, hier erschrak er doch noch einmal vor dem schneeweißen Gesicht des Fähnrichs. Er lag auf dem Rücken und blickte in den blauen Himmel, in geduldiger Demut harrend, daß er sich für ihn öffne: als er die Schritte hörte, wandte er verwundert seine Augen ihnen zu und sagte nur leise: „Hier!" als wäre er bei seinem Namen gerufen worden. Im nächsten Augenblick beugte sich der deutsche Soldat über ihn und fragte: „Herr Fähnrich, kann ich Ihnen helfen?" — „Laß mich sterben", bat Claudius von Nagy. Aber da geschah ein zweites Wunder zu dem ersten, das den Fuß des württembergischen Soldaten zu den Weinbergen von Drakovo gelenkt hatte. Die Stimme des Verblutenden hatte einen seltsamen Klang gehabt, und sein schneeweißes Gesicht, in dem alles Leben schon ausgelöscht schien, war nicht mehr das Gesicht dieses einen Fähnrichs allein, es war das Antlitz aller sterbenden Jünglinge. Und da gedachte der württembergische Soldat Wolfgang Schwabe in einer schmerzlichen Angst seines Sohnes Wolfgang, der in den Wäldern der Argonnen eben zu der gleichen Stunde auf den Tod getroffen sein konnte wie dieser flaumbärtige Mensch, dem die Milch der Haut zu Kalk geronnen war, und ein väterliches Gefühl von Mitleid und Liebe erfüllte ihn für den österreichischen Fähnrich, er war ihm Sohn geworden in einem Augenblick, und er redete ihm die trübsinnigen Gedanken an den Tod aus:

„Du wirst wieder marschieren. Man stirbt nicht so schnell."

„Sei auf der Hut", flüsterte der Jüngling, das Ohr des Mannes, der die Wunde suchte, war seinem Munde nahe. „Das ist der Berg des Jowo Demetrijič."

„Ich weiß, ich suche selber den Hajduken. Aber ich habe keine Angst."

Es war eine arge Wunde unter der Hüfte, und das Leben tropfte unablässig aus dem Leib. Wolfgang Schwabe war nur ein einfacher Soldat, aber der Tod war ihm nicht fremd, und er sah wohl, wie dieses junge Leben zu Ende ging; er verband den Fähnrich mit der Einfalt des besorgten Herzens, es war ein rührend unbeholfener Verband, aber er rührte auch den Tod, und der gab dem Fähnrich noch eine letzte Gnadenfrist. Als der Württemberger ihn auf die Schultern lud, wehrte sich Claudius von Nagy mit geringer Kraft:

„Laß mich liegen, ich bin zu schwer für dich ... Denk an dich selber ..."

„Du bist leicht, du bist ein Menschenflaum", sagte Wolfgang Schwabe lächelnd. Ja, so etwas Seltsames fiel ihm ein, er war ein Photograph aus Heilbronn; Photographen reden manchmal in so merkwürdigen Bildern, sie haben immer nur mit geputzten Menschen zu tun, und so ein ständiger Umgang färbt ihre Menschenschätzung sonderbar.

Wolfgang Schwabe trug den Jüngling aus den Weingärten von Drakovo fort, wieder in den Wald hinein; er lehnte ihn, wenn er rasten wollte, an uralte Eichenbäume und stützte ihn dann unter den Achseln; er legte ihn in das Moos, manchmal sprachen sie ein paar Worte miteinander, sonst war ein stummes Einverständnis zwischen ihnen, wie es Vater und Sohn gemeinsam haben. Die Stunde war in der bodenlosen Stille eine Ewigkeit, es war dem älteren Manne bald, als trüge er den Fähnrich seit geraumer Zeit über das ganze serbische Land hin, denn es wechselten Wald und Lichtung in rascher Folge ab, kleine Ebene und sanfter Hügel, aus blauen Schatten kamen sie wieder in das goldgrüne Licht. Noch glühte eine letzte Sonne, rot wie Blut, über unheimlich fremden Bergen, da erbarmte sich ihrer jener Gott der Soldaten, und sie erblickten, verraten von dem Schein des Gestirns, der jetzt vor dem Abend auch in die Wälder eindrang, ein Haus in der unwegsamen Wildnis. Es mochte verlassen sein, wie zu dieser Zeit alle Gehöfte in Serbien, die Bauern waren über die Berge nach Süden geflüchtet, mit ihren Kindern und Herden; tagelang, nächtelang war die Luft voll gewesen von dem Wehlaut der vertriebenen Tiere, und jetzt war sie voll von dem wilden Heimweh der Menschen, von ihren schmerzlichen Gedanken, die sie aus der Ferne herübersandten. Schwebte nicht auch um dieses Haus die Trauer der fortgewanderten Leute? Aber es war ein Haus für diese Nacht, die schon aus den Schluchten nahte. Nebel standen über unsichtbaren Gewässern, und eine blasse Sichel hing in der herbstlichen Luft; in diesem Haus der Einöde konnten sie ruhen bis zum Morgen, vielleicht auch länger, bis die Kameraden die Schüsse hörten, die man in den neuen Tag sandte. Jetzt vor der Dämmerung durfte man sie nicht auf einen ungewissen Weg locken, denn mit der nahen Nacht begann das Geheimnis des Berges Globuk und der Wälder von Drakovo.

Es war ein niederes Haus, das sie da auf dem Berge antrafen, ein weiß getünchtes Haus mit blauen Fensterstöcken, und über den runden Bogen der Haustür hatte man eine rote Sonne, grünen Mond und gelbe Sterne gemalt. Noch standen in den Fenstern die Pelargonien, arme Blumen, die nun bald verdursten oder erfrieren mußten; es schien, als wären in ihren purpurnen Blüten große Wunden an den Tag gekommen.

„Das ist ein Haus für uns", frohlockte Wolfgang Schwabe, denn er hätte den Fähnrich nicht länger zu tragen vermocht. „Hier ist eine Stube; hier ist wahr-

scheinlich ein Herd." Er dachte daran, wie diese Sternennächte des Oktober schon kühl und unwirtlich waren.

Noch hatten sie nicht die Schwelle erreicht, da ging plötzlich die Haustür von selber auf; es stockte der Fuß des Mannes, der den Jüngling trug, und sie starrten verwundert, beinahe ehrfürchtig die Erscheinung an, ein hochgewachsenes, schwarzhaariges Mädchen mit einem Gesicht aus mattem Golde, denn es lag der letzte Glanz des Tages auf ihm. Das weiße Kleid aus roher Leinwand war blau und rot gestickt, war überall an den Rändern gesäumt von schmalen, lebhaften Mustern, und auf den Hügeln der Brust lagen zwei große, bunte Sterne. Als das Mädchen der zwei fremden Soldaten ansichtig wurde, Feinden, die sie wohl hassen mußte, da schien es einen Augenblick lang, als würde sie die Tür wieder schließen, denn sie war einige Schritte weit in den Hausflur zurückgetreten und war plötzlich nur noch ein Schatten. Aber dann, als besänne es sich eines Mitleids, kam es wieder an das Licht, und jetzt ging es barfuß den Soldaten entgegen, als hätte es auf sie gewartet. Es sprach ein paar serbische Worte, und seine Stimme hatte einen dunklen Ton. Als habe der Anblick des schönen serbischen Mädchens das entdämmernde Leben des Fähnrichs noch einmal erweckt, suchte er, von der Schulter des Kameraden geglitten, selber einen Schritt zu tun, aber er fiel in die Arme des Mädchens, die schon ausgebreitet gewesen waren, ihn vor dem Sturze zu empfangen. Sie hatten beide Mühe, den Fähnrich in das Haus zu bringen, er wollte unter dem freien Himmel bleiben; er hörte jetzt einen Bergbach rauschen, vernahm den Zug eines verträumten Windes, er hörte einen Habicht schreien und immer noch den Hall ferner Kanonen; er redete immerzu, und der Photograph ermahnte ihn:

„Schone dich! . . . Schlafe!"

„Wie kann ich schlafen?" sagte Claudius von Nagy, als er schon auf einem Bett in einer niederen Stube lag, und es raschelte immerfort das Maisstroh unter ihm; er war unruhig, und der Hauch einer unsäglich sanften Röte war nun auf sein Gesicht gezaubert. „Wie kann ich schlafen? Ich muß mit ihr reden."

„Sie versteht uns beide nicht", klagte Wolfgang Schwabe, „sie ist eine Serbin."

Der Jüngling aber wollte es nicht wahrhaben, daß ihr unbekannt bleiben sollte, was sein Herz, schon halb von einem unirdischen Traum umfangen, noch zu stammeln hatte, und er redete zu ihr, die aus der Stube ging und wiederkam, als verstünde sie jedes seiner Worte. Schon waren sie ein wenig verworren, waren noch ein Lob für sie, es war etwas von der Glut eines Liebenden darin, und doch waren sie schon angeweht von einem eisigen Wind. Das Mädchen antwortete ihm auch hin und wieder, während es seine Wunde wusch, vielleicht war es Arnika, Balsam vom Berge, womit sie den Tod beträufelte. Sie sprach ein paar schnelle, leise Worte zu der Wunde hinab, als wollte sie das Blut beschwören, ach, es war nur mehr wenig Blut in diesem jungen, schneeweißen Leibe, sein Leben brannte wie eine Flamme nieder, die ein Hauch immer noch einmal entfacht; denn jede Handlung des Mädchens, vollbracht in einem liebevollen Mitleid, vermehrte die süße Unruhe in seinem Herzen, ob sie nun sein Lager richtete, ob sie ihm die Lippen mit Wasser netzte oder ihre Hand auf seine Stirn legte.

„Wie könnte sie heißen?" schwärmte der Fähnrich flüsternd. „Sie muß den Namen einer Königin haben . . . Wie heißen die Königinnen in diesem Lande?"

Das Herz schmerzte den Photographen aus Heilbronn bei jedem Worte des

Jünglings, in dem er einen Sohn allmählich verlor und wußte nicht einmal um seine Herkunft.

„Gib ihr irgendeinen Namen", sagte er mühsam, „und er wird recht sein."

Eine Weile blieb jetzt der Fähnrich stumm, aber dann frohlockte er plötzlich:

„Ist es nicht ein Wunder, daß sie allein hier zurückgeblieben ist?"

Wolfgang Schwabe nickte nur, sollte er den Fähnrich mit seiner Bangnis heimsuchen? Dieses Rätsel war es, das ihn mit einer stillen Angst erfüllt vom ersten Augenblick an. Warum verweilte das Mädchen in einem Lande, aus dem alles Volk fortgewandert war, als hätten dort niemals Menschen gewohnt; warum war es verblieben an diesem abseitigen Orte, unbeschützt und einsam, allen Gefahren des Krieges zugänglich, und es war doch eine selige Ruhe in seinem Antlitz, als hätte es niemand zu fürchten, niemand zu meiden. Mochte der Fähnrich in einem letzten Glücke glauben, das Mädchen hätte die Ankunft der Gäste geahnt, es wäre ihm zum Heile gesandt worden, den Württembergischen Soldaten machte das Geheimnis unruhig, er fürchtete zuerst, sie wären in eine Falle geraten, aber dann bedachte er das heilige Gastrecht, das ihnen in dem serbischen Hause gewährt war, und wie er auch Ursachen ersann und verwarf, es blieb geheimnisvoll, warum dieses schöne Serbenmädchen noch immer verweilte. Es saß an dem Lager des Fähnrichs seltsam aufrecht, wahrhaftig wie eine Frau aus adeligem Geschlecht, und hatte die Hände in den Schoß gelegt, es horchte auf die fremden Worte eines irren Mundes, und Wolfgang Schwabe wußte nicht, daß es diese jähe Liebe ahnend hinnahm. Der Gast war heilig, so war auch sein merkwürdiges Gehaben heilig. Die Einfalt des Mädchens machte es demütig, es war eine stumme Magd den verstummten Gästen, schattenhaft in der Dämmerung, beinahe regungslos neben dem Fähnrich, der seine Augen geschlossen hatte.

Noch war nicht alles Licht aus der Stube geschwunden, und auch vom Monde, so schmal er war, kam ein sanfter Schein, da hörten sie Schritte im Flur des Hauses, feste Schritte eines Mannes. Es vernahm sie auch der Fähnrich in seinem letzten Schlaf vor dem Tode, und er erwachte davon. So hell war es noch immer, daß es ihnen nicht verborgen blieb, wie der dunkle Mann im Türrahmen, unter dem er sich beim Eintritt bücken mußte, rasch zur Mitte des Leibes griff, wo er eine Waffe haben mochte, aber schon hatte sich das Mädchen erhoben und war ihm einige Schritte entgegengegangen, es sprach auch leise zu ihm. Eine Antwort, die heftig zu sein schien, kam von der hohen Gestalt zurück; nun aber war das Mädchen dem Manne ganz nahe, in der Dämmerung hatte es den Anschein, als lehnte es an ihm und hielte ihn umfangen. Und da hauchte der Fähnrich: „Jetzt habe ich einen Namen für sie", und weil auch die Stummheit des anderen eine Frage war, sagte er noch: „Sie muß Jelena heißen. Kennst du das serbische Lied von Jowo und Jelena?" Wolfgang Schwabe kannte es nicht, fremd waren ihm die Gesänge dieses wilden Landes, und da vollendete Claudius von Nagy, indem er den Anfang des Liedes vor sich hinraunte, es ging dabei auch eine Spur der Melodie um die Worte: „Und die Rebe hängt am Stamm der Föhre, wie am Hals des Liebsten hängt sein Mädchen."

Der Württemberger aber hörte nur mehr halb auf ihn, und es hätte des männlichen Namens in dem Liede von dem Liebespaare nicht mehr bedurft, um seine Augen zu öffnen für den dunklen, großen Mann. Ehe er noch aus der Stube ging, leuchtete der blasse, schmale Mond hin zu der Narbe auf der Stirn, bei Gott, es war die Narbe von Jowo Demetrijič, kein zweites Mal konnte sie in das

Gesicht eines Mannes geschnitten sein. Es war unter den Soldaten, die hinter dem Hajduken herspürten, viel die Rede von den Zeichen gewesen, an denen man ihn erkennen mußte, hoher Gestalt und schwarzem Haar und eben dieser grausigen Narbe; die Wälder verbargen ihn, die unheimlichen Schluchten, und zur Nacht also dieses Haus in der Einschicht des Berges. Um seinetwillen war das Mädchen zurückgeblieben, während alle anderen die Heimat verlassen hatten, es überdauerte den gefährlichen Tag, um dem Geliebten am Abend zu dienen, es trotzte dem Tode, um das Leben des Mannes, dem sein Herz anhing, in dunkler Nacht zu erhellen. Mochte dieses tapfere Mädchen also Jelena heißen, wie die Liebste in dem serbischen Liede, mochte es jetzt bräutlich tun hinter verschlossenen Türen, schon hatte es um des Mitleids willen einen Lohn verdient; es sollte die Nacht nützen, eine kurze Nacht, vielleicht eine letzte Nacht.

Denn es mußte ein Abend kommen, wahrscheinlich war er schon nahe, da würde Jelena vergebens auf den festen, schnellen Schritt von Jowo warten, sie würde so lange unter den Sternen stehen, bis der Herbstreif auch sie bedeckte, und Jowo würde immer noch ferne sein. Vielleicht dachten sie viel an ihr künftiges Unglück und bewahrten deshalb ängstlicher noch ihre Liebe. Einmal würde dieses Haus verödet sein, jetzt aber sollten sie einander noch angehören mit dem Recht der jungen, liebenden Leute, die alles rund um sich vergaßen, die der Einsamkeit nicht achteten, wie Jelena, und nicht der Gefahr, wie Jowo, es war wie eine schöne Sage der Wildnis, von der Gusla herabgeschwebt in das wirkliche Leben, und sie hatte Gestalt angenommen auf dem Berge Globuk. Das Leben ist merkwürdig, dachte sich Wolfgang Schwabe, mußte ich vielleicht in den Krieg ziehen, um eine so wunderbare Liebe zu sehen, eine tödliche, blinde Liebe, an der sie beide eines Tages vergehen sollten, es konnte nicht anders sein, inmitten der Feinde hatten sie ihr Lager. Es schien dem Soldaten, als wäre er zu ihrem Hüter eingesetzt in dem finsteren Hause, und er schwieg, als der Fähnrich in seinem Fieber nach Jelena verlangte — Jelena aber war auf einem anderen Stern — er mühte sich lange, die sehnsüchtigen Rufe zu überhören. Dann aber spürte er, wie das verlöschende Herz des Jünglings sich einer letzten Liebe ergeben hatte, einer törichten, seltsamen Liebe wohl, doch wer kennt die Launen des entfliehenden Lebens? Als er noch länger säumen wollte, um das Mädchen nicht aus einem bittersüßen Traum zu reißen, war es ihm, als riefe sein eigener Sohn aus einem düsteren Argonnenwald, ein Jüngling, der sein Recht nicht dahingeben wollte und der es begehrte auch von einem so verlorenen Paare wie Jowo und Jelena. Ach, der württembergische Landsturmsoldat hätte zuletzt für den Fähnrich von dieser Nacht noch mehr gefordert, als er nun zu verlangen sich anschickte, die Hand des Mädchens für eine heiße Stirne, die Stimme und seine Gegenwart für eine letzte, gespenstische Glut. So rief er den Namen Jelena, der wahrscheinlich gar nicht der Name des Mädchens war, in die Dunkelheit, sie knisterte leise hinter seinem Rufe; nach einiger Stille war ein kleines Geräusch im Flur, das Mädchen kam barfuß aus einer Stube, es schimmerte die weiße Leinwand des Kleides auch in der Finsternis. Und Jelena ging hin an das Lager des Fähnrichs, um ihm ihre Nacht und ihr karges Glück zu opfern.

Der Soldat setzte sich vor dem Hause auf die Erde hin, es währte nur geringe Zeit, da war auch der Hajduk neben ihm, und sie saßen einträchtig unter einem weiten Himmel, der voll von Sternen war, nebeneinander, als wären sie stumme Brüder. Der Bergbach rauschte in der stillen Nacht vernehmlicher zu ihnen

empor, der große Hall murrte in der Ferne noch immer dahin. Als ein goldener Handschar hing der Mond in der schwarzen Luft, wie zurückgelassen von dem besiegten Land. Deutlicher sah jetzt der Württemberger die Narbe von Jovo Demetrijič. Manchmal ging sein Auge zur Seite hin, und auch der Hajduk prüfte seinen Nachbar mit einem schnellen Blick. Aus dem Hause verdrängt von einem größeren Herrn, dessen Gnadenfrist nun bald abgelaufen war, gaben sie ihren Augen das Recht, das sonst des Mundes Anrecht war, zu fragen und zu reden, und es entstand eine stumme Zwiesprache zwischen ihnen, wie sie manchmal auch fremde Männer miteinander halten, und sie müssen nicht in gleichen Zungen reden, es ist ein Geheimnis, so einer dunklen Nacht eingeboren, und kein Mensch fände ein Wort dafür. So milde gestimmt wurde der Soldat, der auf die Fährte des Hajduken gesetzt worden war, daß es ihn um Mitternacht, als längst viele Sterne in ihr lautloses Gespräch gefallen waren, dünkte, Jowo Demetrijič wäre weniger schuldig, als es seine Feinde wahrhaben wollten, vielleicht hatte er um seiner Liebe willen getötet und geraubt nur für sein nacktes Leben, vielleicht häufte man nun alle Missetat, die in der Gegend von Drakovo geschah, auf seinen Namen, überall zieht ein Makel leicht einen anderen nach; hätte man ihn nur fragen können, was man Schuld heißen mußte und was Legende. War es nicht großmütig und zeugte für ihn, die Nacht hinzugeben, vielleicht die einzige Nacht, die ihm noch verblieben war?

Immerwährend hörten sie hinter sich im Hause den Klang der Stimmen, als verstünden sich nun Jüngling und Mädchen am Rande des Lebens. Einige Male ging Wolfgang Schwabe zu dem fiebernden Fähnrich hinein, aber er kehrte immer trauriger wieder unter den Himmel zurück, und trostreicher war ihm jedesmal die Nähe des Hajduken; unter den Sternen geschehen merkwürdige Dinge, vielleicht vertragen sie später das Sonnenlicht kaum einige Augenblicke lang, aber sie sind doch gewesen wie der flüchtige Tau.

Der Fähnrich Claudius von Nagy starb im Morgengrauen; Wolfgang Schwabe erfuhr seinen Namen erst, als er ihm die kleine Blechkapsel abnahm. Jelena drückte ihm die Augen zu, und sie flüsterte dabei ein paar Worte, als gäbe sie ihm einen Zauber mit auf die Reise, nicht anders wie einem aus ihrer Sippe. Und Jowo schaufelte ihm das Grab, nicht ferne der Hausquelle, ein seichtes Grab nur, aus dem er später wieder genommen werden konnte; es schien, als bedächte es der Hajduk, daß sie den toten Jüngling aus der serbischen Erde holen würden. Die Asche des Frühlichts fiel auf das Begräbnis, wohl eine andere Gabe mochte der Hajduk von dieser Nacht gefordert haben, als unter den Sternen stumm zu wachen und einen Feind zu bestatten.

Da war es dem Württemberger nun, als hätte er seinen Sohn begraben, eine seltsame, nie gekannte Trauer ergriff von seinem Herzen Besitz, als käme sie aus dem düsteren Berge Globuk, aus der dunklen Erde von Drakovo. Der Heilbronner Photograph war sonst nicht von schwermütiger Art, aber es mußte ihn dieses fremde Land verzaubert haben, daß er, als er das Paar verließ und bergabwärts schritt, nachdem er dem Hajduken und dem Mädchen noch die Hand gereicht hatte, auf einen barmherzigen Schuß hoffte, der auch ihn hinwegnahm, denn nun war er ein fremder Soldat, der sein Gewehr über die Achsel hängen hatte, ein Feind wie jeder andere vor dem Rohre des Hajduken, aber er wartete vergebens auf den Schuß, nichts rührte sich droben an dem Hause, das Jowo nun wohl wieder verlassen mußte, wollte er sich nicht dem hellen Tage ausliefern.

Es schwärmten genug Soldaten in der Gegend von Drakovo herum, es wurden ihrer immer mehr, und auch auf den Berg würden sie bald steigen. Die Kompanie des Leutnants Gutjahr war ein großer Kamm, am Abend im Walde von Drakovo steckengeblieben; deshalb fand Wolfgang Schwabe um die Mittagszeit zu ihm, nicht mehr der Mann von gestern, wie seine Kameraden gleich merkten, aber sie empfingen ihn, wie man einen Vermißten empfängt, froh und neugierig, aber ihnen verriet er den Hajduken noch nicht. Erst als er sich bei dem Leutnant Gutjahr meldete und der ihn mehr scherzhaft als in der Meinung, etwas zu erfahren, fragte, ob er in der Nacht nicht vielleicht den Hajduken Jowo Demetrijič gespürt habe, da war der furchtbare Augenblick gekommen, vor dem er lieber durch eine Kugel in den Rücken bewahrt hatte sein wollen. Er hätte nun leugnen und den Leuten auf eine falsche Fährte folgen können, ein Traum brauchte es ihm nur zu sein, was in dieser letzten Nacht geschehen war, aber er meldete, wie es einem braven Soldaten wohl ansteht, seinem Leutnant, daß es ihm bekannt wäre, wo der Hajduk nächtlicherweile umgehe, und er horchte dabei nicht auf sein tobendes Herz.

Es gibt in einem Kriege große, unheimliche Schlachten, und wir verneigen uns ehrfürchtig vor den Helden, die lebend aus ihnen zurückkommen, wir würden uns auch vor Wolfgang Schwabe verneigen, denn er kämpfte an diesem Nachmittag in seiner großen Schlacht, und es war doch ein stiller Nachmittag, den Leuten zur Ruhe gegeben, nur ganz ferne im Süden war ewig ein summender Donner in der Luft. Leutnant Gutjahr machte sich mit seinen Soldaten am Abend in aller Stille auf, um den Hajduken zu fangen, und in der frühen Nacht stiegen sie auf den Berg Globuk, die Schuhe mit Tüchern umwickelt. Sie überraschten das Liebespaar um Mitternacht in dem kleinen, dunklen Hause, sie hatten einige Fackeln entzündet, es fielen wohl ein paar Schüsse, aber niemand wurde getroffen, alles ging seltsam fremd vor sich, wie eben in einer finsteren Nacht. Den goldenen Handschar hatten Wolken zugedeckt, daß er dem Hajduken in der Stunde seiner Schmach nicht ein Zeichen der verlorenen Freiheit war. Wolfgang Schwabe hütete sich, aus dem Schatten zu treten, aber so ein Fackelschein ist launisch, er findet auch verborgene Gesichter, und das Auge eines Berglers ist scharf wie ein Raubvogelauge. Und so sah Jowo Demetrijič den Soldaten wohl, neben dem er unter den Sternen gewacht hatte, der Württemberger fühlte, wie der schwarze Blick viele Herzschläge lang starr auf ihm ruhte, und dieser Blick versengte sein Leben. Jelena blieb in der Dunkelheit zurück, ein stummer Schatten, verstoßen für ewige Zeit, und mit den Fackeln ging ihr Geliebter für immer dahin.

Wolfgang Schwabe wurde des Lobes nicht froh, immerwährend brannte jetzt eine Scham in ihm, alle Gesetze des Krieges sprachen ihn frei, und doch tönte ihm eine Anklage in den Ohren. Kameraden, denen er sich anvertraute, verlachten ihn, sie meinten, er spüre plötzlich seine Nerven, nichts anderes, aber das gehe wieder vorüber, auch solche Zustände schaffe der Krieg, die ganze Welt, das ganze Leben, Himmel und Hölle seien eben in ihm. Aber der Heilbronner Soldat hatte keine Freude an diesem Trost, er glaubte allen Ernstes, sich an einem Menschen versündigt zu haben, und daß er auserseben gewesen war, diese Sünde zu begehen, das dünkte ihn als ein frühes Zeichen, daß er geopfert werden sollte, und niemand vermochte es ihm auszureden.

Er geriet ein paar Tage später, als sie tiefer in das Land marschierten, auf

eine Mine, er allein von allen Leuten, und sie zerstäubte seinen Leib, als wäre er niemals gewesen. Die Legende um den braven Soldaten Wolfgang Schwabe, der den Hajduken Jowo Demetrijič gefangen hatte, dauerte den ganzen Feldzug an, nur der Photograph aus Heilbronn, der ein einfältiges Herz gehabt hatte, war nicht mehr.

Literarische Rundschau

Deutschland im Kampf

Eine sehr bedeutsame Veröffentlichung ist die Broschüre von Werner Picht „Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt . . ." (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. RM 1,50), in der durch eine Gegenüberstellung der deutschen und der feindlichen Heeresberichte und Nachrichten ein sehr bedenkliches Bild entsteht, wie durch unrichtige, ungenaue und bewußt gefälschte Darstellungen die kriegerischen Tatsachen in völlig verzerrter Form den fremden Völkern bekanntgemacht werden. Das Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit solcher Berichte ist noch in seiner Nachwirkung aus den Erfahrungen der Jahre 1914–18 außerordentlich stark; die Arbeit von Werner Picht, die auf Grund amtlichen Materials zusammengestellt wurde, muß es erheblich vertiefen. Mit starkem Bedauern über die verhängnisvollen Folgen, die solche unobjektiven Berichte in ihrer Auswirkung je länger je mehr für den Haß der Völker untereinander haben müssen, stellt man wiederum fest, daß aus den traurigen Erfahrungen des ersten Weltkrieges die verantwortlichen Männer auf der Gegenseite anscheinend nichts gelernt haben und nichts haben lernen wollen. Die Broschüre beschränkt sich auf die Berichte über den Septemberfeldzug, eine Karte ist beigegeben. – Von dem Lieferungswerk „Deutschland im Kampf", herausgegeben von Ministerialdirigent A. J. Berndt und Oberstleutnant von Wedel (Berlin, O. Stollberg) liegen jetzt die Lieferungen 3 bis 5 vor, enthaltend die Berichte für Oktober und erste Hälfte November. Die Anordnung ist die gleiche wie in den ersten Lieferungen. – Dem Septemberfeldzug gilt auch das Buch „Unser Kampf in Polen" (München, F. Bruckmann. 76 Abbildungen und Karten), das sehr bedeutsames Material enthält. Nach einem grundlegenden Aufsatz von Albert Brackmann „Das Wesen der polnischen Geschichte", schildert Gerhard Sappok Polens kulturelle Entwicklung und Max Clauß Polens Weg ins Verhängnis. Die militärische Seite behandelt George Soldan, die Wehrmachtberichte über die Vorgeschichte und die strategische Anlage sind ebenso beigefügt wie die amtlichen Heeresberichte. Als Gegenstück dazu werden im Spiegel von Havas die polnischen Operationen im Zerrspiegel wiedergegeben. Ein Aufsatz von Josef Windschuh „Von der Wehrwirtschaft zur Kriegswirtschaft", und eine Arbeit von Leonhard Miksch über die polnische Wirtschaft runden das Buch ab, dem eine Zeittafel über die Ereignisse vom 1. bis 30. September und eine Reihe von Dokumenten beigefügt sind. Die Karten zu den Kampfhandlungen sind sehr instruktiv.

Geschichte

Wenn nach Oswald Spenglers Wort der Mindestabstand, der einen Historiker zur vollen Erfassung eines geschichtlichen Ereignisses oder einer Persönlichkeit berechtige, ein halbes Jahrhundert sei, so dürfte heute grade die richtige Zeit sein, einem so gewaltigen und umstürzenden Ereignis wie der französischen Revolution vom Jahre 1789 gerecht werden zu können. Deshalb allein schon verdiente das Werk „Europa im Zeitalter der französischen Revolution" des nordamerikanischen Historikers von der Harward-Universität Crane Brinton besondere Beachtung (Wien, L. W. Seidel & Sohn. 60 Abb. 6 Karten. RM 9,50). Die englische Ausgabe erschien 1934, die jetzt vor-

liegende deutsche besorgte P. R. Rohden, der eine ausgezeichnete Einführung schrieb. Brinton gibt in einer großen Übersicht eine Geschichte der treibenden Ideen und Kräfte, die damals Gesamteuropa umwandelten. Eigentlich zum ersten Male wird hier mit wohltuender Distanz zu den Ereignissen dargelegt, wie die französische Revolution in ihrem innersten Wesen beschaffen und warum sie auf alle Völker Europas ihre Wirkung übte. Das Verständnis für das Wesen der französischen Revolution findet nur der, der sie als Glaube auffaßt, als eine aktive neue Religion. — Ein Outsider, der spanische Arzt Gregorio Marañón hat eine erstaunliche historische Leistung vollbracht, und wir haben allen Grund, dem deutschen Übersetzer Ludwig Pfandl dankbar zu sein, daß er dieses für das Verständnis der spanischen Geschichte unentbehrliche Werk dem deutschen Leser erschließt, um so mehr als dieses Buch sich in Pfandls große Arbeiten zur spanischen Geschichte organisch einfügt: „Olivares, Der Niedergang Spaniens als Weltmacht" (München, G. D. W. Callwey). Es mußte wohl ein seelenkundiger Arzt sein, der das Bild dieses so viel geschmähten und gehaßten Günstlings Philipps IV., der in mehr als zwanzig Jahren den schicksalsmäßigen Verfall der spanischen Weltmacht zu verhindern strebte, und dem hierfür jedes Mittel recht war, um endlich in Verbannung und geistiger Umnachtung zu enden, so zurechtrückte, daß nun ein endgültiges historisch schlüssiges Dokument vorliegt. In einem Nachwort tritt Pfandl noch einmal für das spanische Volk ein, gegen das in den früheren Zeiten ein Verleumdungskampf in der ganzen Welt geführt ist, dem es in seinen Auswirkungen gelang, das Bild und die Geschichte eines ganzen Volkes zu verfälschen. — Eine gute Orientierung über Afghanistan gibt das Buch von Dr. Kurt Ziemke „Als deutscher Gesandter in Afghanistan" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Viele Abbildungen. 1 Karte. RM 10,—). Hier tritt in klarem Umriß die politische Bedeutung dieses Landes hervor, das vor den Toren Indiens liegt. Von dem deutschen Gesandten, der mit offenen Augen und mit Sympathie Land und Leute gesehen hat, erhalten wir hier ein umfassendes Bild.

Die Reichsinsignien

In einem schönen Mattgoldband sorgfältigster Ausstattung ist eine Schrift über die Geschichte und die tiefere Bedeutung der Reichsinsignien erschienen (Leipzig, E. A. Seemann. 24 Bildtafeln. RM 3,—). Verfasser ist der Darmstädter Professor Georg Haupt. Er gibt eine genaue Geschichte der Aufbewahrung der Kleinodien, die ursprünglich immer in unmittelbarer Nähe des jeweiligen Kaisers sich befanden, unter Karl IV. nach Böhmen kamen und dann von Kaiser Sigismund bei der Bedrohung durch die Hussiten nach Nürnberg gebracht wurden mit der Bestimmung, dort für immer zu verbleiben. Bei der Besetzung Nürnbergs durch die Franzosen im Jahr 1796 gelangten die Reichsinsignien über Regensburg nach Wien 1808. Jetzt sind sie wieder in Nürnberg. Aus einer erschöpfenden Kenntnis heraus gibt Georg Haupt nicht nur eine genaue Beschreibung der einzelnen Stücke, die nicht mehr alle die gleichen sind wie ursprünglich, sondern deutet auch ihren symbolhaften Gehalt. Auf den 24 Tafeln sind die Insignien in guter Wiedergabe zum Teil ganz, aber auch in einzelnen Teilen zur genaueren Betrachtung abgebildet. Man hätte gewünscht, daß die Wiedergabe nicht nur in Schwarzweiß, sondern in den Originalfarben erfolgt wäre, auch wenn der Preis des Buches sich dadurch verteuert hätte.

Bismarck

Zu den vielen Büchern über Bismarck ist ein neues getreten: Alfred Funke „Bismarck. Der deutsche Mensch" (Berlin, Kyffhäuser-Verlag), und man kann sagen, kein überflüssiges. Funke wollte kein politisches Buch im üblichen Sinne schreiben, sondern ausgesprochen den Menschen Bismarck in klarem Umriß hinstellen. Er sieht in ihm den hervorragendsten Typ des deutschen Menschen im 19. Jahrhundert, das er entscheidend geformt hat. Funke untersucht das Erbe der Ahnen, wie auch ein Stammbaum angefügt ist, und zeigt wie Bismarcks Schicksal von seiner Studentenzeit an bis zu seinem Tode die Politik war. So ist hier ein Führer von großer Zuverlässigkeit zum Verständnis des großen Deutschen entstanden.

Der deutsche Lebensraum

Von dem großen Werke „Atlas des deutschen Lebensraums" (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist jetzt die 3. Lieferung erschienen. Sie enthält folgende Karten mit Erläuterungen: „Die Böden" von Professor

Hermann Stremme, wobei unter Böden „die naturwissenschaftlichen Einheiten der lebenerfüllten Lockerhaut der Erde" verstanden sind; „Die Verteilung der Temperatur" von Professor Karl Knoch und Eberhard Reichel, dargestellt auf Karten im Monatsmittel des Januar und Juli, in Tabellen aller Monate; „Die Bodennutzung der Gegenwart", dargestellt vom Herausgeber Professor Norbert Krebs; „Der landwirtschaftliche Anbau" von Professor Heinrich Niehaus. Die Erläuterungen zur letzten Karte „Die Geburtenhäufigkeit um 1910 und 1933" werden mit der Karte für das Jahr 1938 später gemeinsam erscheinen. Wiederum ist festzustellen, daß diese Karten in ihrer meisterhaften Anlage auch dem geographischen Laien ohne Schwierigkeit zugänglich sind.

Der verrückte Ferdinand

Daß Gerhart Pohl die Geschichte des Onkels Ferdinand Wagemann bald schreiben mußte, war jedem klar, der seinen Roman „Die Brüder Wagemann" aufmerksam gelesen hatte. Noch mehr dem, der dank persönlicher Berührung mit dem Dichter wußte, wie stark ihn diese Figur innerlich beschäftigte. „Von Tristan und Isolden / Weiß ich ein traurig Stück." Wie in den Meistersingern der Tristan, so klang bei Gerhart Pohl das Motiv des Onkels Ferdinand schon früher auf. Nun ist der Roman vollendet und unter dem Titel „Der verrückte Ferdinand" erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 5,50). Pohl stellt hier einen vollsaftigen Menschen hin, wie sie in allen Ländern und Völkern nur selten wachsen. Einen Menschen, der dank der angeborenen Vitalität, die Gnade und Fluch zugleich ist, die ihm gesetzten Grenzen sprengt, in härteste Zusammenstöße mit der Umwelt, die ihn und sein Gesetz nicht begreift und nicht begreifen kann, gerät und bei Erfolg und Scheitern jeder Zeit des Geifers und Hasses der ewig Kleinen sicher sein darf. Ebenso sicher aber auch der hingebenden Treue der wenigen, die ihm nahekommen können. Es ist keine liebenswerte Erscheinung, dieser Ferdinand, aber ein ganzer Kerl, der unbeirrbar sich selbst treu bleibt und nichts anerkennt als sein immanentes Gesetz. Aus Selbstbewahrung und Trotz strebt er nach der Vollendung seiner Einsamkeit. Herausgehoben ist er aus der Menge, weil er das nicht kennt, was alle bindet: die Furcht vor dem Tode. Er kennt nur die Furcht vor Gott, die freilich die ihm eigene Form annimmt, und folgt allein seinem Gewissen, ruhend in seiner angeborenen Selbstgewißheit, beugt sich weder den Mächten dieser Erde noch den Naturgewalten, sondern nur in freier Demut vor dem Herrn. Ihm ist die Macht zur Herrschaft eingeboren, und dem folgt stets das Wunder des Erfolges, für den Selbstsucht, Zielbesessenheit und die Verachtung menschlichen Behagens Voraussetzungen sind. Er zählt sein Leben nach Arbeitstagen, und nach Tagen was für einer Arbeit! Er ist einer von denen, den die bäuerliche Kraft dem Volke schenkte, als es in eine neue Periode seines Lebens einging, in die Zeit der beginnenden Industrialisierung. Er spürte die Welle gewerblicher Betriebsamkeit, die durch die deutschen Lande brandete, und machte sie der Landwirtschaft dienstbar. In seiner trotzigen Geschlossenheit glaubte er, als sein Handeln ihn in schwere Schuld verstrickte, von Gott persönlich den Verzicht auf menschliches Glück zudiktiert erhalten zu haben. Aber dieser „Herzenskrüppel", wie seine Schwägerin ihn nennt, empfing seiner Ansicht nach zugleich den Auftrag, den ewigen Drang des deutschen Volkes gegen Osten in der Nutzbarmachung des polnischen Waldes ausführen zu sollen. Er wird ein großer Herr, der, mit allen Wassern gewaschen, eine Geschäftstüchtigkeit entfaltet, die die Grenzen der Gaunerei streift. Allen Gegnern ist er überlegen, seien es polnische Adelige oder der preußische Fiskus. Niemand kann ihm beikommen. — Die Geschichte dieses Mannes erzählt Gerhart Pohl trotz des gewaltigen Gegenstandes ohne jedes äußere Pathos, aber überall schwingen die großen und gewaltigen Mächte mit, die nicht nur eines Menschen, sondern eines Volkes Schicksal formen. Hier ist uns ein Roman geschenkt nicht nur einer kraftvollen Persönlichkeit, wie sie nur einem Dichter glückt, sondern des schlesischen Menschen zu einer bestimmten Zeit überhaupt. In dem Buche stehen politische Erkenntnisse, die jeden, der mit dem Osten und seinen Völkern sich befaßt, nützlicher sein könnten als sogenannte Fachbücher. Um den Onkel Ferdinand ist eine Fülle von scharf profilierten, mit Härte und Humor gesehener Einzelgestalten gruppiert, wie seine Naska, Siebenhaar, der echte Preuße Hegenscheidt und Stanislaus

Koziolla. Mit grandioser Wucht schildert Pohl den Kampf gegen den polnischen Wald, Naturkatastrophen und Feuersbrunst und landschaftliche Bilder von eindringlicher Schönheit. Und das alles in einer zuchtvollen Sprache ohne jeden falschen Ton, so daß auch hier wieder der starke Beweis dichterischer Berufung erbracht wird. — Wieder hat Pohl die Ich-Form der Erzählung gewählt, hier spricht der dank Gnade älter und weiser gewordene Pohl, als seine Lebensjahre es anzeigen. Auch hier sind kunstvolle Verschachtelungen der Erzählung, die scheinbar manchmal abbricht und fernab vom Thema sich bewegt, in Wahrheit aber auf dem indirekten Wege immer unmittelbar am Thema bleibt. Dieser Ferdinand Wagemann wird eingehen in die deutsche Literatur als ein Herrenmensch, der zum Sinn und Sinnbild eines ganzen Lebenskreises wurde.

Weltgeschehen

In der so genannten, hier verschiedentlich gewürdigten Reihe liegen vier neue Bände vor: Otto Schempp „Das autoritäre Spanien" (Leipzig, W. Goldmann. RM 2,85), in dem der bekannte deutsche Journalist die Ergebnisse seiner Informationsreise im Frühjahr 1939 niederlegt, den blutigen Bürgerkrieg und die Grundsätze schildert, nach denen Franco den Wiederaufbau versucht. Aus eigener Anschauung des Landes gibt Friedrich Müller-Roß einen klaren Überblick über die Geschichte und das heutige Ringen des irischen Volkes: „Irland, die andere Insel" (2 Karten. RM 3,30). — Ferner Michael Schwartz „Die Slowakei" (RM 3,—). Der Verfasser, aus der Zips gebürtig, stellt lebendig die Geschichte des slowakischen Volkes von seiner Entstehung bis zum Jahre 1918 und des Kampfes der Slowaken gegen ihre tschechischen Unterdrücker dar. Endlich Walter Schneefuß „Deutschtum in Süd-Ost-Europa" (RM 3,—). Unter besonderer Berücksichtigung des Deutschtums und seiner Lage in Ungarn, in Jugoslawien und in Rumänien. — Das Buch von H. A. Bernatzik „Albanien, das Land der Schkipetaren" liegt in 3. Auflage vor und erweist mit der Fortführung bis in die jüngste Zeit seine gute Qualität als ein wirklicher Führer zum Verständnis der Bewohner und des Landes (Wien, L. W. Seidel & Sohn. 93 Abb. 1 Karte. RM 6,50).

Olaf Gulbransson

Wenn es Peter Bamm recht war, seine verschiedenen Welterhellungsinstrumente durch Olaf Gulbransson illustrieren und dabei sich selber bis auf die Knochen abschildern zu lassen, so muß es Gulbransson billig sein, nun von Peter Bamm die Saga vom Wiking vom Schererhof singen zu lassen. Durch die Zusammenarbeit dieser beiden Einzelgänger, die im Kern ihres Wesens verwandt sind, dadurch, daß sie beide mit ungewöhnlich scharfen Augen ohne unnötige Ausgaben an eigenem Gefühl die Welt sehen und ihr Wesen ohne Maske festzuhalten verstehen, ist ein Buch entstanden, das für alle ironischen Betrachter der Welt und der Menschen ein reines Geschenk ist: „Sprüche und Wahrheiten" (Leipzig, Ph. Reclam jun. RM 5,50). Jedes einzelne Blatt illustriert oft positiv, meist ironisch eine „Lebensweisheit", und Gulbransson hat aus seinem Raritätenkabinett hier lauter Perlen ausgewählt. Die Einführung von Peter Bamm gehört zum Gescheitesten und Besten, was wir in deutscher Sprache an Essays besitzen. Die Ausstattung des Buches ist vollendet.

Ein Skizzenbuch von Wilhelm Busch

Ein wahrhaft köstliches Geschenk für alle Freunde der Kunst von Wilhelm Busch ist die dem Original getreu nachgebildete Ausgabe „Ein Skizzenbuch" (München, R. Piper & Co. In bunter Geschenkkassette RM 4,80). Hier ist nichts zurechtgemacht von weisen Herausgebern, sondern Wilhelm Buschs Arbeitsbuch ist so wiedergegeben, wie sein Tag es füllte. Wiedensahl und seine Menschen ebenso wie seine Tiere, seine Pflanzen und Bäume beherrschen dieses Buch. Immer wieder hält er die Bauern seines Heimatdorfes fest bis in das Mienenspiel ihrer Bekleidungsstücke, immer wieder zeichnet sein Stift Kinder wachend und schlafend, nackt und bekleidet. Und in allem ist Liebe zu den Geschöpfen seiner Umwelt, die er hier sozusagen als Rohmaterial einfängt, um später seinen souveränen Sarkasmus an ihnen zu erproben.

Stifter

In der schönen Gesamtausgabe von Adalbert Stifters Werken des Inselverlages, Leipzig, die auf 7 Bände berechnet ist, ist nun der 4. Band erschienen, enthaltend Stifters reifstes Werk „Der Nachsommer". Ein kurzes Nachwort schrieb Max Stefl, der auch für die „Studien" den Text nach denselben hier angewandten Grundsätzen revidierte. Er hat einen verständigen Mittelweg zwischen Erhaltung und Erneuerung, vor allem bei der Rechtschreibung und Interpunktion, gewählt.

Erzähltes

Die den Lesern der „Deutschen Rundschau" unter dem Titel „Madame Hahmann" bekannte Erzählung von Hans Brandenburg, diese beschwingte, mit tiefer Einfühlung geschriebene Darstellung der ersten romantischen Liebe des jungen Eichendorff ist jetzt mit dem neuen Titel „Das Zaubernetz" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 4,50) erschienen. Die feinen Federzeichnungen und Vignetten von Dora Brandenburg-Polster bedeuten in ihrer Harmonie mit dem Inhalt nicht nur eine äußerliche Bereicherung. — Die „Deutsche Rundschau" veröffentlichte seiner Zeit eine Erzählung von Victor Meyer-Eckhardt, „Die letzte Nacht des Tribunen", die sehr starke Beachtung in ihrer packenden Eigenart fand. Sie behandelte bekanntlich das Versagen Rienzis in der Stunde der Entscheidung. Nun hat Meyer-Eckhardt sie in eine Reihe anderer Erzählungen eingeordnet, die alle Menschen hinstellen, die in der letzten und höchsten Entscheidung sich bewähren oder versagen: „Menschen im Feuer" (Berlin, Verlag Die Rabenpresse). Beginnend mit Pilatus, verfolgt der Dichter durch zwei Jahrtausende im geschichtlichen Rahmen, was sich in Stunden, in denen ein Ausweichen vor der Entscheidung und dem Schicksal nicht mehr möglich ist, abgespielt hat. Aber nicht die geschichtlichen Ereignisse sind es, die ihn allein angezogen haben, sondern er wollte — und es ist ihm voll geglückt — aus Vergangenheit, naher wie ferner, die göttliche Wiederkehr aller Dinge und die Heraufläuterung zum Edlen aufzeigen, gläubig dem Leben und der höheren Gewalt, unter der es steht, hingegeben. Es sind sehr starke und ergreifende, zum tiefen Nachdenken zwingende Stücke in dieser Sammlung vornehmer Kunst, alle ausgezeichnet durch ein hohes künstlerisches Verantwortungsgefühl, auch gegenüber dem Wort, was heute selten geworden ist. — Die Leser der „Deutschen Rundschau" haben aus Arnold Ulitz' Meistererzählung „Hochzeit! Hochzeit!" gesehen, wie unvergleichlich Ulitz den oberschlesischen Menschen zu packen und mit prallem Leben gefüllt hinzustellen weiß. So werden sie mit gespannter Erwartung zu seinem neuen Romane greifen „Der große Janja" (Breslau, W. G. Korn. RM 6,—). Dieser Roman spielt in Kattowitz, als die Zeit seines Aufstiegs zur Großstadt begann. In der prachtvollen Figur des Bäckermeisters Janja, der die neue Zeit begriff und in durchaus uneigennütziger Weise seiner Vaterstadt und seinen Landsleuten den nahtlosen Anschluß an das Reich und die Reichsdeutschen bescheren wollte und deshalb rechtzeitig mit dem Bau sauberer Wohnblocks beginnt, dabei im übrigen ein großes Geld macht, hat Ulitz mehr gezeigt als einen herrlich oberschlesischen Einzelmenschen. In Janja ebenso wie in seinen Mit- und Gegenspielern ersteht — man möchte fast sagen — so etwas wie ein Mythos des Oberschlesiers mit allen seinen Vorzügen, ohne daß seine Gebrechen verschwiegen würden. Echt bis ins letzte Wort lernen wir den oberschlesischen Menschen und seine Umwelt kennen, und in ihrem Schicksal reckt sich das deutsche Ostschicksal überhaupt empor. Das Buch war gedacht als ein Mahnruf, Ost-Oberschlesien, seine Städte und seine Menschen im Reiche nicht zu vergessen. Inzwischen ist eine neue Schicksalszeit für dieses Land gekommen, und Ulitz war der Prophet oberschlesischer Sehnsucht. — Ein sudetendeutscher Dichter, Otto Goldbach, hat unter dem Titel „Der Traum des Kaisers" (Aussig, Godwin-Verlag. RM 6,—) eine Reihe von Novellen vereinigt, in denen in den verschiedensten Stoffgebieten, vom Anfang der Geschichte bis zur Gegenwart, ein starkes erzählendes Talent sich äußert. Hier zeigt Goldbach, dem wir „Die Sudetensaga" verdanken und die Geschichte von Kampf und Not in zwei Jahrtausenden „Im Schatten der Sudeten", daß er auch außerhalb des Bereiches seiner engeren Heimat in künstlerischer Form Menschen und ihre Schicksale zu gestalten und zu meistern versteht. —

Einen ausgesprochen glücklichen Griff hat der Verlag C. Schünemann, Bremen, mit der Auswahl ausländischer Romane für eine deutsche Übertragung getan. Eine Bereicherung bedeutet sowohl der Roman von T. Bordewijk „Büro Rechtsanwalt Stroomkoning" (deutsche Übertragung aus dem Holländischen von Emil Charlet) wie das Buch des Amerikaners Dale Eunson „Wandernde Wolken" (übersetzt von Paul vom Hagen), wie endlich auch der Segantini-Roman von Raffaele Calzini (RM 3,25), in dem ein dem Maler innerlich verwandter Dichter Leben, Kampf und Reifen Segantinis in Mailand und dem Engadin mit genauer Kenntnis der Quellen beschwingt darstellt. Bordewijk, selber Anwalt von Beruf, gibt in seinem fesselnd und flüssig erzählten Roman in einem ausgesprochen juristischen Milieu das Bild eines jungen Menschen, unehelicher Sohn einer charakterfesten, ja -starren Frau und eines Gerichtsvollziehers, der hart an die Grenze der Kriminalität streift. Sohn seiner Mutter, aber im Blute dem Gewaltmenschen, der sein Vater ist, verwandt, geht der Junge unter harten Entbehrungen unbeirrbar den Weg zum Erfolge, der ihn aus einem Laufburschen und Büroschreiber zum Rechtsanwalt in dem Büro, in dem er anfing, emporführt. So interessant das Milieu, das durch seine Verbindungen mit allen Kreisen des niederländischen Volkes ein Bild holländischen Lebens vermittelt, auch ist, der Kern bleibt die psychologische Entwicklung dieses Jungen im Gegensatz zu seinen Eltern. Hier war eine kluge Feder am Werke, die ein überlegenes Menschentum führte. — Der Amerikaner Dale Eunson, Sohn eingewanderter schottisch-englischer Eltern, hat in seinem Roman viele Eindrücke und Erfahrungen eigener Jugend verwandt. Mit starker plastischer Kraft der Darstellung zeigt er den erbitterten Kampf von Siedlern in Montana, die gegen skrupellose Ausbeuter sich ebenso behaupten wie gegen die immer wiederkehrenden Naturkatastrophen. In seiner Besessenheit vom Boden verliert der Mann die geliebte Frau, die unbehütet in ein Abenteuer gerät und den Weg zum bisherigen Leben nicht zurückfindet. Bis endlich in schwerer Resignation beide erkennen, daß die Gemeinsamkeit aus dem Kampf um ihr Dasein in der Siedlung stärker ist als alle seelischen und äußeren Hemmungen. Eunson verfügt über eine bedeutende darstellerische Kunst, die sich in den Schilderungen der großartigen Natur ebenso offenbart wie in der psychologischen Feinheit der Schilderung seiner Menschen. — Gleichfalls zu begrüßen ist die Eindeutschung des Romans von Emile Buysse „Spokenhof" (Potsdam, Rütten & Loening). Es ist ein unsentimentales hohes Lied auf das flandrische Land, in dem von alters her Seeleute wie Bauern wuchsen. Es ist erstaunlich, mit welcher Eindringlichkeit der junge flämische Dichter den ganzen Lebenskreis flandrischer Menschen bewältigt, deren jeder sein klargezeichnetes Gesicht besitzt. Einen besonderen Reiz bildet es für die Deutschen, die im Kriege in dieser Landschaft lagen, nun einmal von der anderen Seite das Erleben des flämischen Volkes während und nach dem Kriege in ihrer Beziehung zu den Deutschen in Meisterschaft geschildert zu erhalten. — Ein letztes Werk des verstorbenen Holländers Egmont Colerus „Archimedes in Alexandrien" rundet aus dem Nachlaß sein Lebenswerk ab (Wien, Paul Zsolnay. RM 4,50). Er zeigt den genialen Mathematiker in dieser Erzählung im Erleben der damals größten Stadt der Welt, in der schon sein großer Vorgänger Euklid gelehrt hatte. In ganz eigener Prägung läßt er Menschen der damaligen Zeit auf Archimedes wirken und gibt so eine farbensatte Schilderung dieser Menschheitsepoche. — Der gleiche Verlag präsentiert nach dem alten Holländer einen jungen: Diet Kramer „Das Fäustchen" (RM 6,50). Das „Fäustchen" ist ein herbes, junges Mädchen, Tochter eines Holländers und einer Norwegerin, die, eigensinnig sich einhüllend in eine ungewöhnlich stachlige Schale, sich selbst und ihrer Umgebung das Leben nicht leicht macht, um endlich doch von dem Dichter — denn das ist Diet Kramer — mit der sicheren Zuversicht entlassen zu werden, auch den schwersten Lebenskampf siegreich zu bestehen. Das Buch weitet sich durch die Einbeziehung der ganzen Schulklasse dieser jungen Abiturientin in lebendig gesehenen, frisch und verantwortlich gezeichneten jungen Menschen zu einer nachdenklichen Schilderung Jung-Hollands im

Zwischenreich. Niemals überschreitet der Roman die Linie, die Halt gebietet zwischen ernsthafter Darstellung solcher Gefühls- und Körperwirrungen und unsympathischer Selbstentblößung. — Das kann man leider von dem großen Roman von Joachim Maaß „Ein Testament" (Hamburg, H. Goverts Verlag) nicht sagen. Maaß' darstellende Kraft ist unbestritten, und sie offenbart sich in diesem Roman oft in geradezu erschreckender Stärke, ebenso wie eine unbändige Phantasie, die auch vor kühnsten Verwicklungen und Bogenspannungen nicht zurückschreckt. An einen Kriminalfall hängt er hier die Geschichte einer Familie an — einer Familie, die allesamt nicht so sehr der Beratung durch einen ungewöhnlich klugen Kriminalrat bedürften, wie sie in die Hand des Psychiaters gehörten. Diese Grenzfälle lassen den Verfasser nicht davor zurückscheuen, mit immer wiederholten Selbstdarstellungen in peinlichem Exhibitionismus ihre und ihrer Angehörigen privateste — und darum uninteressanteste — Dinge zu entblößen. Diese dem Fluß der Erzählung immer wieder unterbrechenden Schilderungen muten an wie Krankenjournale. Schade, daß dieser begabte Autor nicht einen anderen Stoff wählte. — Arnold Kriegers Roman „Mann ohne Volk", der bekanntlich das Schicksal Hendrik Bothas, des Vetters von Louis Botha, sein Streben für einen Frieden zwischen England und den Buren, die Reinheit seiner Friedenssehnsucht und die Umkehr zum erbittertsten Kämpfer gegen England wegen der Qualen der Buren in den englischen Konzentrationslagern wuchtig und ergreifend schildert, liegt in einer neuen Auflage vor (Dresden, W. Heyne) und wird durch seine Aktualität viele Leser finden. — Ein Buch mit mancherlei Humoren ist Hellmuth Langes Roman „Seitensprünge" (Salzburg, Verlag „Das Bergland-Buch"), in dem mit Blickrichtung auf seine inzwischen erfolgte Verfilmung eine lustige Komödie der Irrungen begabt abgehandelt wird. — Otto Heuschele hat mit seiner feinen lyrischen Begabung in der Erzählung „Leonore" (Stuttgart, J. F. Steinkopf) ein kleines psychologisches Kabinettstück geschaffen. Mit der ganz schwäbischen Innigkeit des Gefühls für die Landschaft stellt er hier in einem tapferen Mädchen ein Frauenschicksal hin, das die reale wie die dichterische Wirklichkeit besitzt. Seine Leonore findet sich vor dem ersten Weltkriege zu einem Mann, dem der Krieg ihr entreißt. In der mystischen Seelenverbindung übernimmt sie den von dem Toten an sie ergangenen Auftrag, im Wirken für andere sich selbst die letzte Erfüllung zu geben, und kann an einem andern auch durch den Krieg beraubten Mann ihr Weibesschicksal erfüllen. — Henry von Heiseler zeigt in seiner Sammlung „Russische Erzähler" (Leipzig, Karl Rauch) wieder die große Meisterschaft im — man mag nicht sagen Übersetzen — sondern im musikalischen Nachschaffen fremden Gutes. Vereinigt sind hier die beiden Erzählungen von Turgenjew „Faust" und „Klara Militsch", Dostojewskijs „Die Hausfrau" und Ljesskows prachtvolle Erzählung „Der ungetaufte Pope". — Im gleichen Verlage sind zwei neue Bände von Josef Hofmiller erschienen: „Franzosen" und „Nordische Märchen" (RM 3,60), die in überzeugender Form wiederum die große geistige Reichweite und die wirklich so selten gewordene Bildung des Verstorbenen erweisen. Die Essays über die französische Literatur erscheinen in 2. Auflage als 4. Band von Hofmillers Schriften und weisen Wege zum Verständnis des französischen Geistes, wie sie sonst selten geboten werden, ob er nun über Flaubert, über Stendhal, über Taine, Molière oder Voltaire handelt. Aus dem Nachlaß sind Ergänzungen zu seinen „Bemerkungen zur französischen Literatur" beigegeben, und auch der wesentliche Aufsatz „Die Relativität der französischen Literatur" fehlt nicht. Hulda Hofmiller, die so treu über dem Werk ihres verstorbenen Mannes wacht, schrieb ein warmes Nachwort. Die „Nordischen Märchen" zeigen die große Gewissenhaftigkeit und die Meisterschaft im Übertragen der von Svend Grundtvig gesammelten Märchen. — Der Roman von François Mauriac „Das Geheimnis Frontenac" (Luzern, Räber & Cie. Deutsche Übertragung von Anton Meli) erlaubt einen tiefen Einblick in die französische Seele. Diese Geschichte einer Familie zeigt in psychologischer und erzählerischer Meisterschaft, wie stark das Familiengefühl französisches Denken beherrscht und wie es von jedem Opfer fordert, die schweigend gebracht werden pour bien élever les gosses. — In seinem großen Roman „Gott lächelt" gestaltet Olav Duun das

Schicksal zweier norwegischer Menschen von heute (Hamburg, H. Goverts Verlag). Dieses Meisterwerk, wirksam unterstützt durch die ausgezeichnete Übersetzung von J. Sandmeier und S. Angermann, ist motivisch den starken früheren Werken Duuns verwandt. Bei aller Realistik seines Blickes und seines Gestaltens klingt der Glaube an die großen und harten Mächte, die das menschliche Getriebe lenken und gegen die es wenig Widerstand gibt, hindurch. In der scharf und klar gezeichneten norwegischen Welt wird dem Leser glaubhaft, daß Gott da ist, wenn man ihn braucht, und daß Gott lächelt, wenn die Menschen es tun. — Die Erzählung von Johannes Kirschweng „Die Fahrt der Treuen" (Freiburg, Herder & Co. Buchschmuck von Rudolf Hesse. RM 3,80) liegt schon in 2. Auflage vor. Hier wird mit großer Eindringlichkeit das Übergreifen der Französischen Revolution in den Jahren 1790—92 auf das deutsche Saargebiet und das tapfere Bewähren eines Priesters, der mit den andern Ordensbrüdern aus seinem Kloster vor den Revolutionshorden fliehen mußte, in der unermüdlichen Ausübung seiner seelsorgerischen Pflicht geschildert bis zu seinem Ende auf dem Schafott und die mutige Unterstützung des Mönches durch einen saarländischen Bauernjungen. — Ein echter Bremer Roman ist Friedrich Lindemanns „Sohn seiner Firma" (Braunschweig, Vieweg), in dem der Verfasser den Beginn der selbständigen Tätigkeit von Hermann Henrich Meier darstellt, der bekanntlich der Begründer des Norddeutschen Lloyd wurde. Der Roman spielt in den Jahren zwischen 1830 und 1850 und zeigt überzeugend und mit echter Milieutreue, wie der unbegrenzte Tätigkeitsdrang des jungen Kaufmanns ihn aus der Enge des Kontors der eigenen Firma hinaustreibt, um wieder ein wahrhaft königlicher Kaufmann zu werden. Sein Weg führt ihn über England nach Amerika und nach dem Zusammenbruch eines kühnen Plans wieder in die Heimat, in der er im Rückhalt an der gefestigten Tradition der echt hansischen Firma zu sich und zum wahren Erfolge findet. — In einer wunderhübschen äußeren Ausgestaltung in vorbildlichem Druck sind unter dem Titel „Liebe, Lust und Leid" altdeutsche Novellen von Alois Bernt zusammengefaßt in einer musterhaften Übertragung in das Deutsch unserer Tage (München, C. H. Beck. Buchausstattung von F. H. Ehmcke). Dieser wahre Schatz altdeutscher Erzählkunst und altdeutschen Humors reiht sich würdig einem andern Buche des Verlages an, das uns unvergessen ist: Paul von Winterfeld „Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters". Diese 21 Erzählungen, unter denen sich Perlen derben Humors befinden, wie „Das Häschen", „Das Rad", „Das heiße Eisen" und andere mehr verdienen um so weniger die Vergessenheit, als sie sich mit Fug und Recht neben die Erzählungen Boccaccios stellen lassen. Ein kurzes Nachwort unterrichtet sachkundig über die Quellen. — Um Cesare Borgia hat Friedrich Norfolk seinen Roman „Der Condottiere" geschrieben (Leipzig, H. H. Kreisel). In stark bewegter Handlung auf dem farbig geschilderten Hintergrund des Italien der Renaissance, in dem ein leidendes und ausgesogenes Volk lebte, zugleich aber in Rom und an den kleineren Fürstenhöfen eine kaum je wieder erreichbare Blüte der Kunst und des Geistes herrschte und gewaltige Persönlichkeiten von fast übermenschlichem Ausmaß, Heilige und Verbrecher, ihr Wesen trieben, tritt neben den grausigen Vater Papst Alexander VI. der größere Sohn, mit dessen blutigen Taten doch eine Versöhnung wegen seiner soldatischen Haltung möglich ist. — Eine kurze Nacht des Jahres 1812 bildet den Inhalt von Heinrich Luhmanns Novelle „Flucht durch Preußen" (Bielefeld, Velhagen & Klasing. RM 2,80). Luhmann läßt den flüchtigen Kaiser in Begleitung Caulaincourts, mit dem er höchst freimütige Gespräche führt, Zuflucht suchen im Hause eines schlesischen Schmiedes, in das grade der eine Sohn verwundet mit der Nachricht eingekehrt ist, daß sein jüngerer Bruder in gezwungenem Dienste des Korsen sein Leben lassen mußte. In der Stunde der ungeheuren Versuchung, mit einem Hammerschlage den schlafenden Dämon der Welt zu vernichten, siegt in dem Schmiede das Gefühl, daß er selbst diesem Vernichter Europas das heilige Gastrecht schulde. — Unter dem Titel einer Seydlitz-Novelle „Der Orkan zu Pferde" (Stuttgart, Robert Lutz Nachfg. 9 Kreidezeichnungen von Arthur Grunenberg. RM 5,80) hat Anton Mayer neun Novellen und Erzählungen zusammengefaßt, deren Inhalt immer ein reiterliches Erleben bildet. In einem Anhang

erzählt er von den Ahnen der Derbysieger. Mayer versteht es, aus eigenem Erleben die Verbundenheit des Reiters mit dem edelsten Geschöpf der Gotteswelt in allen möglichen Abwandlungen fesselnd darzustellen. — „Im Schmiedefeuer der Jahrhunderte" nennt Erich Zschocher Bilder vom trutzigen Leben der deutschen Ostmärker (Salzburg, Verlag „Das Berglandbuch". 26 Bilder von A. Erber) und läßt in ihnen vom Jahre 620 bis 1919 in lebendig geschriebenen Skizzen den Kampf, das Leiden und das unbeirrbare Aushalten der Menschen der Ostmark erstehen. — Bestimmte in der Ostmark grade das Ringen um den Boden in erster Linie den Kampf der Männer, so stellt Carl Julius Haidvogel in seinem Roman „Soldat der Erde" (München, Braun & Schneider. RM 5,80) den zähen Kampf und endgültigen Sieg eines Menschen hin, der von der Stadt als Arbeitsloser ausgestoßen, nun auf dem Lande im Kampf mit sich selbst und eingewurzelten Gewohnheiten und im Kampfe mit der Umwelt und endlich wieder gegen die Stadt, die ihm seinen hart errungenen Besitz zu nehmen droht, sich auf seiner Scholle, die er sich wirklich erwarb, siegreich behauptet. Über die landläufigen Bodenromane hinaus gibt Haidvogel sehr fein auch Rechenschaft von den inneren Widerständen, die jeder zu überwinden hat, der aus einem zivilisatorischen Leben nun zum schlichten Leben auf und mit dem Boden zurückkehrt. — Ein feines und dichterisches Buch ist Ellen Soedings Geschichte einer Liebe „Das Höfchen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 6,50). Auch hier ein Kampf um den Boden und die Heimat, verkörpert in einem kleinen mißhandelten Gutshof Westfalens, den die tapfere Frau eines Industriellen gegen alle Widerstände in ihrer starken Liebe zur echten, unverfälschten Natur und einer wahrhaft mütterlichen Liebe zur Kreatur und zu den Dingen sich gegen äußere Schwierigkeiten und innere Hemmungen ganz zu eigen macht. Hier ist ein Heimatroman im besten und gültigsten Sinne des Wortes von Dichterhand geschrieben. — Ein Roman auch von starker Ehrlichkeit ist das Buch von Walther Keßler „Und eines Tages öffnet sich die Tür" (Berlin, M. Warneck. RM 6,50), in dem die Briefe zweier Liebenden die Geschichte einer seelischen Entwicklung und eines wahrhaften Reifwerdens schildern. Bemerkenswert ist der große sittliche Ernst, mit dem hier zwei Menschen, eine Frau, die der Kunst sich widmete, und ein Mann, der seinen Platz mit heißem Bemühen im Leben seines Volkes sucht, um den Sinn des Lebens überhaupt und den ihrer eigenen Berufung ringen. Die Frau entscheidet sich im ruhigen Verzicht auf die Kunst für das schönste Frauenlos, Geliebte und Frau ihres Mannes und nichts sonst zu sein. — In Bruno Wellenkamps Roman „Der König von der ‚Alten Liebe'" (Berlin, Brunnen-Verlag. RM 4,—) tritt der Kapitän eines Fischdampfers an die Stelle eines Kameraden von der See, dessen Auftrag durch Flaschenpost zur Hilfe an seiner Braut er annimmt, und gewinnt eigentlich gegen seinen Willen, der ihn ganz andere Wege treiben will, in der Erfüllung der Kameradschaft den Sinn seines Lebens und der Liebe, die Braut des andern und sein eigenes Glück. Das etwas filmische Geschehen mit der Leichtigkeit der Lösungen wird von einem echt waterkantischen Humor versöhnend übergoldet. — Rudolf Wulfertange, dem wir das prächtige Jugendbuch „Schrappenpüster" verdanken, geht in seinem neuen Roman „Don Quichote reitet nach Deutschland" ganz neue Wege (Berlin, G. Grote. RM 6,50). Er läßt den gealterten spanischen Ritter sich noch einmal nach dem Trugbild einer neuen Dulcinea aufmachen, die er in Westfalen zu finden hofft. Der Ritter trifft auf Bauern, die in ihrer Haltung und ihrem Stolz spanischen Rittern nichts nachgeben, wenn sie auch von erheblich ruhigerer und besonnenerer Art sind. Aber sie haben aus solcher Verwandtschaft trotz äußerer Gegensätze Verständnis für diesen erhabenen Narren und versagen ihm die Hochachtung nicht. In bizarrer Konzeption läßt der Dichter den spanischen Ritter zu einem höheren Rang aufsteigen, so daß er als ein Abgesandter des spanischen Geistes mit dem deutschen Zwiesprache hält. — Ein Buch stärkster Begabung ist der im Elsaß des Vorkrieges beheimatete Roman von Hans Holzach „Der goldene Rahmen" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 7,50). Mit dem langen Atem des geborenen Epikers und der dazugehörigen Meisterschaft, die Schicksale einer bunten Reihe von Menschen sicher zu führen, wird hier in dem Wachsen und der

Arbeit einer elsässischen Industriellenfamilie in drei Generationen, die vom Etikettenfabrizieren zum Flugzeugbau vorstößt, das Leben im Elsaß vor dem ersten Weltkriege lebendige Gegenwart. Bei aller Breite ist kein Detail feiner und sauberer Seelenmalerei vergessen, so daß eine in sich geschlossene bedeutende Leistung hier vorliegt. Die Tragik des Elsaß als Grenzland zwischen den Kulturen und Völkern, die daraus sich ergebenden Gegensätze und Reibungen mit Beamtenschaft und Militär klingen mit in dem Erleben der Familie Olten — aber alles in einem sympathischen menschlichen Klima ohne Krampf und in künstlerischer Meisterung. Es weht eine Luft der Gesundheit um diese geraden Menschen. Aus dem „goldenen Rahmen" der gesicherten Existenz tritt zuletzt die Tochter des Hauses heraus, um sich in Berlin der Krankenpflege zu widmen, nachdem ihr Verlobter, ein deutscher Offizier, durch Absturz den Fliegertod fand. — Zweifellos ist der Vorwurf des Buches von Frederic Prokosch „Sieben auf der Flucht" (Stuttgart, Rowohlt. Deutsch von Hans Reisiger) ein gewaltiger: Asien gegen Europa in vielfachen Spiegelungen. Ein Engländer, ein Russe, ein Deutscher, ein Österreicher, ein Franzose, eine Spanierin und ein Belgier fliehen durch Chinesisch-Turkestan, aber nicht nur vor den ihnen drohenden Gefahren, sondern vor sich selbst. Es sind alles, von dem Deutschen und dem Österreicher abgesehen, Grenzfälle, die besser daran getan hätten, einen guten Psychiater aufzusuchen, anstatt in fernen Erdteilen zu reisen und Europa zu diskreditieren. Gewiß ist etwas Großartiges auch in dem Suchen dieser Menschen nach der letzten Entscheidung, abstoßend ist jedoch ihr Hineinwühlen in eine mehr als trübe Sexualität und recht ermüdend — wie alles rein Sexuelle — ist die Wiederholung bei jedem Einzelnen der Erinnerung an seine Pubertätsnöte und sexuellen Erlebnisse. „Unvergeßliche Charaktere" nennt die Bauchbinde diese Menschen — ja, aber in einem andern Sinne, als der Verlag meint. — In eine Atmosphäre seelischer Sauberkeit, tiefer Innerlichkeit und wahrhafter Religiosität führt die Reihe der vier Erzählungen von Willy Kramp „Wir sind Beschenkte" (Berlin, Furche Verlag. RM 0,80). In jeder dieser kleinen Erzählungen schwingen diese Momente mit und sind ein neues Zeugnis für die reiche Innerlichkeit des jungen Dichters.

Neue Inselbücher

Zu den kleinen Edelsteinen der Inselbücherei gehört die Ausgabe „Aus dem Gebetbuch Kaiser Maximilians" des Albrecht Dürer, die Karlheinz Reissinger veranstaltete und mit einem Nachwort versah, dem sich eine prachtvolle Erklärung der einzelnen Bildtafeln anschließt. In unübertrefflicher Form sind hier 24 farbige Tafeln von den 10 durch Dürer geschmückten Lagen des kaiserlichen Gebetbuches wiedergegeben; es wurden die letzten beiden Lagen gewählt wegen ihres starken Illustrationsreichtums und ihres guten Erhaltszustandes. Und diese Köstlichkeit kann man für RM 0,80 erwerben! — Ein schöner Gedanke ist in dem Bändchen „Die deutschen Lande im Gedicht" verwirklicht, in dem aus dem unendlichen Reichtum deutscher Landschaftsdichtung eine feinsinnige Auswahl getroffen ist vom Barock bis zu Rilke und Trakl. Die Anordnung führt den Leser von der Nordsee durch unser ganzes Vaterland bis hin zum Hochgebirge. — Heinz Graupner hat aus dem Werke von Alfred Brehm unter dem Titel „Der deutsche Wald" eine Auswahl getroffen, die bei einer gewissen Zeitgebundenheit das Lebendige seiner Arbeit erhält. Immer wieder wird man die echte Tierpsychologie Brehms bewundern dürfen, ob er von den Hirschen und Rehen, der Gemse, dem Hasen, dem Fuchs und Dachs, dem Wildschwein, Wisent, Elch oder vom Auerwild und dem Rebhuhn spricht.

Nutzloses Dienen

Eine der interessantesten Erscheinungen des geistigen Frankreich ist Henry de Montherlant, von dem jetzt ein Essay-Band „Nutzloses Dienen", in der deutschen Übersetzung von Karl Heinz Bremer zusammen mit Otto Diehl, erschienen ist (Leipzig, K. Rauch. RM 3,60). Montherlant ist Kriegsteilnehmer und wurde schwer verwundet. Er ist ein durchaus selbständiger Kopf und ein leidenschaftlicher Franzose, den grade seine Liebe auch über die Fehler seines eigenen Volkes sehend macht. Als Soldat ist er völlig legitimiert; er schafft aus einer Verbindung des Soldatischen mit dem Mönchischen, in dem er, den aus spanischer Blut-

zufuhr tiefe Sympathie mit Spanien verbindet, nicht die Askese, sondern den Mut zum Aussprechen eigener Gedanken in strenger geistiger Abgeschlossenheit vom landläufigen Denken sieht. Der Band gibt in seiner Tiefe ungemein viel Anregung zum Nachdenken.

Vom Feuilleton

Der begabte junge Dozent Wilmont Haacke hat gleichsam als Abschied an seine journalistische Tätigkeit ein innerlich wie äußerlich gleich anziehendes Buch herausgegeben unter dem Titel „Die Luftschaukel" (Berlin, Frundsberg-Verlag). Wilfrid Bade schrieb ein Nachwort. In diesem Buch ist eine Sammlung kleiner Prosa, die mehr als Tagesbedeutung beanspruchen darf und in ihrer Gesamtheit einen Überblick gibt über die Summe von Kräften der Schriftsteller, die heute in den Feuilletons der deutschen Zeitungen das Wort führen. Es sind nicht nur junge Menschen berücksichtigt, sondern auch einige wenige ältere sind nicht vergessen. Im Anhang gibt ein jeder der Beteiligten Auskunft über sich selbst. — In gewissem Sinne bildet das Buch „Wir wollen nicht vergessen sein", das Günther Stöve mit 16 Zeichnungen von Richard Sprick herausgibt (Bayreuth, Gauverlag Bayerische Ostmark) eine Ergänzung. Hier sind Essays über wenig mehr gelesene deutsche Dichter vereinigt, die durchaus Anspruch haben, auch heute noch beachtet zu werden. Eine Reihe heutiger Schriftsteller, wie der Herausgeber selber, Heinz Grothe, Herybert Menzel, Heinrich Koch, Werner Bökenkamp und andere schreiben über J. Ch. Günther, Gellert, die Karschin, Lessing, K. Ph. Moritz, Jean Paul, Arnim, Brentano und viele andere mehr bis zu Fontane und Emil Gött.

Kalender

„Blodigs Alpen-Kalender für 1940" ist ein würdiger Nachfolger seiner 14 Vorgänger (Verlag des Blodigschen Alpenkalenders, Paul Müller, München. RM 2,90). Den Herausgeber Dr. Karl Blodig unterstützt Hans Stoepler. In der Zusammenfassung von je 4 Tagen bringt er wiederum Aufnahmen aus den Bergen, zum Teil von überwältigender Schönheit. Neben den großartigen Bildern der deutschen, der ostmärkischen und der Schweizer Berge sind auch das Elbsandsteingebirge, die Karawanken, der Kaukasus, ja auch der Himalaja und Spitzbergen einbezogen. Wiederum sind die Texte vortrefflich, die auch geübten Bergsteigern gute Wege zur Gipfelbezwingung geben. Das farbige Titelbild reproduziert das Ölbild von Bauriedl „Föhniger Spätwinter". Von großem Reize sind die farbigen Photographien, wie z. B. die Aufnahmen des Langkofel vom Sellajoch aus. Auch in diesem Jahre hält der Alpenkalender in Würde seinen angestammten Platz.

Jugendschriften

Die solide, gute, hier oft gewürdigte Arbeit des Verlages K. Thienemann, Stuttgart, für die deutsche Jugend wird durch die uns vorliegenden neuen Bücher wiederum vollgültig bestätigt. Erich Robert Petersen gibt in seinem Buche „Büffelkoppel am Dume" (Bilder v. P. Schneidler. RM 1,60) ein anfeuerndes Bild deutscher Kolonialarbeit in Kamerun vor dem ersten Weltkriege. Ohne Phrasen wird hier an dem Beispiel eines tüchtigen Farmers gezeigt und in unterhaltsamer Form erzählt, welche Leistung in den Kolonien Deutsche vollbrachten, die dann wie der Farmer Mannhagen beim Ausbruch des Krieges klaglos das Gewehr für die deutsche Sache auf die Schuler nahmen und alles Geschaffene verließen, um der größeren Sache zu dienen. — Auch Erich Lustmanns Buch „Tollkühne Färinger" (RM 2,40) ist in jeder Weise anregend für die Jugend, weil hier in anschaulicher Form das kühne und gefahrenreiche Leben der Färinger auf den Färöern geschildert wird, die im Vogelfang und der Grindwaljagd im Nordatlantik täglich ihr Leben neu im Einsatz erobern. Einen besonderen Reiz dieses Buches bilden die Aufnahmen des Verfassers, der wirklich Selbsterlebtes schildert. — Für Jungmädchen sehr geeignet ist das Buch von Estrid Ott, einer dänischen Schriftstellerin, „Die Inselreise", die ein dänisches Mädchen in einer Reise zu den Lofoten mit ihrer Kusine das Leben der dortigen Inselbewohner in all seinem fremdartigen Reiz miterleben und eine neue, richtigere Einstellung zum wirklichen Leben gewinnen läßt, als sie das als einziges Kind aufgewachsene Mädchen bisher kannte (Zeichnungen von H. Ilgenfritz. RM 3,80). — Einen klugen Weg wählt Lene Wenck mit ihrem Buche „Ein Sommer

mit Petra" (Zeichnungen von P. Schneidler. RM 3,80), um in der Schilderung einer Reise eines Hamburger Mädels nach Griechenland den deutschen Mädels das Verständnis für die Schönheit Griechenlands, den unvergänglichen Zauber der Antike und die liebenswerten griechischen Menschen von heute zu erschließen. — Seit 25 Jahren arbeitet der Franz Schneider Verlag, Berlin-Grunewald, für die deutsche Jugend und kann auf eine Leistung zurücksehen, die jede Anerkennung verdient. Ohne pädagogische Aufdringlichkeit, aber aus einem ernsten Verantwortungsbewußtsein heraus hat der Verlag es verstanden, für alle Lebensalter in wirklichem Verständnis für die jugendliche Psyche das zu bringen, was die Jugend anspricht und fördert. Ganz in die Gegenwart führt das Buch von Fritz Otto Busch „Kampf vor Spaniens Küste" (RM 3,40), das die Tätigkeit der deutschen Marine im spanischen Kriege gegen den Bolschewismus anschaulich schildert. Von der Ausfahrt bis zur Heimkehr sind auf Grund von Berichten von Mitkämpfern die Taten der deutschen Soldaten höchst lebendig dargestellt. Einen großen Reiz des Buches bilden die Originalaufnahmen, und die Land- und Seekarten orientieren ausgezeichnet. — Den „Angriff auf den Suezkanal" aus dem Sommer 1915, eins der kühnsten Unternehmen des Großen Krieges, schildert Heinz Eisgruber (RM 2,—), und es ist gut, daß an diese gemeinsame türkisch-deutsche Waffentat in einem Tatsachenbericht erinnert wird. — Das Buch des Norwegers Bernhard Stokke „Reiter ohne Heimat" übersetzte Karl Hellwig und gibt dadurch eine willkommene Erweiterung des jugendlichen Gesichtskreises durch die Schilderung des Lebens zweier norwegischer Jungen, die im norwegischen Hochland in hartem und gefahrvollem Dienst die Hengste ihrer ländlichen Umgebung zu betreuen haben. Sie bewähren sich trotz schuftiger Schreiche, die von einem mißgünstigen Bauern gegen sie unternommen werden, der dadurch ihrer Mutter und Schwester und ihnen die Heimat rauben will, aber schließlich nur dazu beiträgt, sie ihnen für immer zu retten. — Die sudetendeutsche Schriftstellerin Trude Norgard zeigt in ihrem Buche „Bärbel" (RM 3,40. Buchschmuck von Fritz Preiß), wie ein junges Mädel gegen alle Widerstände, die im wesentlichen in ihrer eigenen Verschlossenheit liegen, den klar erkannten Weg zur ausübenden Musikerin geht.

Finanzpolitik im Haushalt

Wenn eine sechzigjährige Erfahrung immer aufs neue kontrolliert und vertieft wird, so muß schon etwas Vernünftiges entstehen. Das gilt in vollem Umfang für „Bosses Wirtschaftsbücher", auf die wir früher schon in der „Deutschen Rundschau" hingewiesen haben (Göttingen, Hubert & Co.). So können wir auch jetzt wiederum „Bosses Allgemeines Wirtschaftsbuch für deutsche Hausfrauen" und das gleiche für Ehemänner empfehlen (RM 1,20 und RM 2,50). Hier wird die Möglichkeit geboten, in jeden Haushalt eine richtige Etatsrechnung hineinzubringen und ihn übersichtlich bei täglicher Kontrollmöglichkeit zu führen. Die Anordnung ist übersichtlich und klar, und die Beigaben zum Wirtschaftsbuch, wie Ratschläge bei Krankheits- und Unfallsfällen vor Eintreffen des Arztes und ähnliches, sind willkommen. Aus aufmerksamer Lektüre ergeben sich auch die großen und verantwortungsvollen Zusammenhänge des Einzelhaushaltes mit dem Staatshaushalt.

Rudolf Pechel.

Peter Bamms Cocktail

Der „kleinen Weltlaterne" und dem „i-Punkt ist nun der „Hahnenschwanz" (mit Zeichnungen von Olaf Gulbransson. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 4,50) gefolgt. Auch seine bunten Federn bestehen aus den gesammelten Plaudereien, die Peter Bamm allwöchentlich in der „Deutschen Zukunft" erscheinen läßt. Und wieder ist erstaunlich, wie diese gleichsam für den Tag geschriebenen besinnlich-heiteren Betrachtungen der Zeit standhalten, ja als Ganzes noch stärker wirken und die seltene Gabe des Humors offenbaren: jenes Humors, der den Spott über die fragwürdigen Erscheinungen unserer seltsamen Welt ebenso vertieft, wie er den wirklichen Ernst des Daseins verklärt. Peter Bamm unterhält uns ja nicht nur über Themen wie die männliche Albernheit, die Weisheit einer Siebzehnjährigen oder die Komödie der Bürste, er schildert uns auch eine Reise durch Spanien, und wenn ihm dort die witzige Sentenz in schönster Prägung zur Verfügung steht, so weiß er hier Ge-

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift ist ein Prospekt beigegeben, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Rembrandt-Verlag, Berlin SW 11, Dessauer Str. 38

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt

Leipzig C 1, Platostraße 1a

Ostern und Michaelis Jahreskurse, auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung

Kauf doppelt!

50 Glücksbriefe der Kriegs-Winterhilfe-Lotterie

Jeder Einzelne ist nichts ohne sein Volk, im Einsatz für sein Volk ist er selbst alles!

Darum sollst Du NSV.-Mitglied sein!

In 2., neubearbeiteter Auflage erschien:

Rasse und Humor

Von Siegfried Kadner. Mit 58 Abb. Kart. RM 3,80, Lwd. RM 4,80 / „Hier ist ein Zugang zur Rassenkunde gefunden, durch den man gerne eintreten wird, um sich lachend unterrichten zu lassen." Die Literatur.

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Von Prof. Dr. Wolfgang Schultz. 14.–18. Tausend. Mit 234 Abb. Geh. RM 6,–, Lwd. RM 7,50 „Vorzüglich sind seine Ausführungen über Dichtkunst und Religion unserer Vorfahren. Das Einzigartige aber ist die außerordentlich reichhaltige Ausstattung mit Bildern." DAZ.

Als Zoologe in Steppen und Wäldern Patagoniens

Von Prof. Dr. Hans Krieg, München. Mit vielen Tafeln und Bildern. Geh. RM 10,–, Lwd. 11,40 / Der dem Naturfreund durch seine Reiseschilderungen bekannte Forscher berichtet hier über eine Reise, die er im Jahre 1937 ins südliche Argentinien gemacht hat.

Der Kampf um die Seeherrschaft

Von Jakob Kinau. Mit 32 Kunstdrucktafeln und 20 Karten. Lwd. RM 7,– / Der Bruder Gorch Focks bringt hier die packendsten Ereignisse aus der Seekriegsgeschichte der Deutschen und ihrer Nachbarn, besonders der Engländer

Die Vererbung der geistigen Begabung

Von Präs. Dr. F. Reinöhl. Mit 78 Abb. 2., verb. Aufl. Geh. RM 6,–, Lwd. RM 7,20 Ein ganz besonderer Vorzug ist, daß das Buch sich an die Tatsachen, nämlich die Vererbung der Einzelzüge der Begabung wie des Charakters und des Temperaments hält, ohne daß das Ganze, die Persönlichkeit, dabei zu kurz kommt.

Der öffentliche Gesundheitsdienst.

J. F. LEHMANN VERLAG MÜNCHEN 15

sehenes und Erlebtes plastisch zu gestalten. Niemals geht der Geist auf Krücken, niemals hat der Leser das Gefühl, der Autor habe sich geplagt – alles wächst in Fülle! So abgebraucht das Wort vom „lachenden Philosophen" sein mag, hier ist einer, der das theatrum humanum begreift und eben darum nicht allzu schwer nimmt. Oder doch? Wer lachen kann, weiß auch um die Dunkelheiten des Daseins. Die „göttingenschen Erinnerungen" zum Beispiel – in denen auf ein paar Seiten die Beziehungen zwischen den Professoren und Studenten, die nach dem Weltkriege in die Hörsäle zurückkehrten und wieder Schüler wurden, geschildert werden – sind ein Meisterstück des Essays, das in Kürze das Wesentliche gibt. Und darin liegt wohl das Geheimnis der Magie, die Peter Bamm beherrscht: als Spaßmacher führt er uns immer mit Grazie auch ein wenig an den Abgründen vorbei. Kurzum: er serviert uns einen neuen Cocktail, der wahrhaft erfrischt, und die zeichnerischen Zutaten Meister Gulbranssons steigern von sich aus noch die Freude an diesem Trunk.

Werner Wirths.

Eisen-Kunstguß

Wer die Neujahrs- und Festplaketten der alten Berliner Eisengießerei kennt, die in Vollständigkeit die Sammlung des Märkischen Museums in Berlin zeigt und sich an der verfeinerten Technik dieser Art Kunst erfreut hat, wird es begrüßen, feststellen zu können, daß die Neubelebung dieses Kunstzweiges erfreuliche Fortschritte macht. Wir haben schon verschiedentlich auf die Eisen-Kunstgußarbeiten des Lauchhammer-Werkes der Mitteldeutschen Stahlwerke hingewiesen, so auf die Luther-Plakette, das auf eine Tradition bis zum Jahre 1784 zurückblicken kann. Die künstlerische Arbeit folgt dem Zeitgeschehen, und so hat der Düsseldorfer Bildhauer Heinrich Moshage die Jahresplakette für 1939 dem heimgekehrten Danzig gewidmet. Sie zeigt das wuchtige Krantor mit den benachbarten Speichern und im Hintergrunde den Turm der unvergeßlichen Marienkirche und das Rathaus. In dieser kraftvollen Zusammenfassung, die unten das Danziger Wappen trägt, ist in geballter Kraft die Bedeutung Danzigs als alte Hansestadt und Vorort des Ostens meisterhaft festgehalten. – Eine weitere wertvolle Gabe des gleichen Werkes ist die Mackensen-Plakette, ein Werk des Bildhauers Karl Dautert. Sie soll zum bleibenden Gedächtnis des 90. Geburtstages des Generalfeldmarschalls dienen und zeigt den scharfgeschnittenen Kopf des Marschalls im Profil und darüber seinen Leitspruch: „Gott vertrauen und der eigenen Kraft!" Sie ist in doppelter Ausfertigung erschienen, in schwarzer und bronzeähnlicher Tönung. Die Arbeit des Lauchhammer Werkes verdient alle Beachtung und Förderung, da hier ein unmittelbarer Weg gezeigt wird, wie sich die Industrie mit Erfolg in den Dienst der Kunst stellen kann.

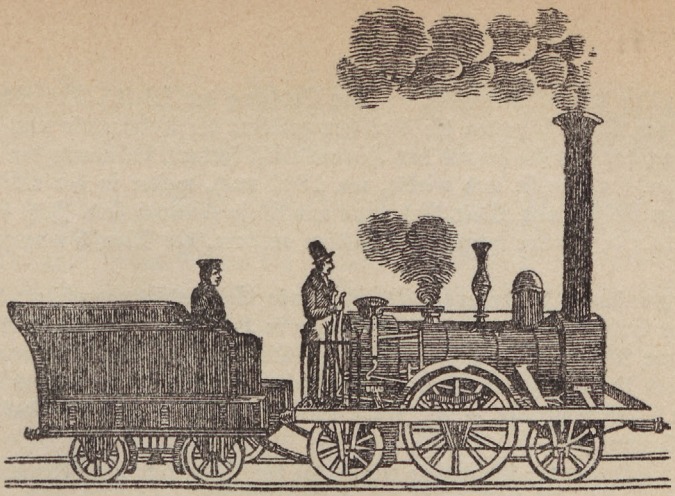
Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Ludwig Bergstraesser, Darmstadt – Dr. Kurt Wagenführ, Berlin – Otto Freiherr v. Taube, Gauting b. München – Josef Friedrich Perkonig, Klagenfurt – Dr. Werner Wirths, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 221856 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig O 5, Breitkopfstr. 9 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34 Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.



EDWIN REDSLOB

Zeitenwende um 1840

Wer von den Geschehnissen und schöpferischen Werken des Jahres 1840 erzählen will, braucht einen langen Atem: in diesem Jahre werden die ersten Briefmarken geklebt, ein Penny schwarz, zwei Pence blau mit dem Bildnis der jungen Königin Viktoria von Großbritannien; schon benutzt der Raucher die ersten Streichhölzer; schon gibt es Tausende von Menschen, die auf Eisenbahnen gefahren sind, oder auf Schiffen, die außer den Segeln noch einen Schornstein tragen. 1840 erfindet Robert Bunsen, damals Professor in Marburg, seinen Apparat zur Erzeugung des elektrischen Stromes, die galvanische Batterie, welche an Stelle des Platin zum Zink nur Kohle nötig hat: die Elektrizität wird damit Gemeinbesitz aller. Der junge Artillerie-Leutnant Werner Siemens beginnt seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Elektrotechnik, die zur Erfindung neuer Formen des Telegraphen, zur elektrischen Eisenbahn und zur Legung der ersten Untersee-Minen führt; beide, der Forscher Bunsen und der Praktiker Siemens, eröffnen das Zeitalter der Elektrizität.

Von gleicher Bedeutung ist die Zeitenwende für die Chemie: seit 1840 kann man aus Teer Paraffin herstellen, im nächsten Jahre kommt der Name Anilin für chemische Farben auf, Fritsche und Hofmann führen Runges Teerfarben-Entdeckung fort. 1840 ist das große Jahr der Bodenkultur: Justus Liebig entdeckt die Abhängigkeit der Pflanze von den Mineralstoffen der Erde und fordert zur Steigerung des Bodenertrags künstliche Düngung. Damit beginnt die Agrikultur-Chemie, für die heute die Schornsteine von Ludwigshafen und Leuna rauchen.

Die stärkste Wandlung erfolgt durch die Maschine: was früher organisch, also lebendig und natürlich verlief, wird mechanisiert. Dadurch verändert sich nicht nur das äußere Bild der Erde, sondern auch die ganze geistige Einstellung des Men-

schen gegenüber den Lebenswerten und der Ordnung der Welt. „Der Mensch ist das Maß der Dinge", hatten die Griechen gelehrt; die Erkenntnis vom sonnenhaften Auge, das aus sich heraus das Himmelslicht fordert, bestimmte den Dichter und den Forscher Goethe und wirkte, um 1840 noch, weiter in der Philosophie Hegels, dem Wissen und Welt, Erkennen und Sein identisch sind. Jetzt heißt es: Fiat productio, pereat homo: Produktion entstehe, der Mensch mag zugrunde gehen!

Dieser grausamen Forderung tritt eine große Erkenntnis gegenüber: das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das Mayer in Heilbronn, Helmholtz in Berlin gleichsam zur Magnetnadel technisch-geistigen Schaffens machen. Erhaltung aber heißt zugleich Umsetzung der Kraft: Dampf wird Bewegung, Kraft wird Schnelligkeit, die Schiffsschraube – im Jahre 1839 erfunden – ist die Voraussetzung für das Flugzeug.

Zur Schnelligkeit der Bewegung kommt die der Mitteilung: zur Eisenbahn und als ein wesentlicher Teil ihrer Anlage tritt der Telegraph, wie Siemens ihn konstruiert.

Schon träumt die Menschheit von der Eroberung der Luft: Phantasten wie der Schneider von Ulm zeigen ihre Künste, der Freiherr von Drieberg arbeitet an einem Flugapparat, dem „Dädalöon", das dem Menschen ungeheure Fledermausflügel gibt. Haben bereits 1803 die Franzosen von einer Niederringung Englands durch Landung mittels Luftballons phantasiert, so plant 1840 der englische Ballonfahrer Green eine Überquerung des Ozeans, die freilich in seinem Sinn erst dem deutschen Luftschiff Zeppelin gelingt.

Naturwissenschaftlich-technisch ist die neue Richtung der Medizin: Burdach, der Anatom der Königsberger Universität, macht die Physiologie der medizinischen Forschung nutzbar, andere beginnen den technisierten Kampf gegen die Seuchen. Das Mikroskop und die 1840 erfundene mikroskopische Photographie tun dabei das ihre. Die Sterblichkeitsziffern werden gesenkt, die Zunahme der Bevölkerung, deren Ernährung die Entdeckung Liebigs ermöglicht, steigt gewaltig an.

Die Umformung wirkt aber auch auf Gebieten, die abseits zu stehen scheinen. Franz Liszt etwa ist durchaus als Zeitgenosse der Bunsen, Liebig und Borsig zu erklären. Nicht nur, daß die technische Seite der Musik in seinem Schaffen zur höchsten Steigerung getrieben wird: der Virtuose des Klaviers ist zugleich ein Virtuose in der Benutzung der Verkehrsmittel, der erste Mensch, der die Eisenbahn voll und ganz ausnutzt und ihre europäisch-internationale Bedeutung erkennt.

Die Musik wird um diese Zeit aber auch lauter: Richard Wagners Weg zum Musikdrama großen Stiles beginnt. 1840 wird das Saxophon erfunden; gleichzeitig kommt in Paris ein neues Wort auf, dessen die Goethezeit noch nicht bedurft hat: Nervosität!

Dieses Wort kennzeichnet die seelische Verfassung der Menschen, die sich mit der Steigerung des Tempos und der Geräusche, mit Gabe und Fluch der Maschinenzeit auseinandersetzen müssen. Es kennzeichnet aber auch, als „nervig" wie als „nervös", einen Grundzug im künstlerischen Schaffen der Zeit. Nervig gespannt ist die Kunst des Delacroix, in dem das Franzosentum des 19. Jahrhunderts seinen großen Meister findet. Es ist das Frankreich, das sich in Afrika festgesetzt hat, das von Beduinen und Löwen weiß, und von edlen Araberpferden. Dies Frankreich ist voll Elan, aber auch voll Freude am pomphaften Gepränge. Es ist

das Frankreich, das in einer theatralischen Kundgebung den Leichnam Napoleons von St. Helena zurückholt, es ist das Paris, das den Arc de Triomphe errichtet, mit plastischem Schmuck, der ein schier schreiendes Pathos entfaltet, durchzittert von Nervosität.

Ganz anders ist die Kunst Adolf Menzels auf Nerv und Sehne gestellt. 1840, zur Hundertjahrfeier von Friedrichs des Großen Regierungsantritt, dessen Zeitstil in Möbeln und Moden des „Biedermeier-Rokoko" neu erstand, erschienen auch Menzels Illustrationen zur Geschichte Friedrichs des Großen, eine der herrlichsten graphischen Bildfolgen aller Zeiten. Der Maler des Preußentums rückt der Vergangenheit durch gründliches Studium ihrer erhaltenen Zeugnisse mit strengem Realismus zu Leibe: historisch in der Methode, nervig vibrierend in der Fähigkeit zur Erfassung des Moments.

Delacroix und Menzel, die beiden größten Maler der Zeit, ragen als Einzelpersönlichkeiten weit über die anderen hinaus. Noch schaffen, klassisches Erbe verwaltend und Geschichte symbolhaft erfassend, Cornelius und Kaulbach, und als größter Historienmaler Deutschlands malt Alfred Rethel seine Fresken im Rathaus zu Aachen. Sonst blüht, namentlich in Düsseldorf und in Deutschland, ebenso wie in Frankreich, England und Skandinavien, als Ausdruck der bürgerlichen Epoche die Genremalerei, deren Verhältnis zum Inhalt sentimental ist. Der Bürger will gebildet, zugleich aber auch gerührt werden: es geht um die Vereinigung von Schiller und Kotzebue.

In der Baukunst wie auf der Bühne offenbart sich dieselbe Freude am Wissen um ferne Zeiten und Zonen. Hoch über der Donau ragt als Ruhmeshalle deutscher Geschichte die Walhalla, im Stil eines griechischen Tempels errichtet. Am Rhein wird der Kölner Dom, wird Burg Stolzenfels in der Gotik der vierziger Jahre vollendet und neu aufgebaut; in der Ludwigstraße von München und in der Feldherrnhalle triumphiert die Erinnerung an Florenz. Kopenhagen und Helsinki erhalten ihr antik griechisches Gepräge, in Potsdam entsteht die Nikolaikirche, in London das Britische Museum. Klassizismus und Romantik haben sich in der Baukunst vereint: „Das Große aller Zeiten", das Schiller der Bühne erobert hatte, wird in Kulissen aus Stein als Szenerie für Menschen errichtet, die gleichzeitig die ersten Schornsteine erstehen lassen, nahe dem Schloß von Babelsberg freilich in Form eines Minaretts.

Noch atmet Ruhe der Biedermeierzeit in den Hauptwerken der Dichtung, in den Romanen von Dickens und Thackeray, in den Studien von Adalbert Stifter, deren erste Geschichte dem Traum der Zeit vom Fliegen seinen schönsten Tribut zollt. Zeitlos verklärt sind die Gedichte von Mörike: Mozarts Wiedergeburt in Gedichten, die in sich schon Melodien sind.

„Es war einmal": das magische Zauberwort des Märchens lebt in des Dänen Andersen Werk, der in Weimar häufiger Gast ist, und dessen Eingang in die Weltliteratur sich dort entscheidet. Zu Dickens, Stifter und Andersen gesellen sich die Brüder Grimm, die der Romantiker Friedrich Wilhelm IV. noch im Jahre seiner Thronbesteigung, 1840 also, nach Berlin beruft.

Aber ein neuer Rhythmus zuckt auf: 1840 schreibt Hebbel, vom München König Ludwigs I. nach Hamburg zurückgekehrt, dort infolge einer Wette in vierzehn Tagen die Judith, eine Tragödie zwischen dem Einzelmenschen und den ewigen Gesetzen der Natur. Im gleichen Jahr beginnt das Schaffen der neuen Meister des „jungen Deutschland", welche die Revolutionierung der Massen vor-

bereiten. Als aber Frankreich 1840 zum Krieg gegen Deutschland rüstet, dichtet Herwegh sein Lied:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.

Zur selben Zeit erscheinen Hoffmann von Fallerslebens „Unpolitische Lieder", Gedichte, so politischen Inhalts, daß der Dichter des Deutschlandliedes – 1841 auf Helgoland entstanden – seine Professur an der Universität Breslau verliert.

Der Unruhe der Geister, welche die neue Zeit wittern, entspricht die Reaktion, zu der Metternich von Wien aus Österreich, Preußen und Rußland als heilige Allianz vereinigt. Aber die geistigen Kräfte sind nicht niederzuringen, am wenigsten in Wien, wo in Anastasius Grün ein Dichter als Gegenspieler des in Beharrung erstarrten Metternichschen Regierungssystems ersteht. So bedeutet die Reaktion nur einen von vornherein zum Mißlingen bestimmten Versuch, eine Entwicklung aufzuhalten, die vom Siegeszug der Technik und vom Aufstieg der in ihren Werkstätten tätigen Massen und ihrer geistigen Führer bestimmt ist.

Das zeigt sich überall in Europa, in England vor allem, und ebenso in Frankreich, wo Daumier mit dem Pinsel und dem Zeichenstift gegen das Bürgertum zu Felde zieht, und wo das aristokratisch-bürgerliche Paris dieser Epoche in Balzac den Shakespeare des Romanes findet.

Überall wird die Zeitenwende durch das Aneinanderprallen von Gegensätzen bestimmt. Unter dem Druck Habsburger und Bourbonischer Machthaber entwickelt sich in Italien ein starker Nationalismus. Graf Cavour und Cesare Balbo bereiten durch ihre Zeitschrift „Il Risorgimento" die Einigung vor. In der Kunst wie im politischen Leben kam damals das Wort „Renaissance" auf.

Ein völlig neuer Menschentyp entwickelt sich in Amerika: der Geschäftsmann, dessen Religion vor allem Offenbarung des Nützlichen ist. Aber nach dem Gesetz der Polarität ersteht in den Vereinigten Staaten, die ihren Morse in die Reihe der großen Wegbereiter der Elektrizität zu stellen haben, der Idealist, der Goethes und Carlyles Erbe verwaltet: Emerson hält seine Vorlesungen über die Repräsentanten des Menschengeschlechts. Der Technisierung und der Vermassung stellt er die Forderung gegenüber, daß der Einzelne im Getriebe der Welt seine Rechte und seine Eigenart bewahre: Insist on yourself!

Es wären noch weite Wege zu gehen und ungeheure Entfernungen zu durchmessen, damit das Bild der Zeit in seiner Ganzheit erscheine. Es ist eine Epoche kühner Entdeckungsfahrten: das Quellgebiet des Nil und die Meerenge von Panama beschäftigen die Gemüter, mutige Forscher, darunter besonders viel Deutsche, durchqueren die Wüsten der Sahara. Der grausame Opiumkrieg, durch den England die Einführung des Rauschgiftes erzwingt, öffnet den Handelsschiffen Europas in China fünf Häfen. Ferne Kunde kommt von den Urwäldern Australiens und ihrem erschlaffenden und doch immer wieder verlockenden Geheimnis. Rußland durchdringt Sibirien, England Indien, und um das zwischen den beiden Weltreichen gelegene Persien entsteht ein Gegensatz, der die europäische Politik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestimmt.

Aber Erfindungen und Entdeckungen, Taten und Geschehnisse sind nur Stufen, welche der Gang der Zeit hinter sich läßt. Was bleibt, sind die Werke, sind die großen Persönlichkeiten, die über ihre Gegenwart ins Ewige hinausragen. Für

die Epoche bis zu Goethes Tod übersehen wir Gestalten und Werke in scharfem Umriß. Die Zeit um 1840 aber erscheint uns mit ihren Problemen und Gegensätzen auf der einen Seite altmodisch und überholt, weil der Sieg der Technik und der naturwissenschaftlichen Erkenntnis längst entschieden ist; zum andern Teil ist uns eine Zeit, von der wir gerade noch durch die Erzählungen derer wissen, die ihre Ausläufer durchlebten, zu nahe, zu großväterlich, um sie ganz ernst zu nehmen. Auch stehen wir der gesellschaftlichen Grundform des 19. Jahrhunderts, seiner Bürgerlichkeit und der Freude am Verein und am geselligen Vergnügen fremd, oft lachend gegenüber.

Wie aber Menzel 1840 auf 1740 zurückschaute, so gibt auch heute ein Blick auf das, was vor hundert Jahren war, Festigung und Einsicht. Wir sehen große Gestalten, Heroen des Denkens, wie Hegel, Schelling und Carlyle, Forscher, deren Entdeckungen und Erfindungen Zeit und Raum besiegen und die Grundbedingungen des täglichen Lebens wandeln. Wir sehen schöpferische Geister am Werk, und gerade die Vielfalt und Gegensätzlichkeit ihres Wirkens läßt den Reichtum offenbar werden, dessen die alte Zeit sich erfreuen konnte: Balzac, Daumier und Delacroix, Dickens, Thackeray und Stifter, Richard Wagner und Robert Schumann, Rethel und Menzel. Wir erleben eine Blüte deutscher Wissenschaft: Leopold Ranke, die Brüder Grimm, den Anfang von Jacob Burckhardt. Neben Stifter erscheinen Malergestalten wie Schwind, Spitzweg und Ludwig Richter. Zu den großen Meistern des Romans treten die ersten Russen, vor allem Gogol, der den östlichen Menschen ins Bewußtsein des Europäers einführt.

Das Zeitproblem heißt Auseinandersetzung einer neuen, durch Verkehr und Technisierung bestimmten Welt mit Klassizismus, Romantik und Idylle, mit Handwerk und Postkutsche. Es ist die Blütezeit des Bürgertums, dessen Wesensart sich in der Wissenschaft erfüllt. Es ist die Zeit des Kapitalismus, die Zeit der Parlamente und der Redner. Es ist die von Daumier verspottete spießbürgerliche Epoche; es ist keine heroische Zeit: Louis Philippe trägt nicht die Uniform des Militärs, sondern der Bürgergarde, Friedrich Wilhelm IV. erscheint wie der Präsident einer Akademie von Professoren, deren bedeutendste Vertreter er mit den ersten Künstlern der Zeit in der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite zu einer Elite vereinigt.

Aber diese Epoche, in der das Erbe aus der Zeit der Dichter und Denker wie der Idealismus der Befreiungskriege zu Ende geht, steht doch vor allem im Zeichen neuen Beginnens. Die Wurzeln des 20. Jahrhunderts sind hier zu finden. Ein Rückblick auf die Zeitenwende um 1840 erhellt die Weltenlage um 1940. Es gibt dem Betrachtenden unmittelbare Anregung, die lebendig wird in der Auseinandersetzung mit Sorgen und Hoffnungen der eigenen Zeit. Geist und Technik, Seele und Natur, Einzelmensch und Masse, Nationalismus und Weltbürgertum, die vor 100 Jahren in Gegensatz gerieten, sind durch das Gesetz der Polarität zu steter Wechselwirkung vereint, und für alle gilt das Mahnwort:

Bewahre dich selbst!

DAVOUD MONCHI-ZADEH

Iran

Geschichte und Gegenwart

„Ich habe dem Grabmal gesagt: Ihr werdet mein Vater sein", rief Maurice Barrès.

Ich beginne mit der Vergangenheit, um diesen Ausspruch zu rechtfertigen: „die Toten, welche sprechen". Es ist klar, daß, wenn man an den historisch-tellurischen Determinismus glaubt, man mit der Geschichte und der Geographie beginnen wird. So versteht man auch besser das, was ist, durch das, was war. Um zu sagen, was der moderne Iran ist, betrachten wir, was der alte Iran war, und dieses wiederum in erster Linie in einem räumlichen Rahmen, obwohl auch dieser nur ein ungefährer sein mag.

Die Hochebene des Iran ist, wie uns bekannt, von Norden und Süden bespült durch das Kaspische Meer und den Persischen Golf (besser „Persisch" und nicht „Iranisch"), im Osten und im Westen begrenzt durch den Hindukusch und Kleinasien. Diese Grenzen umfassen einen Raum von 2 600 000 qkm. Am Rande des Kaspischen Meeres sinkt der Boden auf 27 – 30 m u. M., um mit den Gipfeln des Elburz zu einer Höhe von 5575 m ü. M. emporzusteigen (der Harâ berezaitî des Awesta und nicht El-Burz, wie einige Iranisten es behaupten wollen).

Die Städte Irans, die meist sehr alt sind, wie Ragâ (heute Teheran), Hagmatâna (heute Hamedân), Aspadana (heute Esfahân) usw. sind nur sehr hohe Inseln und zum Teil sogar noch höher als die durchschnittlichen Erhebungen der Hochebene: Tehrân 1100 bis 1200 m, Esfahân 1600 m usw. Das Land ist überall trocken, ausgenommen das Ufer des Kaspischen Meeres, wo eine üppige subtropische Vegetation den Boden bedeckt und wo ungeheure Wälder von Lianen die Berge erklettern und den Himmel berühren. Im Hinterlande sind Gewässer selten, und im Süden gibt es Felsen, die schroff in den Persischen Golf abstürzen. Dieser Golf zweigt ab von dem Golf von Oman, der selbst nur ein Arm des Indischen Ozeans mit seiner furchtbaren Hitze ist.

Im Herzen des Landes liegen zwei Wüsten: Kawir-e Lut und Kawir-e Namak (Salzwüste) und um das Bett des Kârun, der in den Persischen Golf mündet und die Ebene von Chusestân durchfließt. Hier finden wir den Sitz der ältesten Zivilisation von Iran, die jedoch keine arische, sondern eine elamische ist (rassisch unbekannt, aber keinesfalls arisch oder semitisch).

Und als der Arier erscheint! Schon im 2. Jahrtausend v. Chr. findet man in Kleinasien Könige und Fürsten, die arische Namen tragen, aber zum ersten Male erscheinen im 9. Jahrhundert v. Chr. die Meder in assyrischen Annalen. Dabei kann man vielleicht die Brâhui, die heute in Belutschistan leben, und auch die Kaspier als vorarische Volksschicht betrachten. Die Urvölker des Iran wurden bald darauf von den Persern und Medern verschluckt, und das erste Kaiserreich entstand im 6. Jahrhundert v. Chr. durch die Perser. So beginnt die Geschichte des Iran!

Kurz darauf erweitert Dareios der Große, der Sohn Wischtâspa's, sein Reich von den Gestaden des Mittelmeeres bis zum Indus und erbaut einen Kanal vom Inneren Ägyptens, vom Ufer des Nils, bis an das Rote Meer, wie Funde

von Inschriften in der dortigen Gegend, 150 km entfernt von Suez, beweisen. Eine dieser Inschriften lautet: „Es spricht der König Dareios: Ich bin Perser. Von Persien aus eroberte ich Ägypten. Ich befahl, diesen Kanal zu graben von dem Strome namens Nil, der in Ägypten fließt, nach dem Meere, das von Persien ausgeht. Da wurde dieser Kanal gegraben, so, wie ich befohlen hatte, und Schiffe fuhren von Ägypten durch diesen Kanal nach Persien, so, wie es mein Wille war!"

Dieses Kaiserreich, das ein Erbe der Akkader, Assyrer, Lyder, Ägypter usw. war, umfaßt ungefähr ein Drittel der damals bekannten Welt, ein Verhältnis, wie es nie vorher und nie wieder von einer Macht erreicht wurde.

Grousset sagt in seiner „Histoire de Civilisation en Orient" von den Persern: „Ihre Rechtschaffenheit, ihre Humanität und ihr ritterlicher Charakter widerlegt die gehässigen Lästerungen über die Grausamkeiten der assyrischen und akkadischen Gesellen. Mit ihrem Eintritt in die Geschichte glaubt man, in ihnen Menschen unseres Blutes zu fühlen. Die Griechen haben sich nicht getäuscht. Im Kampf gegen die Perser haben sie diese immer als würdige Gegner betrachtet und haben sie von dem Pöbel anderer unterworfener Nationen zu unterscheiden gewußt; man lehrt den jungen Perser drei Dinge, sagt Herodot: Reiten, den Bogen spannen und immer die Wahrheit sagen."

Am Anfang seines Buches „Weltbild der Iranier" sagt von Wesendonk: „Verschollen sind die Könige von Elam, Babel und Assur. Indien ist ein Glied des Britischen Weltreiches geworden. Während die Macht von Rom und Byzanz dahinschwand, ist Iran lebendig, selbständig und entwicklungsfähig. Nöte und Bedrängnisse waren zu bestehen, aber in den ganzen Jahrtausenden der Ge-

schichte hat sich Iran immer wieder auf sich selbst besonnen. Schon diese Tatsache verlangt Beachtung."

Das Reich der Achämeniden zerfällt durch Alexander; die Parthen und nach ihnen die Sassaniden haben es jedoch wieder hergestellt. Im Anfang der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts haben die Araber den zoroastrischen Iran erobert, um ihn durch Gewalt zum Islam zu bekehren. Kurz darauf aber zerfällt das Land in kleine persische Fürstentümer. Dieser Zustand herrscht sogar noch in der Zeit des Einfalles der mongolischen Horden von Nordost in das Innere Persiens. Erst im 15. Jahrhundert unter Führung Esmaïl's, des ersten der Safawiden, läßt sich der Gedanke, Irans Einheit wieder herzustellen, verwirklichen. Diese Idee hat schon immer für Ardaschir, den ersten der Sassaniden, die entscheidende Rolle gespielt, wie uns das pahlewi-Buch Kârnâmak deutlich beweist.

Der heutige Iran ist gerade in seiner Form ein Erbe der Safawiden. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich Iran nicht allein darauf beschränkt, seinen Einfluß auf die von ihm unterworfenen Völker zu erstrecken, nein, gerade auch auf jene, die seine Eroberer waren, hatte er einen starken Einfluß.

Wieviel das Judentum oder das Christentum der Lehre Zarathustras verdanken, ist erst zum Teil bekannt und überläßt der Wissenschaft noch die Lösung mancher Aufgabe.

Wir wissen, was das Geheimnis von Mithra bedeutete und wie auf der einen Seite diese Lehre und auf der anderen Seite das Christentum sich nebeneinander entwickelten, und wir wissen weiter, welche Rolle der Manichäismus gespielt hat. Es sind dies religiöse Strömungen, die sich zu jeder Zeit bemerkbar machten bis zum Wiederaufleben des Iran. Die Safawiden sind Schiiten, aber die persische Seele verwand es niemals, daß sie die Religion des Lichtes verließ, und hört nicht auf, religiöse Bewegungen und Sekten aller Arten zu schaffen, und das bis zum Ende der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. (Damit meine ich Bâb, Âghâ Khân, den Vater des jetzigen, und andere mehr.)

Die Kunst und die Literatur haben auch in Iran ihre Blüte gehabt. Gerade im Herbst 1934 wurde der tausendjährige Geburtstag Ferdoussis gefeiert! Seine monumentalste Leistung ist sein Königsbuch „Schâh-nâme" mit 120000 Versen, daher nennt man ihn auch mit Recht den Homer Persiens. Die Welt kennt Persiens Anakreon Hâfis durch seinen „Diwan" und auch Saadi. In der Kunst sind persische Fayence, Teppiche und Miniaturmalerei weit und breit bekannt.

Das Land ist aber durch die Turkmen-Kadscharen seit 1796 auf den Weg des Verfalls geraten, der seinen niedersten Punkt 1907 erreichte. Zu diesem Zeitpunkt, d. h. ein Jahr nach der Revolution gegen die despotische Regierung, wurde Persien aufgeteilt in drei Zonen: der erste Teil fiel an das zaristische Rußland, der zweite an das Britische Reich und der dritte Teil wurde eine pseudo-unabhängige Provinz im Zentrum. Dieser Zustand hat nicht lange gedauert, der Weltkrieg brach aus, und Persien erklärte in einer großen Verzweiflung seine Neutralität. Das verhinderte jedoch nicht, daß das Land von Norden, Westen und Süden von russischen, türkischen und englischen Truppen durchzogen wurde. Die schwache Zentralregierung hat sich jeder Demarche unfähig gezeigt. Der Krieg endete 1919, und einer der Repräsentanten der großen Kadscharenschule, ein gewisser Wossug od-doule, beeilte sich, als Chef der persischen Regierung seinen englischen Meister zu befriedigen und das Land unter seinen militärischen Schutz zu stellen, indem er im Innern des Landes die Stimme des Volkes überhörte

und die Freiheitsbewegungen zerbrach. Hier und da waren zwar bewaffnete Aufstände, denen Wossouq od-doule sich entzog, indem er sich nach dem Kriegsende wieder in das beruhigtere Europa flüchtete. Am 17. Mai 1920 landeten die bolschewistischen Divisionen in Enzeli, einem kleinen Hafen in der Südwestecke des Kaspischen Meeres, und kurz darauf, am 21. Februar 1921 (3. Hut 1299 pers. Zeitrechnung), wurde ein Staatsstreich von einem genialen Mann der Armee, d. h. der kosakischen Brigade (Kosaken wegen ihrer russischen Instruktoren genannt), gegen die Zentralregierung ausgeführt. Er improvisierte eine Zentralregierung, welche bald alles vollständig in ihre Hand brachte. Dieser Mann wurde später derjenige, dessen Lebenslauf nichts anderes als die Geschichte von Iran ist. Ich spreche von dem gegenwärtigen Herrscher Resâ Schâh Pahlawi. Seit dieser Zeit durchmißt Persien die Stadien einer außergewöhnlichen Entwicklung und paßte sich sogar, manchmal ohne Rücksicht auf das, was man einen „Etat de transition" nennt, den Forderungen des Tages an.

Iran ist eine konstitutionelle Monarchie mit einer Abgeordnetenkammer, die 136 Mitglieder hat. Die Abgeordneten müssen mindestens 30 und dürfen höchstens 70 Jahre alt sein. Sie werden durch Volksabstimmung für zwei Jahre gewählt. Der heutige Iran hat eine Ausdehnung über 1 647 000 qkm, und die letzte Volkszählung von 1933 ergab eine Einwohnerzahl von 15 055 115. Diese Ziffer dürfte heute stark überschritten sein. Ein Senat ist von der Nationalversammlung vorgesehen, aber noch nicht einberufen.

Die Jahre 1922, 1923 waren in erster Linie dem Zweck gewidmet, die Feinde, d. h. die Russen und die Engländer, aus dem Lande zu treiben. Von 1924 ist besonders zu berichten, daß die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde; 1927 war die Gründung der iranischen National-Bank, welche die Vorrechte der englischen Bank beseitigte. Das Jahr 1928 brachte den Neuaufbau der Justiz, die einem Civilcode angepaßt wurde, und Abschaffung der konsularischen Gerechtsame der Ausländer.

1932: Das Recht der Ausgabe von Papiergeld wurde durch die Nationalbank von der englischen Bank (Bânk-e Schâhanschâhi-e Irân) übernommen. In dem gleichen Jahre wurden die Einrichtungen für Leibesübungen ins Leben gerufen.

1933: Der Vertrag der „Anglo-Persian Oil Company" wird von persischer Seite gekündigt, und wenige Monate später wird ein für Persien vorteilhafteres Abkommen getroffen.

1935: Die Grenzen gegen Afghanistan und Belutschistan werden festgesetzt. In Tehrân wird eine große Universität mit fünf Fakultäten gegründet. Persien verlangt vom Ausland, daß man es „Iran" nennt, da „Persien" nur eine Bezeichnung für eine südliche Provinz „Pars" des Landes bedeutet. Eine Akademie, Farhangestân, zur Pflege der persischen Sprache wird geschaffen. Ein Jahr danach beginnt die Emanzipation der Frau, der Schleier wird abgelegt und ein Frauenkongreß, dessen Führung eine Tochter des Königs übernimmt, wird gegründet.

Im Jahre 1937 schließt Iran einen Freundschaftspakt mit Irak und den Pakt von Saadâbâd. 1938 wurde die transiranische Eisenbahn beendet und fand ihren Anschluß an die des Südens. Wieder ein Jahr später entstand der Kongreß für Volksaufklärung, gleichzeitig ein Verband für Luftfahrt. Die Eisenbahnlinie Tehrân—Semnân wurde vollendet und der Schienenweg Tehrân—Tabris begonnen.

Neben diesem allen, was ich bisher als Hauptsachen aufführte, gibt es noch andere große Fortschritte, in erster Linie in der Industrialisierung des Landes. Der Herrscher von Iran äußerte einem Ausländer gegenüber: „Iran will kein malerisches Land sein, sondern ein tätiges und schaffendes. So stolz wir auf die Überreste alter iranischer Kultur sind — im Augenblick muß es uns wichtiger sein, daß im Lande die Schlote rauchen!" — Diese Fortschritte finden eine weitere Ergänzung durch eine Menge Reformen, besonders der Agrar-Reform.

Ich möchte nun noch einige Einzelheiten aufführen, die den Leser vielleicht besonders interessieren.

I. Die Aufrüstung. Die Aufrüstung hat anscheinend in erster Linie das Interesse des Schahs. Seine Regierung schöpfte aus allen Quellen, um für das Land eine moderne Armee zu schaffen. Die Zahl der Kadettenschulen vervielfachte sich in allen Provinzen, und die Zahl der jungen Offiziere, die diese Schulen verließen, überschritt 850 jährlich. Es ist charakteristisch, daß die militärische Akademie sich dem königlichen Palast gegenüber befindet, also zu Fuß kaum drei Minuten, und der Schah wöchentlich selbst eine Inspektion vornahm, wie ich als persönlicher Zeuge berichten kann. Eine Kriegsschule ermöglicht den jungen Offizieren, sich in ihrem Fache zu vervollkommnen. Die Flieger- und Marineschulen sichern den Nachwuchs junger Luftstreitkräfte und den der Marine. Die persischen Soldaten sind mit den modernsten Waffen ausgerüstet. Allein im Jahre 1935 wurden von den Gesamtausgaben des Staatshaushaltes, die 480 Millionen Rial betrugen, 264 Millionen Rial (1 Rial = 0,20 RM.), also über die Hälfte, für diesen Zweck verwendet. Diese Summe nimmt von Jahr zu Jahr zu.

Wie ein junger Offizier mir im Jahre 1935 schrieb, hat der Schah, der Oberste Befehlshaber der Armee, den jungen Offizieren in dem Jahr gesagt, daß sie kriegsdurstig sein müßten, die Aufrechterhaltung des Friedens sei seine Pflicht und die seiner Diplomaten. Und tatsächlich sind die persischen Offiziere in diesem Sinne erzogen.

II. Die Industrialisierung hat mit einer kleinen Kriegsindustrie im Jahre 1924 begonnen. Heute sind Fabriken großen Stils eingerichtet, wie die Kristallfabrik von Tehrân, die eine tägliche Produktion von 12 Tonnen hat und durch Deutz eingerichtet wurde, und die Silos der Hauptstadt und der Provinzen mit einem ungeheueren Fassungsvermögen. Von den Zuckerraffinerien von Tehrân, Tabris, Schirâs, Schâhi usw. sind acht bereits in Betrieb, während sich noch weitere im Bau befinden. Auch in den Textilfabriken ist man emsig an der Arbeit. Das Land industrialisiert sich auf allen Gebieten, und die Städte spannen ihre elektrischen Netze in großem Tempo aus. Eine Autarkie ist in der Entwicklung begriffen. Das Eisen und die Kohlen werden auf neuen Schienenwegen nach Tehrân befördert. Zementfabriken und alle anderen Arten von kleinen Manufakturen werden durch Unterstützung des Staates oder unmittelbar durch diesen gegründet. Neben diesen arbeitet die Flugzeugfabrik von Schahbâs (Königlicher Adler) seit eineinhalb Jahren.

III. Verkehrswege. Wie man auf dem Plan sieht, sind die einzigen Schienenwege die transiranische Bahn mit einer Länge von 1500 km und die Strecke Tabris – Dscholfâ (persisch-russische Grenze) mit 130 km, aber die Verbindungen sind im Lande durch ein modernes Autostraßennetz sichergestellt; doch hatten diese wie auch die Bahn enorme Schwierigkeiten zu überwinden und forderten große Opfer. Zu Beginn war es einzig und allein das Militär, das diese Straßen

durchmaß, später aber waren es ganze Armeen von Arbeitern. Jeder dieser Verkehrswege hat seine Geschichte. Ich beschränke mich darauf, die der Eisenbahn anzuführen.

Es war 1927, als sich die Regierung entschloß, das Land um ein Massentransportmittel zu bereichern und vor allem eine Nord-Süd-Bahn zu schaffen, welche das Land von der Handelsknechtschaft befreien sollte und die in militärischer Hinsicht den Persischen Golf stützte. Das Werk wurde mit unerschöpflicher Energie und Hartnäckigkeit durchgeführt. Das iranische Volk hat dies mit einer kleinen Steuer auf Zucker und Tee bezahlt. Die Durchführung dieses gigantischen Werkes hat Iran 2,16 Milliarden Rial gekostet (häufiger 4 und manchmal 6 Rial = 1 RM.). Diejenigen, die die Hochebene von Iran, seine Berge und Täler und die Unebenheiten seines Terrains kennen, können beurteilen, welchen Schwierigkeiten ein solches Werk begegnet. Die Schwierigkeiten waren so groß, daß alle Außenbeobachter sie mit Sorge verfolgten. Unter anderen schrieb die „Orient-Rundschau" vom 20. Oktober 1934, d. h. sieben Jahre nach dem Beginn der Arbeit: „Die Kosten des Iranischen Bahnbaues sind anfangs sehr unterschätzt worden. Jetzt rechnet man mit 40 Millionen Pfund Sterling. Das ist für einen in der Entwicklung begriffenen und finanziell doch nicht sehr leistungsfähigen Staat, wie der Iran ist, eine schwere Belastung."

Elf Jahre lang arbeiteten 50000 Arbeiter und Ingenieure, von denen 95 % Iraner waren, an der transiranischen Bahn. Man arbeitete bei einer Kälte von -35^0 und der furchtbaren Hitze von 35^0 im Schatten, wobei die Arbeiter gezwungen waren, nachts beim Licht der Scheinwerfer ihre Arbeit durchzuführen. Im Winter mußte man einige Kilometer Tunnel durch den Schnee graben, um den Felsen zu erreichen, an dem gearbeitet wurde. Man hat monatlich 10000 Tonnen Zement und 100000 kg Sprengstoff verwendet. Die größte Höhe der Strecke erreicht die Bahn bei Arâk auf 2173 m. Landschaftlich ist es eine der schönsten Strecken der Welt, wie uns ausländische Besucher bestätigen. Die Bahn hat zum Teil eine Steigung von 28 m auf 1 km. Die Strecke erforderte 131 Tunnels, 4700 Brücken, 90 Bahnhöfe und 2 Häfen: Bandar-Schâh im Norden (ursprünglich Bandar „Gas") und Bandar-Schâhpur im Süden (ursprünglich „Charmussâ").

Ich beginne kein neues Kapitel über die Straßen, sondern beschränke mich darauf, zu sagen, daß Iran in den letzten 17 Jahren mehr als 27000 km moderner Autostraßen gebaut hat. Es gibt keinen Monat, in dem nicht neue Adern durch die Berge gezogen werden. Die Straßen werden sorgfältig bewacht und gepflegt und sind der ganze Stolz des iranischen Staates.

Von der auswärtigen Politik Irans im letzten Jahrzehnt und der Gegenwart will dieser Aufsatz nicht mehr sprechen. Wir glauben aber, daß die Regierung von Iran die Mahnung Bismarcks „toujours en vedette" befolgt.

HEINZ FLÜGEL

Der Geschichtsgott

In der gegenwärtigen Situation sieht sich die Vernunft nicht nur dazu berufen, die geschichtlichen Phänomene als solche in ihrer Wirklichkeit zu erkennen; darüber hinaus weiß sie sich zur Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Problematik verpflichtet. Das Denken kann sich in keinem Falle mit der Feststellung der bloßen Tatsache begnügen; mächtiger fühlt es sich bedrängt von der Frage nach dem metaphysischen Sinn. Nicht von ungefähr richtet sich heute der Blick wieder auf das gewaltige geschichtsphilosophische Unternehmen Hegels, dessen Lehre allein darum von brennender Aktualität ist, weil die Dialektik seines Systems, die Aufspaltung aller Begriffe, im heutigen Rußland, das unserem Bewußtsein denkbar nahe gerückt ist, entschiedene Wirkung getan hat. Unumgänglich ist also nach wie vor die Auseinandersetzung mit der noch immer faszinierenden Logik eines dialektischen, in sich selbst entzweiten Geschichtsgottes, der sich freilich — um dies im voraus zu sagen — durch seine letzte Antithese selber aufgehoben hat, was wir indessen nicht mehr als begriffliche Dialektik, sondern nur als ein von Gott verhängtes Schicksal, als Schicksal des endlichen Denkens je begreifen können.

Zu keiner Zeit hat sich der philosophische Geist mit der Feststellung ursächlicher Zusammenhänge zufrieden geben mögen: hinter der scheinbar durch kausale Gesetze geregelten Aufeinanderfolge der Ereignisse suchte er immer eine Bedeutung, einen Plan, eine göttliche Vorsehung zu ergründen. Schiller hat diese Tendenz des spekulativen Geistes in seiner Vorlesung über Universalgeschichte sehr klar, obschon in den Grenzen rationalistischen Denkens, formuliert, dort nämlich, wo er von der Neigung des Geistes spricht, all das, „was er als Ursache und Wirkung ineinandergreifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden", um, die Harmonie seiner selbst auf die Ordnung der Dinge übertragend, „einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte" zu bringen. Minder rationalistisch ausgedrückt dürfte es so heißen, daß aus der Frage nach dem kausalen Prinzip für den Denker die teleologische Frage nach dem Endsinn Antwort heischend sich erhebt. Man ist wohl versucht, schlechtweg von einer „Entwicklung" zu sprechen; doch legt dieser Begriff die Verwechslung mit der biologischen Entwicklung nahe, wodurch die Völker und die Menschheit aus der Sphäre des Geistigen in die Sphäre des Naturhaften, der Flora oder Fauna, hinabgewürdigt werden.

Als der kühnste Versuch, die Geschichte jenseits des Biologischen als sinnhaftes Ganzes, als sich darlegenden Geist zu begreifen, behält Hegels Philosophie der Weltgeschichte ihre dauernde Gültigkeit; sie bedeutet nicht nur den Ausflug eines Philosophen in das Gebiet des Historischen, sondern geht aus dem ganzen System seiner Philosophie zwangsläufig hervor. Derjenige, der sie leicht nehmen wollte, würde angesichts ihrer tatsächlichen Auswirkungen fahrlässig handeln. Um aber die reale Wirklichkeit am Ende zu verstehen, bedarf es eines Blicks auf den noch abstrakten Anfang der Logik, die sich mit herrlichen, aber, man möchte

sagen: ketzerischen Worten ausgibt als die Darstellung Gottes, „wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist".

Wir haben es also im System der Logik angeblich mit den Urformen des göttlich unendlichen Geistes zu tun, der sich hernach, diesem Anfang gemäß, in der Natur und schließlich in den Abbildern des weltgeschichtlichen Verlaufs in seiner Fülle entfaltet und darlegt. Während nun „die schlechte Unendlichkeit" von Hegel als ein einfaches lineares Fortschreiten vom Grunde, als ein bloßes Mehrwerden abgetan wird, kennzeichnet er die wahre Unendlichkeit als eine kreisartig zum Orte ihres Ursprungs zurückkehrende Bewegung; das will sagen: es ist das Ziel des sich in konkrete Erscheinungen ausgliedernden Geistes, zum Bewußtsein seines ursächlichen Selbst zu gelangen. Das Wahre, heißt es in der Phänomenologie, „ist das Werden seiner selbst, der Kreis, der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfange hat und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist". Schillers Versuch, den kausalen Zusammenhang als einen teleologischen auszulegen, wird durch Hegels metaphysische Spekulation weit überboten, und es wird an dieser Stelle bereits deutlich, daß ein solcher, mit universalem Anspruch auftretender Geist nicht durch sein eigenes Gesetz, durch Dialektik, widerlegt und entthront werden kann, sondern nur durch einen diesen Geist in seiner Endlichkeit entlarvenden apokalyptischen Akt.

Um so verführerischer sind Hegels Formulierungen, als sie nicht starr und schematisch erfolgen, sondern schmiegsam der jeweiligen Entwicklungsphase des Geistes entsprechend erscheinen. Da das Allgemeine nur kraft des Besonderen in die Wirklichkeit treten kann, muß sich das logische Urbild als Abbild, als geschichtliches Phänomen, seiner begrifflichen Reinheit in fortwährenden Wandlungen gleichsam entäußern. Der Begriff macht sich in dieser Sphäre geltend als Völkerindividualität, als historische Gestalt; die dialektischen Übergänge und Entgegensetzungen wirken sich aus als Schicksale von Staaten und Individuen, in Form von Kämpfen, Siegen, Untergängen. Mit wie großer Intuition und Suggestion Hegel auch die geschichtlichen Phänomene selbst, mitunter fast mythenhaft, schildert, wesentlich ist ihm das Festhalten des allen Erscheinungen zugrunde liegenden Begriffs, des „Weltgeistes", der sich mit Hilfe des Widerspruchs selber gestaltet und in dieser Gestaltung begreift und genießt. Nicht auf die Völker, die geschichtlichen Individuen, den ringenden, leidenden, erliegenden Menschen kommt es diesem, seinem Ende als seiner Erfüllung zustrebenden Begriffsgott an, sondern auf die totale Offenbarung seiner selbst, so daß man mit Fug und Recht nicht von einer Geschichte der Völker, der Menschen, sondern von einer Geschichte des Weltgeistes zu sprechen hat. Nicht das Werk, das geschaffene, nicht das Bleibende ist sein Zweck, einzig die dialektisch rastlose Bewegung, in welcher das Einzelne vergeht, damit es dem gewaltigen, saturnischen Bewußtseinsgott aufgeopfert und einverleibt werde: den Titel „geschichtlich" verdienen nur Völker und Reiche, die untergegangen sind; denn nur aus dem Untergang dieses Besonderen, des Großen, Vortrefflichen und Schönen, geht das Allgemeine, der sich verherrlichende Weltgeist hervor. Diese Idee hat nichts Erbauliches an sich: die ungeheure Macht des tödlich Negativen hält ständiges Ge-

richt. In der begrifflichen Wendung: „Sich wissen, heißt sich aufheben", ist die Ödipus-Tragödie alles menschlichen Daseins auf eine schlackenlose Formel gebracht, und man fragt sich erschaudernd, ob nicht die ganze Welt schlechthin, sofern sie wirklich dialektisch ist, als eine einzige Tragödie, als die Tragödie Gottes selbst bezeichnet werden müßte.

Aber es ist ja nicht an dem, daß wir die Geschichte des Weltgeistes als eine niemals zu einem Ende, nie zu einem Resultat gelangende Bewegung im Sinne der „schlechten Unendlichkeit" zu begreifen haben. „Das Unwahre ist das Unerreichbare", sagt Hegel; indem der Geist zum Bewußtsein seiner in der Geschichte verwirklichten Wahrheit gelangt, hat sich der Kreis geschlossen: der sich erinnernde Geist ist einig mit sich selbst. Aber hier setzt von neuem das Fragen des religiösen Denkens an; es wird sich nicht mit der beinahe mystisch anmutenden allgemeinen Aussage von einer inmitten aller Bewegung in sich selbst beruhenden Gottheit abfinden lassen, weil sich, wie im Prolog der Logik, dahinter eine sehr sublime Gotteslästerung verbirgt: „Gottes Selbstbewußtsein ist das Wissen des Menschen von Gott." Nichts Geringeres ist also geschehen, als die Gleichsetzung von menschlichem Weltbewußtsein und Gott, wodurch der Geschichte der Menschheit zugleich ihr Ziel gesetzt ist, indem nämlich in der Philosophie des Geistes Gott zum Bewußtsein seiner selbst gelangt sein soll. Aber dieser erhabenste aller Versuche, den werdenden Geschichtsgeist zu vergotten, hat trotz aller List und Kühnheit der Vernunft dazu dienen müssen, die Endlichkeit des menschlichen Denkens schrecklich zu beweisen: wo der Weltgeist an seinem hohen Ziele angelangt zu sein scheint, steht er auch an seiner durch keine dialektische Wendung mehr zu überspringenden Grenze, jenseits derer die schlechthin andere, undialektische, überweltliche Allmacht Gottes erkennbar ist, wodurch alles endliche Denken, sein Anfang und sein Ende, fraglich und richtbar wird. Eine grausame Logik liegt darin, daß der also in Frage gestellte Weltgeist Hegels, der sich nun auf keine Weise mehr „aufzuheben" und zu bewahren imstande ist, sich wider sich selber kehrt als säkularisierter Widergeist, als selbständig gewordenes dialektisches Gesetz, das in seiner seellosen Abstraktheit zum tödlichen Unrecht wird, zum Mittel gottloser Anarchie.

Dieser Wendung sind unzweifelhaft alle Merkmale des Tragischen eigentümlich: immer den Größten unter uns ist es vorbehalten, das Denken blasphemisch bis an die äußerste Grenze unserer Endlichkeit vorzutreiben. Hegels Anspruch ist von prometheischer Kühnheit, und eine andere Antwort ist nicht möglich als die, welche von Gott kommt, weil die letzten Fragen der Mensch nicht selbst zu lösen vermag, obschon er vom Baume der Erkenntnis aß. In Wahrheit werden wir Hegels Geschichtsgott — aller Ehrfurcht ungeachtet sei dies gesagt — als den durch Selbstvergottung in den Widerspruch der Sünde zu Gott geratenen Geist der Endlichkeit erkennen müssen. Diese letzte, ganz konkrete Antithese der Schuld ist nun wahrlich weder auf philosophische noch auf ästhetische Weise aufzuheben, weder durch List der Vernunft, noch durch biologische oder kosmische Einsicht, sondern nur durch das schlechthin Andere, den freien Willen und die Gnade Gottes. Ohne diesen Glauben verfällt der Mensch dem starren Gesetz, das sich

schließlich pantragisch gegen ihn selber richtet, der Unfreiheit, in welcher die Entscheidung zwischen Gut und Böse, Gott und Widergott, unmöglich wird. Indem Hegel mit einem Scharfsinn und einer Kühnheit sondergleichen die Welt in ihrer Ganzheit dem einen Gesetze unterzuordnen suchte, mußte er notwendig an den Punkt geraten, wo sich das schlechthin Widergesetzliche und die jenseits aller erkennbaren Gesetze wirkende Allmacht Gottes gegenübertreten. Die Beseitigung dieses Widerspruchs ist nicht mehr im Rahmen geschichtlicher „Entwicklung" denkbar; nur der aus der geschichtlichen in die übergeschichtliche Sphäre hinüberspielende Kreuzestod Christi vermag aus diesem Widerspruch zu erlösen, die Verheißung des jenseits aller irdisch totalen Reiche zu erwartenden Gottesreiches. So gesehen gewinnt der sibyllinische Satz Hegels auch für den Christen eine tiefe Bedeutung: „Erst muß das Herz der Welt brechen, ehe ihr höheres Leben offenbar wird."

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Alexander Friedrich Michael Leberecht Arthur Graf Keyserling (1815–1891)

Die soziale Frage oder das Problem zwischen Kapital und Arbeit, wird mir viel zu sehr vorausgesetzt. Die Hand, die in die volle Tasche des Nachbars greift, scheint mir kein neues Problem aufzuwerfen. Wenigstens ist es mir nicht geläufig daran noch zu zweifeln, ob etwa der die Schuld trägt, der sich die Tasche gefüllt hat, oder derjenige, welcher sie leeren möchte. Nur das ist mir Problem, wie weit die Genossenschaft in der ökonomischen Welt ihre Wirksamkeit mit Erfolg ausdehnen kann. Die Freiheit der Arbeit wird von den Männern der Arbeitseinstellungen verkannt, sie drängen in die Leibeigenschaft zurück. Die Wurzel alles Übels und alles Terrorismus scheint mir aber die Vorstellung zu sein, das Glück für die Menge anzustreben, anstatt das Glück für alle. Das letztere ist nur in der höchsten Gerechtigkeit und Gemeinschaft zu finden — das erstere vorübergehend in der Zerstörung aller gesetzlichen Schranken, die für die Mehrzahl beständig hart bleiben werden.

*

Durch die ganze Welt geht eine, meines Bedünkens nach, verkehrte Strömung, wenn auch nicht durch Schuld, so doch im Sinne der Kathedersozialisten. Not und Krankheit wird es in der Welt geben, so lange es eine menschliche Gesellschaft geben wird, und das Verkehrte scheint mir, wenn der Staat sich berufen

fühlt, durch allerlei Vorsorge das wegzuschaffen, was nun einmal sich nicht wegschaffen läßt. Die Kräfte und die Güter sind ungleich verteilt und verschieben sich nach Kausalitäten, die vom Staate unabhängig sind. Seine Aufgabe bleibt eine Gesetzgebung, die keinen begünstigt oder bedrängt, und eine für alle gleiche Gesetzlichkeit mit unerschütterlicher Gewalt sicherzustellen. Gibt er sich der Verlockung hin, alle Unglücklichen zu versorgen, so wird er zum Schwindler und kann auf die Länge nicht bestehen.

*

Von grünen Blättern leben Raupen, von trockenen Papierblättern die Beamten; Papierraupen, die sich leider nie verpuppen und zu Schmetterlingen entwickeln.

*

Die Auswüchse des Patriotismus, der nicht in der Liebe zum Vaterlande, sondern im Haß des Fremden Befriedigung findet, sind unberechenbar.

*

Pascal sagt: Für die menschliche Gesellschaft ist es erforderlich, daß die Stärke und das Recht vereint sind. Da man die Stärke nicht immer auf die Seite des Rechts zu verlegen imstande ist, so muß man das Recht verlegen auf die Seite der Stärke! — Sehr wohl; wenn aber die Stärke das Recht nicht hält, sondern immer bricht, so zerstört die Stärke das Recht. Geht aber das Recht unter, so hört auch für die Stärke die Stabilität auf.

*

Fanatiker lassen sich umbringen, aber nicht lenken.

*

Ich stehe zu der Sozialdemokratie wie ein Philosophenzögling Griechenlands zu dem keimenden Christentum, der den Unsinn nicht begreifen konnte und ihn deshalb nicht fürchtete. Wenn er aber nicht mit knechtender Gewalt in Verbindung tritt, ist er auch harmlos. Die Freiheit ist das radikalste Mittel gegen den Kommunismus. Aber es ist ein grausames Mittel, muß ich gestehen.

*

Der Staat hat für Schutz zu sorgen, nicht allein gegen kleine Diebe und Wegelagerer, sondern auch gegen die Berauber en gros, denen er aber noch Privilegien erteilt, um die kleinen Leute in Versuchung und Verlust zu führen, wogegen bloße moralische theologische Empfehlungen ohne Wert sind.

*

Mehr und mehr komme ich zur Ansicht, daß der Untergang aller provinziellen Selbständigkeit eine Folge der Angst vor dem gewaltig gewordenen Deutschland

ist und man einer etwaigen Annexion vorgreifen will. Es ist ein Wahn, so fühle ich, aber es ist vergebens, dagegen zu predigen. Es ist, als habe ein Block von dem Felsengebirge sich abgelöset, und er muß rollen bis ins Tal. Töricht ist, wer sich in seine Bahn wirft ... Tragen wir mit soviel Würde als möglich, was zu ändern nicht bei uns steht.

*

Auch die baltischen Provinzen müssen bei der russischen Nation Schutz und Sympathie suchen. Die Machtverhältnisse schließen es aus, daß sie Sicherheit unter Einfluß des Auslandes genießen könnten. Unter dem Schutze der russischen Kaiser seit 1711 haben sie sich in Sicherheit entwickeln können. So lange der Kaiser die Nation beherrscht, so lange werden wir auf altbewährter Grundlage fortbestehen und uns weiter entwickeln. Peter der Große beherrschte gewaltig die russische Nation und ebenfalls seine Nachfolger, bis die extremsten Elemente der Nation den scheußlichen Kaisermord an dem durch Milde und Menschenfreundlichkeit ausgezeichneten Alexander II. verübten. Mußte ja auch der Bekämpfer der Negersklaverei, Lincoln, den Märtyrertod sterben! Die Menschheit benutzt zuerst die Freiheit, um diejenigen zu töten, die dafür das Höchste getan — die sie befreiten! — Jetzt herrscht der Terrorismus, der Nationalitätenfanatismus, der nichts duldet, was einer fremden Nation eigentümlich ist. So lange der Kaiser die Nation beherrscht und nicht beherrscht wird, werden wir nicht untergehen.

*

Was mehrt die Macht, das Vermögen — das Ansehen nach außen — das Vertrauen nach Innen? Das sind Probleme des aufgeklärten Patrioten Rußlands. Was schmeichelt dem Nationalgefühl des nationalistischen Russen, was vergnügt ihn? Das sind Probleme derzeitiger Regierung. — Das kann zu solchen Einfällen bringen, Reval in Kolywani umzubenennen und die bisherigen geographischen Karten unverständlich zu machen. Läppische Einfälle bezeichnen, wie sehr der Nationalismus von aller Vernunft verlassen ist!

Diese Äußerungen des Grafen Alexander Keyserling, des Jugendfreundes Bismarcks, eines wahrhaften baltischen Edelmanns und eines freien, feinen, reich gebildeten Geistes sind entnommen „Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling" (Stuttgart 1894, J. G. Cotta) und dem Buche „Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern" (Berlin 1902, G. Reimer. 2 Bände), beide zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen. Die Schriftleitung.

PAUL FECHTER

Europas Kunstpause

Das alte Wort von den Musen, die da schweigen, wenn die Waffen das Wort haben, ist so falsch wie die meisten alten Worte von der mens sana in corpore sano bis zum höchsten Glück der Erdenkinder, die, aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen, ein seltsam isoliertes, schwankendes Dasein abseits der Realität führen. Unter dem Donner der Kanonen ist manches lebendige Werk entstanden: die Wellenzüge des geistigen Lebens lassen sich vom äußeren Geschehen fast nie aus der Bahn bringen — und die Musen sind allezeit abseits von den Kriegen ihre eigenwilligen Wege gegangen.

Unserer Zeit war es vorbehalten, hier eine Änderung zu bringen — durch die Befreiung des Kriegs von der Bindung an die Erde. Mit dem Luftkrieg hörte die Lokalisierung der Kämpfe auf: der Begriff und die Wirklichkeit der Front lösten sich auf — das ganze Land wurde für den Luftbereich Front. Damit aber bekam das, was man zwischen 1914 und 1918 Kunstschutz im Kriege nannte, und dessen Geschichte wie eine dunkle Ballade zu uns herüberklingt, ein sehr anderes Gesicht und eine sehr andere Ausdehnung. Damals gab wohl der Isenheimer Altar sein Gastspiel in München, weil er in Colmar nicht sicher genug war: München aber und alles, was außerhalb des Bereichs der eigentlichen Front lag, blieb, wie es war, dachte nicht daran, seine Kunstschätze zu bergen. Seit der gesamte Luftraum Europas virtuelle Kampfzone wurde, hörte diese Möglichkeit auf: es ergab sich die Notwendigkeit, nicht nur Sammlungen und Museen, sondern die Kunstschätze des ganzen Landes den eventuellen Gefahren eines Angriffs von oben zu entziehen, Bilder und Denkmäler in kirchlichem wie in Galeriebesitz in Sicherheit zu bringen. Die großen Museen in Berlin und München, Dresden und Frankfurt, und ebenso die des Auslands, das Rijksmuseum in Amsterdam wie der Louvre, die Uffizien genau so wie die National Gallery brachten ihren Besitz in Kisten und Kellergewölben und Unterständen unter: Tizian und Giorgione, Rembrandt und Rubens, Dürer und Holbein verschwanden aus dem Bereich der Sichtbarkeit — Europas große Kunstpause begann.

Viele werden klagen und ihrer Sehnsucht nach Raffael und Bruegel, Vermeer und Grünewald schmerzlichen Ausdruck geben — meist um so lauter, je weniger sie in sicheren Zeiten von der Möglichkeit des Besuchs bei diesen erlauchten Namen Gebrauch zu machen pflegten. Die Welt ist um das kostbarste Gut an Sichtbarkeit ärmer geworden, wenn auch nur vorübergehend: die Abbildungen und Reproduktionen haben auf einmal für die hungrigen Augen eine Bedeutung bekommen, die sie, seit jedes Jahr mehr von ihnen erschienen, längst nicht mehr besaßen. Unsere unmittelbare Beziehung zur Kunst ist durch eine lange Pause unterbrochen worden: könnte es aber nicht sein, daß eben diese Pause einmal ebenfalls das vielzitierte Beiwort schöpferisch bekommen könnte? Wäre es nicht möglich, daß diese vorübergehende Ausschaltung fast aller großen Werke

der europäischen Kunst, tiefer betrachtet, der Kunst wie ihren Liebhabern und Adepten zuträglicher sein könnte als die Überfütterung mit Kunst und Kunstwerken, in die wir im letzten Menschenalter allmählich geraten waren?

Es ist schmerzlich, Geliebtes lange nicht sehen zu können. Am Ende der Trennung aber steht das Wiedersehen. Heute sind die Stifter im Chor des Naumburger Doms mit Balken und Sandsäcken eingehüllt und geborgen: wie wird es sein, wenn sie wieder auferstehen, wenn Ekkehard und Uta aus fernen Unmöglichkeiten der Verwirklichung plötzlich wieder schönste Wirklichkeit werden? Wie wird es sein, wenn die Sistina neben Holbeins achtem Heinrich wieder in ihr historisches Kabinett eingezogen sein wird, wenn alle Gewohnheit und Banalität des durch nichts erschwerten Sehenkönnens von ihr abgefallen sind — und nun die ganze Größe des Werks wirklich herrlich wie am ersten Tag sich auftut? Wird man nicht an all den großen Meistern der Vergangenheit auf einmal neue Zauber und Wunder entdecken — und werden die so lange von aller Kunst entwöhnten Augen der Betrachter nicht frisch gespannt und ausgeruht sie mit einer Intensität aufnehmen, die uns bisher fremd war? Pausen in lebendigen Beziehungen sind schwer: sie können hier wie im Leben für beide Teile fruchtbar werden.

Von ganz besonderer Wirkung aber wird diese Abtrennung von dem großen europäischen Museum der Vergangenheit auf die sein, die selber schaffen, selber neue Kunst in die Welt stellen wollen. Man hat ihnen alle Vorbilder, alte wie neue genommen: man hat sie damit auf das gestellt, was für jeden Künstler zuletzt das wichtigste ist: auf sich selber. Sie bekommen nichts zu sehen: sie können nur selber neue Vorstellungen verwirklichen und sichtbar machen, ihre Vorstellungen, die sonst vom Anblick der großen Formen und Möglichkeiten der Vergangenheit gewandelt, erdrückt, entpersönlicht wurden. Die Kunstpause Europas verwirklicht, was Marinetti und sein Kreis vor einem Menschenalter im vergangenheiterdrückten Italien stürmisch forderten: der passéisme wird ausgeschaltet, die Vergangenheit für eine Weile wenigstens unsichtbar, unwirksam gemacht. Europa kann sich in dieser erzwungenen Kunstpause wenigstens in der Malerei auf sich besinnen, auf seine Form und die Gestaltung seines Gefühls vor der Welt: der Krieg legt ihm ein Geschenk in den Schoß, dessen Auswirkungen noch gar nicht abzusehen sind.

Man kann sie um so weniger voraussehen, als diese Pause im Betrachten der großen Vorbilder des Einst zusammenfällt mit einer natürlichen Pause auch im Ausstellen und Vorführen der Erzeugnisse des gegenwärtigen Kunstschaffens. Wenn man die Anzahl der großen und kleinen Kunstausstellungen im Berlin von heute etwa mit der der Veranstaltungen der zwanziger Jahre vergleicht, so ergibt sich, daß der ganze ungeheure Leerlauf von einst, der vom Lehrter Bahnhof bis zum Kurfürstendamm, von der Großen Berliner und der Juryfreien bis zur Sezession und Neuen Sezession reichte, sehr angenehm geschrumpft ist. Man hat die große repräsentative Kunstschau des Jahres in München geschaffen: die Städte des Reichs veranstalten ihre Sonderüberblicke: die Flut der Kunstmassen, die sich sonst alljährlich, abgesehen von den Kunsthändlerausstellungen,

über das Land ergoß, ist verebbt. Auch hier ist eine Kunstpause eingetreten, im Reich wie in den andern Ländern — und die wird der Kunst und den Künstlern noch besser bekommen als das Unsichtbarwerden der Werke großer alter Kunst. Die Maler sehen nicht mehr jeden Fetzen, den der Nachbar bemalt hat, noch feucht an der Wand: sie sehen nicht mehr jedes Atelierexperiment — sie sehen, was sie selber machen, schonen ihre Augen und kommen so vielleicht am besten dahinter, zu erkennen, was sie wirklich sehen und was sich aus diesem Gesehenen an eigener Gestaltung ergibt. Vieles sehen hat noch nie genützt, höchstens viel sehen; Betrachter wie Maler werden nur verwirrt und gestört. Die große Kunstpause, die wir zur Zeit durchleben, wird den Musen nur zu gut bekommen, weil sie aus dieser Zeit zwangsläufig Kraft und Spannung zu neuen eigenwilligen und eigenen Bahnen ziehen werden.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER

Ein Heimatkranker

Zu den neuentdeckten Brentano-Briefen

Im Nachlaß Savignys entdeckte der kürzlich verstorbene Wilhelm Schellberg etwa zweihundert bisher unbekannte Briefe Clemens Brentanos. Dieser bedeutsame Fund, den Friedrich Fuchs jetzt mit mustergültiger Sorgfalt im Eugen Diederichs Verlag herausgab („Das unsterbliche Leben. Unbekannte Briefe von Clemens Brentano"), stellt sich als eine so überreiche, vom ersten bis zum letzten Blatte fesselnde Erschließung dar, daß jeder Brentano-Freund sie mit wachsender freudiger Überraschung durchgehen wird. Der passionierte Briefschreiber Brentano galt mit Recht als ein besonders anziehender Vertreter deutscher Briefkultur. Wer diese ergreifend offenherzigen, oft schonungslos aufrichtigen Briefergüsse vornimmt, schaut nicht nur einem unserer genialsten deutschen Dichter, sondern zugleich auch einer unserer allerwichtigsten Geistes- und Seelenepochen mitten ins Herz. Der stattliche, über fünfhundert Druckseiten umfassende neue Briefband, der vom Herausgeber mit gut erläuternden Verbindungstexten versehen und mit meist wenig bekannten Bildern sowie mit Handschriftenproben ausgestattet wurde, enthüllt einen tief tragischen, durch mehr als vier Jahrzehnte sich hinziehenden Dichterroman, wie ihn so packend, so schicksalsträchtig, so zum Bersten gefüllt mit oft kaum faßbaren Wechselfällen, Spannungen und Gegensätzen eben nur das Leben schreiben konnte — das Leben, das schließlich doch immer wieder verblüffender zu dichten weiß als des erfindungsreichsten Poeten kühnste Phantasie. Wem Brentanos Leben und Werk ein Gegenstand forschenden Nachdenkens wurde, wer um die fast überschweren seelenkundlichen Probleme weiß, die dieses Dichters innerer Werdegang mit seinen scharf zugespitzten, schroff antithetischen Wendungen bietet, sieht sich durch das Studium dieser wundervoll unmittelbaren Briefe so stark gefördert, wie es seit langem keinem Handschriftenfreunde aus unserer klassisch-romantischen Epoche mehr be-

schieden war. Eine wichtige Entdeckung zu einem wichtigen Dichter: das will schon etwas heißen für ein Zeitalter, dem an der Auswertung unserer deutschen Romantik so viel gelegen sein muß wie dem gegenwärtigen.

Eichendorff hat von Brentano gesagt, er sei selbst wie ein Gedicht gewesen, wie ein Volkslied, das oft unbeschreiblich rührt, dann plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlägt und sich beständig in überraschenden Sprüngen fortbewegt. Die neuen Brentano-Briefe beweisen die Richtigkeit dieser Charakterisierung. So bestrickend Brentano wirken konnte, so viel Zuneigung er zu wecken vermochte, bequem ist er nicht gewesen, weder für andere noch für sich selbst. Ganz unten lauerte immer ein unberechenbar chaotisches Element, das auch sein Bestes wieder zu zerstören drohte. Schon innerhalb des eigenen Geschwisterkreises, wieviel Wechsel von inniger Zärtlichkeit zu raschem Erkalten, ja zu gereizten Haßausbrüchen, die in ihrem Zynismus manchmal erschreckend wirken! Bereits bei Brentanos Verhältnis zu den Schwestern macht sich dieser ständig drohende Wetterwechsel auffallend bemerkbar. Wie dieser temperamentvolle Bruder erst bei der frühverstorbenen Sophie mit liebeshungrigem Herzen sein Innerstes ausschüttet, dann Gunda — die spätere Gattin seines Freundes Savigny — zur Vertrauten wählt, um schließlich Bettinen für sich in Beschlag zu nehmen, das mutet schon wie ein interfamiliäres Vorspiel zu seinen fast immer höchst problematischen Freundschaften und Liebesangelegenheiten an. Befremdend kalt äußert Brentano sich in der hier zum ersten Male veröffentlichten Briefstelle aus Anlaß des frühen Todes von August Stephan Winkelmann, der sein langjähriger vertrauter Freund gewesen war und das Nachwort zu Brentanos Jugendroman „Godwi" geschrieben hatte. Selbst im Zenit seines Glückes, während der mit Sophie Mereau verbrachten Liebes- und Ehejahre, lauert dicht neben der Liebe stets sprungbereit der Haß, haarscharf neben der Entzückung ein grausam nagendes Mißtrauen.

Vollends aber mutet die Geschichte von Brentanos zweiter Ehe, zu der die neuen Briefe manchen aufschlußreichen Beitrag liefern, wie ein grausiger Ehe-Totentanz à la Strindberg an. Sophie Mereau, von Brentano erst mit wilder Verzweiflung betrauert, lag kaum ein paar Monate unterm Rasen, als der Witwer sich mit wahrer Besessenheit in ein fünfzehnjähriges Mädchen verliebte. In der hier zum ersten Male veröffentlichten Totenklage um seine erste Gattin hatte Brentano an Savigny geschrieben: „Ich kann nur an dies Weib denken wie an einen Gott, ich habe in dem letzten Jahr Dinge in ihr begriffen und geliebt, die mich zur tiefsten, demütigen Liebe zwangen." Kaum ein halbes Jahr später aber beging er den tollen Streich, die blutjunge Auguste Bußmann zu entführen, das Schwesterkind des Bankiers Simon Moritz Bethmann, deren Mutter die Großmutter Cosima Wagners gewesen ist. Mit befremdender Instinktlosigkeit war der unselige Brentano an ein schwer hysterisches Geschöpf geraten, das ihn schon wenige Tage nach der Hochzeit zu krassen Prügelszenen herausforderte, einen Selbstmordversuchskandal nach dem andern aufführte und später, nachdem die unmögliche Ehe längst geschieden war, sich auch wirklich im Main ertränkte. Als Beispiel für Brentanos Stimmung während dieser schlimmsten Affäre seines Lebens stehe hier nur der Satz aus einem der neuen Briefe an Savigny: „Während ihr alle gesellig in Freude lebt, bin ich in stetem ekelhaftem Kampfe mit dem Bösen und fühle meine Muse ersterben."

Woher diese argen Mißklänge in einer Dichterexistenz, die so reiner, zauber-

hafter Töne fähig war? Wie liebenswert dieser unbegreifliche Mensch trotz allem sein konnte, dafür liefern die neuen Briefe eine Fülle anmutiger Belege, von den entzückend schelmischen Knabenbriefen an bis zu den mild-gütigen, von einem tiefen Wissen um Leid und Schuld getragenen Danksagungen, die der Alternde an Freunde und Geschwister richtete. Daß ein so liebefähiger Mensch, ein mit solch herrlichem Talent begnadeter Künstler, dessen Bestes nie wieder verklingen kann, derart zerstörerische Züge aufweist, ist das Erregende an diesen neuen Briefen. Es wird gerade an Hand des neuen Fundes immer klarer: hier geht es um ein Dichterschicksal, das auf eine fast martervolle Weise im Parador steht. Derart im Parador stehen aber heißt (wir wissen es seit Kierkegaard wieder), entweder dämonisch zugrunde gehen oder erlöst werden im göttlichen Parador des Glaubens. Der von unerträglichen Spannungen gefolterte, von einer Enttäuschung zur andern gehetzte Brentano hätte wahrhaftig das Zeug dazu gehabt, im Wahnsinn zu enden wie Hölderlin oder durch Selbstmord wie sein Berliner Nachbar Kleist. Da Brentano aber bei all seinen Schwächen und Verschrobenheiten *eine* Fähigkeit hatte, die jenen beiden ihn in so vielen anderen Dingen überragenden Genies abging: die Kraft zur Umkehr, den wachen Blick für die Unumgänglichkeit des Kreuzes, so blieb er bestehen und erlebte gerade im Zusammenbruch seine rettende Erfahrung. Er hatte verstanden, daß seine Lebensschicksale, so absurd, so bitter sie sich ausnehmen mochten, ihm etwas sagen wollten. Brentano hat diese Stimme gehört und sich ihr gestellt; er ist nicht mehr mit Genieschwüngen ausgewichen, nachdem er begriffen hatte, daß es einfach zu antworten galt. Und das muß ihm, vom Religiösen her gesehen, vielleicht höher angerechnet werden als die schönsten Leistungen seines Künstlertums. Denn es beweist, daß in dem oft so wirr zerfahrenen scheinbaren Phantasten doch zu allerunterst ein heiliges Muß steckte, ein existentieller Ernst, der sich nicht länger mehr mit ästhetischen Illusionen abspeisen ließ, sondern Not ehrlich Not, Ende wirklich Ende nannte. Ja, wäre Brentano ein Stümper gewesen, ein Halbtalent, dann hätte man vielleicht ein Recht, von „Flucht in den Glauben" zu reden. Es handelt sich aber um einen Dichter, der Gedichte geschaffen hat, die in unserer Sprache nicht wieder verklingen werden, und von dem noch Nietzsche sagte, er allein von allen deutschen Lyrikern habe Musik im Leibe. Wenn ein so bewiesener Könner schließlich gesteht, all sein Dichtertum wiege ihm leicht auf der Waagschale der ewigen Forderung, so muß ein solches Bekenntnis, ähnlich wie die religiöse Lebenswende des großen Tolstoi, ernst genommen werden und läßt sich nicht mit ein paar psychologistischen Allgemeinplätzen abtun.

Es war in der Literaturgeschichte bisher meist üblich, Brentanos geistliche Krisis, die um sein neununddreißigstes Lebensjahr herum in seinen Lebensweg so entscheidend einschnitt, als ein im Grunde beklagenswertes Ereignis zu behandeln, welches bewirkt habe, daß ein so herrliches Talent „von da ab für die Geschichte des deutschen Geistes ohne Belang" gewesen sei (wie z. B. in einer noch heute weitverbreiteten neueren Brentano-Ausgabe zu lesen steht). Nun zeigt aber der neue Brief-Fund aufs Eindringlichste, daß jene Krisis sich längst mit unaufhaltsamer innerer Notwendigkeit vorbereitet hatte, daß sie nur das letzte Ergebnis eines schon seit vielen Jahren unter der Bewußtseinsschwelle ablaufenden seelischen Prozesses war. Es ist vielleicht noch nie so deutlich geworden wie unter dem Eindruck dieser ergreifenden neuen Briefe: Clemens Brentano war ein Mensch, der eigentlich schon seit seiner stürmisch bewegten, schwer bedrohten

Jünglingszeit in der Grenzsituation stand, dort, wo auch das höchste Talent seine kreatürliche Schranke erfährt. Dieser höchst sinnliche, nach Lebensfülle und Liebesrausch lechzende Sänger, eine wahre Tannhäusernatur, hat den Stachel der Vergänglichkeit schon von seinen frühesten Freundschafts- und Liebeserlebnissen an peinigend erfahren müssen. In dem neu veröffentlichten Brief an Savigny vom Juli 1800, einem der seelisch aufschlußreichsten der ganzen Sammlung, schreibt der Einundzwanzigjährige: „Lieber Savigny, ich habe ein einziges Element, Liebe — meine Freundschaft ist nichts anderes —, in dem ich mich frei bewegen kann; in allen anderen Atmosphären bin ich ein Fisch auf dem Lande." Aber das Furchtbare war, daß hinter Brentanos grenzenlosem Liebesbedürfnis in gefährlicher Weise die Dämonie unstillbarer Sehnsucht brannte und ihn im Grund heimatlos machte sein Leben lang. Brentano mußte inne werden — die neuen Briefe zeigen es mit erschütternden Belegen — daß gerade in der Liebe die hoffnungslose Einsamkeit der Kreatur qualvoller erfahren wird als irgendwo. Sein hinreißendes Gedicht „Der Traum der Wüste", eine seiner mächtigsten Schöpfungen, mutet an wie ein einziger langgezogener Aufschrei über diese grausame Erfahrung — „o Liebe, Wüstentraum des Heimatkranken!"

Ein Heimatkranker, das ist vielleicht die bezeichnendste selbstgeprägte Formel für dieses Dichters Lebensnot. Die neuen Briefe lassen erkennen, daß Brentano sich schon sehr früh als „heimatkrank" empfunden hat. Sie zeigen ihn als ewigen „Pilger", als ständig Weitergetriebenen, der früh, viel zu früh erfahren mußte, daß alles Irdische der Widerspruch seiner selber ist und sich schließlich aufhebt. In einem der neuen Briefe vom Dezember 1802 klagt er: „Ich bin eine Gattung ewiger Jude, der nicht lebt, nicht stirbt und nun ewig wandelt. ... Meine Liebe kehrt nirgends mehr ein." Je älter Brentano wurde, um so mehr verschärfte sich dieses Gefühl — „es gibt sich im Grunde niemand mehr recht mit mir ab". Überaus aufschlußreich für die Art, wie der junge Brentano sich sein Liebes- und Freundschaftsideal dachte, ist eine Stelle aus dem neuen Brief an seine Schwester Gunda vom Herbst 1803: „Alle, die mich liebten, mußten Verkehr untereinander haben, so entstand mir eine Ansicht meiner Freunde, so war Handel und Verkehr und ich träumte mich im stillen einen Gott meines Staates." Im Mittelpunkt der ersehnten Gemeinschaft thronte damals also noch das liebe Ich; solange diese Selbstvergötzung anhielt, konnte Brentano keinen Frieden finden. Solange diese Einstellung dauerte, mußte es freilich auch seinen Allernächsten gegenüber zu solch gequälten Aufschreien kommen, wie sie der neue Brief an Savigny vom Juni 1803 enthält: „Ach, wer unter euch könnte mich ermorden, wer mich begraben, wer um mich weinen, wer stürbe mit mir!" Wieviel gefaßter, reifer, wissender klingt es, wenn Brentano später während der Zeit seiner religiösen Läuterung dem Bruder Georg in einem vom Geiste wirklicher Sinnesänderung beseelten Briefe in bezug auf frühere Familiendifferenzen schreibt: „Wir werden, wir müssen alle wieder zusammentreffen in der Liebe Gottes."

Wer noch immer der Meinung ist, Brentanos Glaubenskrisis sei ein Vorgang gewesen, der mit der deutschen Seelen- und Geistesgeschichte nichts mehr zu tun habe, lese seinen Brief an Ringseis vom Februar 1816 und im Anschluß daran seinen aus derselben Zeit stammenden „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe", eines der mächtigsten religiösen Gedichte unseres Schrifttums. Wer im Ernst behaupten wollte, jener erstaunlich geistesklare, beweisend aufrichtige Brief

und vollends jenes mit vollendeter Meisterschaft durchgeformte Gedicht stünden außerhalb der großen Entwicklungslinie des deutschen Geistes, der wahre dann wenigstens Konsequenz. Der streiche dann auch Hartmanns „Gregorius" aus unserer Geistesgeschichte und Seuses Selbstbiographie, die Zeugnisse von Hamans Londoner Glaubenskrisis und nicht zuletzt auch jene Gedichte Walthers von der Vogelweide, die von der Umkehr des alternden Sängers handeln. In Wahrheit steht es doch wohl eher umgekehrt, als eine einseitig am Idealismus orientierte Literaturgeschichtsschreibung meinte. Brentano gehört vielleicht mit nichts so tief in die Geschichte deutschen Seelentums *hinein* als gerade mit der rückhaltlosen Ehrlichkeit, die ihn gegen Ende seines vierten Lebensjahrzehntes zu der seine Existenz von Grund auf umwälzenden Einsicht brachte: all sein unruhiges, bisheriges Treiben sei auch mit seinen höchsten dichterischen Aufschwüngen noch Vordergrund und Oberfläche gewesen — „unten treibet Gott sein Wesen" (Zitat aus dem neuen Briefband). Es geht denn doch nicht länger an, Brentanos Leben und Wirken vor und nach seiner Glaubenskrisis als zwei völlig beziehungslose Hälften anzusehen, ebensowenig wie man das deutsche Geistesleben überhaupt in eine profane und in eine geistliche Sphäre auseinanderbrechen darf.

Daß Brentano religiös in sich ging, daß er zur rechten Zeit Gott als den großen, alle anderen Lebensmächte aus dem Felde schlagenden Gegenspieler anerkannte, war durchaus kein Zeichen knechtseliger Schwäche; auch daß er als durch und durch katholisch angelegter Mensch, der das Grundanliegen des Protestantismus niemals auch nur im Ansatz verstanden hat, dabei den katholischen Weg einschlug, war einfach eine organische Notwendigkeit für ihn, zumal gerade zur Zeit seiner Umkehr in der katholischen Kirche Deutschlands ein reiches und starkes Leben herrschte. Mit welch weiser Führung, welch vorbildlichem Herzenstakt hat sein geistlicher Berater, der spätere Bischof Sailer, sich des Gequälten angenommen! Wohl aber erscheint das *Wie* seines späteren Wandlungsprozesses in manchen Einzelheiten fragwürdig. Es tauchen da neben Zügen rührender, tatbereiter Charitas doch auch so arge Spuren von Eiferer- und Muckertum, ja von offenbarem Obskurantismus auf, daß selbst ein christlich eingestellter Betrachter sich fragen muß, ob Brentanos religiöse Genesung nicht mindestens zeitweise eine Schiefheilung gewesen ist. Aber wer darf hier entscheiden, geschweige denn richten wollen?

Eines beweisen die neuen Briefe jedenfalls mit voller Eindeutigkeit: es war der Hunger nach dem Mysterium, nach dem bindenden Wort für alle, das Brentano wieder in den Schoß seiner Mutterkirche zurücktrieb, aber durchaus kein ästhetisches Bedürfnis. Brentanos Umkehr ist ja auch darum zeitgeschichtlich so bedeutsam, weil sie in jene kritischen Jahre fällt, in denen der realistisch-säkulare Geist des neunzehnten Jahrhunderts sich mit scharfem Bruch endgültig von der christlichen Tradition zu lösen begann. Mit wahrem Grauen — die neuen Briefe zeigen es deutlich — spürte Brentanos zarte Seele den Eishauch von Sinnlosigkeit und Vereinsamung, mit dem das heraufdämmernde Maschinen- und Massenzeitalter die gottverlassene Einzelseele bedrohte. „Was unendlich Not tut", so schreibt Brentano schon 1819 in einem der neuen Briefe an seine Schwester Gunda, „kann kein Bruder dem andern mehr sagen ... denn es ist nichts da, was allen gleich heilig wäre, und so ist selbst den flammendsten Herzen die Mitteilung unterbrochen, so gern sie auch wollten."

Unsere ernste Zeit hat unter dem Eindruck weltgeschichtlicher Prüfungen wieder gelernt, den Sinngehalt der christlichen Verkündigung in seiner befreienden Strenge neu zu erfassen. Auch die Glaubenskrisis des Dichters Brentano muß heute mit vertieftem, neugewecktem Verständnis betrachtet werden, als existentiell durchaus zentraler, heilsgeschichtlicher Vorgang, der gerade mit Brentanos echter Künstlergröße innig zusammenhing. Wer die Todesverfallenheit alles Kreatürlichen so unbeirrbar von Gott her sah wie der Sänger des „Erntelíedes", der war auch imstande, seinen Dichterruhm gelassen preiszugeben im Hinblick auf die Ewigkeit, die jedem Menschen bestimmt ist. Liest man von dieser Einsicht aus die neuen Brentano-Briefe, so wirken sie wie eine einzige schlagende Bestätigung des Kierkegaardschen Satzes:

„Nur wenn es sich religiös auf sich selbst besinnt, wird das Genie und Talent im tiefsten Sinne berechtigt."

Rundschau

Agitation mit Physiognomien? Wenn ein Krieg ausbricht, regt sich in vielen Menschen der historische Trieb. Sie sammeln Zeitungsausschnitte, Bildberichte und Einzelaufnahmen aus Zeitschriften, Zeitungen oder Flugblättern. Die Älteren unter den lebenden Generationen haben 1914 bis 1918 schon einmal das gleiche getan, und manch einer von uns mag in den letzten Jahren vor dem laufenden Kriege eine solche Dokumentensammlung dann vielleicht mit erregten Gefühlen und einer Sturzflut von Gedanken, aussprechlichen und unaussprechlichen, betrachtet haben. Stand als bildliches Agitationsmittel in solchen Zeitdokumenten 1914 die Karikatur im Vordergrunde, so scheint dies heute jedoch die Photographie sowie die photographische Montage und Reportage zu tun. Diesem Wandel liegt vielleicht die zutreffende Spekulation zugrunde, daß einer Photographie von vielen Betrachtern immer noch ohne weiteres Dokumentencharakter eingeräumt wird. Einem solchen Vorteil stehen jedoch auch Nachteile gegenüber, die uns vielleicht ebenfalls erst einmal begreiflich und „sichtig" werden, wenn über das heutige Geschehen die genügende Zeit hinweggeflossen ist. So finden wir gegenwärtig in vielen illustrierten Zeitschriften, Zeitungen und auf Plakaten, ja in ganzen eigens zu patriotisch-propagandistischen Zwecken zusammengestellten Broschüren und Büchern eine Fülle photographischer Aufnahmen von uns feindlichen Staatsmännern, Politikern und anderen einflußreichen Gestalten im Weltgeschehen der Gegenwart, deren Reproduktionszweck oft in krassem Mißverhältnis zu ihrem schlichten Bildgehalt steht, so daß ihnen mit künstlichen, übertriebenen oder geistreich-gesuchten Beschriftungen durch die jeweiligen Redakteure oder Herausgeber erst agitativ auf die Beine geholfen werden muß. Ob wir nun in Herrn Churchills fuchskluger Pykniker-Physiognomie aus dieser oder jener belanglosen, oft sogar eher gemütlich als gefährlich ausschauenden Momentphoto-

graphie nach Möglichkeit gleich seine Athenia-Torpedierung „herauslesen" sollen, oder ob es Herr Chamberlain ist, der uns, die Gasmaske umgehängt, in schlotterndem Greisengang mit heruntergezogenen Mundwinkeln die Bösartigkeit der britischen Haßpolitik en bloc symbolisieren soll: in jedem Falle wird von dem naturgegebenen Ausdrucksgehalt der betreffenden Physiognomien und Szenen viel zuviel erwartet. Wozu brauchte es auch schließlich Karikaturen und stilisierte Zweckzeichnungen zu geben, wenn in der Natur und der Wirklichkeit selber bzw. in ihrem Abbild, der Photographie, die akuten Gedanken und Charaktere der Menschen auf ihren Gesichtern allsogleich lesbar wären! Abgesehen davon, daß alles Politisch-Böse selbstverständlich relativ ist und seinen in der Sache selber nicht gegebenen Standort braucht, ist es ja allen Erfahrungen nach kaum einmal möglich, einen runden, klaren Verbrecher ziviler Art mit Hilfe seiner Photographie immer physiognomisch als solchen „sprechend" zu machen, wenn man nicht die plumpen Tricks anwenden will, ihn durch unrasierten Zustand, verwirrte Haare oder andere zusätzliche Retuschen in ein zivilisationsferneres Ausdrucksstadium zu rücken. So kann es denn häufig passieren, daß der unvoreingenommene natürliche Blick, gerade wenn er physiognomisch eingestellt ist, vor vielen dieser Photographien in einen schwierigen Widerspruch zu dem gerät, was seine Augen in diesem oder jenem Bilde „sehen sollen". Statt daher erregt mit dem Tintenfaß nach dem Teufel zu werfen, kann ihm bisweilen eine unbeabsichtigte Meditation ankommen darüber, wie weit sich doch das Böse in der neueren Welt umgekehrt entmaterialisiert hat und sogar in seiner letzten irdischen Inkarnation, zwischen den Falten eines Menschengesichtes, oft unsichtbar geworden ist. Oder als positive Behauptung formuliert: mit den bloßen photographierten Physiognomien unserer Feinde läßt sich heute bei so tief und weit ins Abstrakte und Geistige gestaffelten Kriegsgegensätzen wirksame vaterländische Agitation kaum bestreiten, es sei denn, es spielten unterschiedliche Rassenphysiognomien und somit ein anderes Ausdrucks- und Schönheitsgefühl eine Rolle. Dann ist es schon eher der guten alten Karikatur noch möglich, die speziellen Charaktere, Schwächen und Eigentümlichkeiten dieses oder jenes unserer führenden Feinde in ein kompromittierendes Licht zu stellen, als der Photographie, die zwar das Gesicht realistischer und dadurch wahrheitsgetreuer wiedergibt, den für die Agitation gewünschten sprechend bösen oder niedrigen Ausdruck dafür aber fast immer verfehlen muß. Es geht ihr in solcher Zwecksetzung ähnlich wie einem Schauspielergesicht ohne Schminke im Rampenlicht: man *sieht* einfach nicht, was man sehen soll, und schreit daher nach stärkerem Ausdruck, sei es schon auf Kosten der „Echtheit".

Ein Pfarrerspiegel. Die letzten Jahre mit ihren schicksalsschweren Ereignissen haben es wohl beweiskräftig gezeigt, daß im deutschen Volke weder das Christentum im allgemeinen noch der speziellere Protestantismus noch auch nur die „äußere" Institution der Kirche als überlebt oder brüchig empfunden werden. Es sind eher Jahre gewesen, in denen gerade der Protestantismus wieder eine (vielleicht sogar leicht gegenreformatorische) Klärung seines Sinnes durchgemacht hat. Jahre aber auch, in denen der Mensch und nicht das Dogma wieder in den Mittelpunkt des Glaubens gerückt wurden und in denen daher der evangelische

Pfarrer seinen in der Tat abgesunken gewesenen geistigen und charakterlichen Kredit im Volke, vor allem aber auch unter den Gebildeten wiederum mächtig und nachhaltig gestärkt hat. Es war daher der richtige Augenblick, jetzt einmal mit einem „Pfarrerspiegel" herauszukommen, wo die „Verächter der Religion" nicht auch noch den heimlichen oder offenen Beistand der Gebildeten besitzen. Die sozusagen in der Luft liegende Idee eines solchen Buches (das freilich seinen Sinn verfehlte und übrigens viel zu spät käme, wenn es nichts weiter als ein Gegenstück zu den auf niedere geistige Bedürfnisse gemünzten „Pfaffenspiegeln" sein wollte) hat nun der Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, verwirklicht, und hiermit zugleich den dritten Abschlußband zu seinen beiden voraufgegangenen Sammelwerken „Die Stunde des Christentums" und „Das Buch der Christenheit" geschaffen. Ebenso wie an diesen beiden erfolgreichen Schriften, in denen sich zeitgemäße christliche Bekenntnis- und Bibelfragen gespiegelt hatten, haben auch an dem „Pfarrerspiegel" keine Theologen, sondern nur Laien: Dichter, Philosophen, Schriftsteller, Journalisten, Pädagogen, Diplomaten und Historiker mitgearbeitet, von Eduard Spranger zu August Winnig, von Jochen Klepper bis Rudolf Alexander Schröder, Erwin Wittstock, Ulrich von Hassel und Theodor Heuß, um nur einige der dreißig Mitarbeiter mit Namen aufzuführen. Es gibt in ihm — vom Herausgeber Siegbert Stehmann geschickt geordnet — einen einleitenden, mehr systematischen und prinzipiellen Teil, in dem über innere und äußere Probleme des Pastorenberufes, über die „Nöte eines christlichen Seelsorgers im Alltag, die zu den heikelsten des modernen Daseins gehören", aber auch über Predigt und Kulthandlung, über den Pfarrer in seinem Verhältnis zu Volk, Arbeiter, Nation und Politik, nicht einmal immer schmeichelhafte, stets jedoch heilsame und — für Theologen wie für Kirchenvolk — bedenkenswerte Worte gesagt werden. Weniger wissenschaftlich, dafür aber erzählerischer ist demgegenüber die zweite größere Hälfte des Buches, die mit historischen oder persönlichen Erinnerungen an bedeutende oder auch skurrile Pastorengestalten insbesondere des vergangenen Jahrhunderts ausgefüllt ist, ohne daß freilich hier die Absicht verfolgt wäre, erschöpfend oder auch nur überhaupt „belehrend" zu sein. So finden sich Friedrich Naumann und Vater Bodelschwingh, Mörike und Blumhardt behandelt, ja sogar Friedrich Rittelmeyer, der Outsider der „Christengemeinschaft", hat einen schriftstellerisch wie menschlich gleich ausgezeichneten Nachruf erhalten, während manche markante Predigergestalt der wilhelminischen Zeit unerwähnt geblieben ist. Es kam eben dem Herausgeber auf Beispiele und persönliche Bekenntnisse an, nicht auf ein Nachschlagewerk oder Kompendium; wobei indessen erwähnt sei, daß der Pfarrerspiegel auch einen Beitrag hat, der im wesentlichen eine Aufzählung enthält; die überraschende Aufstellung nämlich (nach dem vom Pastor Angermann im Wittenberger „Archiv" des evangelischen Pfarrhauses gesammelten Material) deutscher Namen von Rang und Ruf, deren Wiege in einem deutschen Pfarrhause gestanden hat. Was hier allerdings nur äußerlich auf schlagende Weise demonstriert wird, durchzieht als heimlich gemeinsamer Geist die Beiträge aller der so verschiedenen Autoren: daß der deutsche Mensch dem lutherischen deutschen Pfarrhause in der Tat die hohe Dankbarkeit

und den Respekt schuldet, den der Stand des „hochwürdigen" Geistlichen in einer jeden nicht von der Materie diktierten wesentlichen Rangordnung immer innehatte.

Frau Helene Kroeller-Mueller, die bekannte holländische Sammlerin, ist im Alter von fast 70 Jahren gestorben. Geborene Deutsche, Tochter eines führenden Mannes der Ruhrindustrie, kam sie in jungen Jahren durch ihre Heirat mit Antonius Kroeller nach Holland und begann schon vor dem Krieg, ihre starken Energien indirekt schöpferisch auszuwirken. Auf der Internationalen Ausstellung in Köln vom Jahre 1912 tauchte zuerst die Sammlung Kroeller auf, wurden die ersten van Goghs aus ihrem Besitz gezeigt. Sie hatte eine leidenschaftliche Beziehung zur Kunst, die sie zum Sammeln führte: sie brachte die größte van-Gogh-Sammlung Europas zusammen, rund 150 Gemälde aus allen Epochen, und sie baute um diesen Kern eine Galerie, die von Baldung Grien bis zu Odilon Redon, vom Impressionismus bis zu Picasso, Léger und dem jungen Expressionismus reichte. Sie sammelte, beraten von H. P. Bremmer, mit Klugheit und Energie, aber sie begnügte sich nicht mit dem passiven Besitzen. Sie wollte mehr, wollte ein Stück geformtes Leben als Ergebnis ihres Daseins hinterlassen — und so begann sie zu bauen. Antonius Kroeller hatte in Gelderland mitten in Düne und Heide und Wald einen großen Besitz zusammengekauft: den begann sie zu gestalten zu einem Denkmal der Baugesinnung unserer Tage, das später als Ganzes dem holländischen Staat als Stiftung zufallen sollte. Sie engagierte zuerst Berlage, dann van de Velde als Hausarchitekten: Berlage erbaute ihr das große Jagdschloß St. Hubertus bei Hoenderloo, neben der Amsterdamer Börse eines seiner bedeutendsten Werke; van de Velde umgab das ganze Besitztum mit einem schönen, viele Kilometer langen Gitter und entwarf den Plan für das große Museum in den Dünen hinter St. Hubertus, das einmal alle die Kunstschätze von Frau Kroeller aufnehmen sollte. Es wurde nach dem Kriege begonnen und wurde ein Opfer des Ruhreinbruchs: die wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten seine Fertigstellung nicht. Erst im vorigen Jahre wurde ein ebenfalls von van de Velde entworfener Interimsbau vollendet und eingeweiht, der jetzt Bilder und Plastiken, die Delftsammlung und die Zeichnungen von Frau Kroeller enthält. Nicht weit von diesem Bau hat sie nun in der Dünenlandschaft, in der sie einmal ein Denkmal für Dewet, den tapferen Gegner Englands, errichten ließ, die letzte Ruhestätte gefunden — eine Frau, wie sie unsere Zeit nicht eben häufig hervorgebracht hat.

Eine stille Heraklesarbeit. Vor sechs oder sieben Jahren — es ist so viel Ereignissturm darüber hingegangen, so viel Gedächtnisstaub darauf abgelagert, daß man den genauen Termin nicht mehr in der spontanen Erinnerung hat, sondern ihn nachschlagen müßte — machte in der philosophischen Welt ein Unternehmen Aufsehen, das äußerlich bescheiden, ja untergeordnet erscheinen konnte, von den Einsichtigen aber sogleich als eine der großen, bleibenden Leistungen der Gelehrsamkeit unserer Epoche gewürdigt wurde, indem es seinen Nutzen und seine Fruchtbarkeit außer den Lebenden sicherlich unabsehbaren kommenden Generatio-

nen mitteilen würde. Wir meinen das seinerzeit in den ersten Lieferungen herausgekommene Hegel-Lexikon, das der Gießener Philosophieprofessor Hermann Glockner unter alleiniger Mithilfe seiner Frau nach dem Corpus philosophiae Hegelianae, den ebenfalls von ihm seinerzeit neu herausgegebenen „Sämtlichen Werken" Georg Wilhelm Friedrich Hegels, seit dem Herbst des Jahres 1929 in Arbeit genommen hatte. Im Winter des Jahres 1939, also nach rund zehn Jahren seit Arbeitsbeginn und über zehntausend Arbeitsstunden (wenn sich eine solche Arbeit überhaupt ausrechnen läßt), ist nun das Hegel-Lexikon in vier Bänden von insgesamt 2796 Seiten Umfang abgeschlossen worden und angehängt an die Gesamtausgabe der Werke im Verlage Fr. Frommann, Stuttgart, erschienen. Man kann dieses Ereignis nicht wie eine andere Bucherscheinung vermerken. Bei dem hoch klingenden, in Wirklichkeit mäßigen Preise der vier Bände von etwa 140 RM, und da sie außerdem zu ihrer intensiven Benutzung das Zur-Hand-Sein der Werkausgabe selber nahelegen, werden außerhalb der fachphilosophischen Kreise nur wenige private Käufer für das Werk in Frage kommen. Es ist aber andererseits nicht nur ein Gebot des Respektes und der Dankbarkeit, die wahre Heraklesarbeit dieses großen Lexikons des nur noch mit Kant um den ersten Platz ringenden deutschen Philosophen zu registrieren, sondern das Hegel-Lexikon berührt sich trotz jener besagten Verbreitungsschwierigkeiten mit breiteren öffentlichen Interessen. Es ist ein Buch, das kurz gesagt wenigstens in die Lesesäle der öffentlichen Bibliotheken gehört, selbst wenn diese eine Hegelsche Werkausgabe ihren Benutzern nicht unmittelbar zur Hand legen. Unter den deutschen Philosophen sind sonst bisher nur Kant, Schopenhauer und Nietzsche lexikalisch verarbeitet worden. Bei Schopenhauer und Nietzsche dienen die von Chr. Wagner bzw. R. Oehler verfaßten Lexika in erster Linie persönlich verehrenden Interessen dergestalt, daß man aus ihnen leichter die Lehrmeinung der beiden Denker zu dieser oder jener Frage, diesem oder jenem Bildungsfaktum herausfindet. Die Kant-Lexika von Eisler, Radtke und Mellin sind wiederum, entsprechend der diskursiven Denkweise Kants, einfache wissenschaftliche Hilfsmittel zum Stellennachweis und zur äußerlichen Verfolgung seiner Gedanken in bestimmten terminologischen Linien. Hat nun das neue Hegel-Lexikon zwar noch relativ am meisten Ähnlichkeit mit den Kant-Lexika, so stellt es darüber hinaus doch eine in hohem Maße methodisch originale und dementsprechend auch in eigentümlicher Weise auswertbare und benutzbare Arbeit dar, die den besonderen Verhältnissen der Hegelschen Philosophie gerecht wurde. Wer einen Leseversuch mit ihm macht, wird es zunächst einmal in Kürze merken, daß er hier an kein langweiliges „Wörterbuch", sondern an ein eminent interessantes, an Stoff- und Gedankenreichtum nur mit den großartigsten Fragmenten-, Aphorismen- oder Zitatensammlungen der Weltliteratur vergleichbares, quasi selbständiges Buch gelangt ist, aus dem die durch soviel Streit verdunkelte Gestalt Hegels in ebensolcher Großartigkeit wie Natürlichkeit hervortritt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Lexikon auch nur im leisesten den falschen Ehrgeiz gehabt hätte, sich etwa an die Stelle der Hegelschen Werke zu drängen oder überhaupt etwas anderes zu sein als eben ein Lexikon; es wird sich aber aus der Zeitlage und ihren lebendigen

Bedürfnissen wohl nun einmal ergeben, daß aus ihm in gewissen Grenzen doch noch „etwas anderes" gemacht wird, daß es über seine Bedeutung als wissenschaftliches Hilfsmittel hinaus an seine Majestät den anonymen „Leser" gerät, der denn hier vielleicht den oft gesuchten, oft verfehlten ersten frontalen Zugang zu Hegel, den weder die „Philosophie der Geschichte" noch die „Phänomenologie des Geistes" befriedigend zu geben vermag, entdecken wird. Wir wissen dies freilich nicht und wollen auch nichts voraussagen, uns lag es jedoch daran, daß nicht nur an einer Stelle der philosophischen Fachpresse, sondern im freien Raum des Geistes von der großen, stillen Leistung sowohl wie von der überaus fruchtbaren Gebrauchsmöglichkeit dieses Lexikons bei seiner Fertigstellung Kenntnis genommen werde.

Mythos der Mutter. Während die Maler längst den Mut gefunden hatten, geschützt durch das Medium der Zeichnung und Farbe vor dem Aussprechenmüssen letzter Dinge, das Bild der Mutter geschaffen zu haben, blieben die Dichter im Verzuge, die mystische Verklärung der Mutter in allgemeingültiger Form darzustellen. Gewiß gibt es in ihrer Einfachheit wie in ihrer Überschwenglichkeit erschütternde Zeugnisse einzelner Dichter über ihre Mutter, aber bisher wagte niemand, ins Unbetretene des mütterlichen Mythos vorzustoßen. Vielleicht erklärt sich das daraus, daß man einmal die Liebe und Sorge der Mutter von der frühesten Kindheit bis in die erwachsenen Jahre als eine Selbstverständlichkeit hinnimmt, so als ob die Mutter nichts als die ihr aufgetragene Pflicht erfüllt und man für ihre Liebe und Sorge nicht mehr zu danken brauche als für andere freundliche Gaben des Himmels. Vielleicht aber liegt es noch mehr daran, daß man die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft fühlte, Unsagbares auszusagen. Man kann wohl auch als Erwachsener noch zur eigenen Mutter gehen und wie in Kindertagen eigene Schwäche und eigenen Fehl beichten, ohne das Gefühl haben zu müssen, daß man sich erniedrige durch solch Eingeständnis, wie es wohl beim Vater und dem Freunde der Fall sein kann, weil man nie die Gewißheit der unausschöpflichen Liebe der Mutter verliert, die selbst da nicht aufhört, wo sie verdammen muß. Aber diese Gnade und dieses Geschenk öffentlich zu sagen, hindert Mann wie Frau die Scheu, von den letzten Bereichen eigener Seele überhaupt zu sprechen. Nur mit Schaudern der Ehrfurcht betritt man das Reich der Mütter, und wer aus ihm zurückkehrt, dem ist der Mund versiegelt, und er wagt es nicht, von den letzten Dingen dort zu sprechen. Jetzt hat Josef Winckler den kühnen Versuch unternommen, in seinem jüngsten Werke „Das Mutterbuch" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,80) den Mythos der Mutter zu schaffen. Aus der Sorge um den möglichen Verlust der eigenen Mutter ersteht ihm die Erinnerung an alles das, was die Mutter ihm gab und seinen jungen Tagen wie seinen Mannesjahren bedeutete. Er wagt es, die Verbindung seines Lebens mit seiner Mutter zurückzuverfolgen bis zum Tag der Zeugung und dem Leben des Kindes im Mutterleibe. Aber er hat eine Ebene gewählt, auf der sich auch scheinbare Unmöglichkeiten sagen lassen. Hier hilft die hymnisch-dichterische Form, den schier ungreifbaren Gegenstand zu fassen und darzustellen. Das Buch ist ein ganz persönliches und ein heimatbedingtes. Denn Wincklers

eigene Art und die Gewalten eines ungebändigten Westfalentums spielen hinein, aber die Ehrfurcht führte die Feder. So wächst aus dem Persönlichen heraus in vollen und gewaltigen Tönen das Lied der Mutter überhaupt, die als ein Mittler Gottes zu ihren Kindern von einem Heiligenschein umstrahlt wird in der Größe ihres Opfers und der unendlichen Kraft ihrer Liebe. Der kühne Versuch ist ein Buch für reife Menschen.

GEORGE RAINER

Die schwimmende Katze

Eine dalmatinische Erzählung

Der Morgen war kühl. Die Katze lag unter der Stiege und blinzelte in das karge Licht des Flures. Die Frau kam die Treppe herunter, stellte einen Milchtopf vor die Katze und nahm mit zwei Griffen die Jungen aus der wärmenden Nähe der Mutter. Sie ging mit ihnen aus dem Haus, die wenigen Schritte zum Meer hinunter und warf dort die Katzenbrut ins Wasser.

Vier von den fünf jungen Katzen ertranken. Nur eine, jene graue, wurde noch, bevor sie erstickte, von einer jähen Woge auf den steinigen Strand geworfen.

Der Morgen war kühl, und die junge Katze fror. Mit kläglichem Geschrei suchte sie einen schützenden Winkel unter den umgelegten Booten. Als der morgendliche Dunst von der wärmer werdenden Sonne aufgesogen wurde, kroch die Katze auf unsicheren Beinen über die runden Ufersteine und suchte unter den verstreuten Abfällen nach Nahrung.

Über die nahe Straße schlenderte ein Knabe. Er war mager, hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, ungeordnetes, lockiges Haar und graue, nachdenkliche Augen. Der Knabe sah die Katze und nahm sie mit nach Hause. Er gab ihr laue Ziegenmilch, legte sie in eine Schachtel und stellte sie in die wärmende Nähe des Herdfeuers.

Der Hund des Knaben, ein halbhohes Tier, der Gelbe genannt, stand neben dem Knaben und schaute ihm zu.

„Ich habe sie gefunden", sagte der Knabe und wandte sich leicht dem Hund zu, der die Katze mit Neugierde, doch ohne Anzeichen von Feindschaft betrachtete.

Als der Knabe am nächsten Morgen in die Küche trat, fand er die Katze völlig erstarrt. Sie lag mit krampfhaft eingerollten Pfoten, den Kopf auf die Brust gepreßt, die Kiefer und Augenlider fest verschlossen, und nur der kurze und eilige Atem des Tieres zeugte von dem schmalen Leben, das noch in seinem Körper war.

„Die Katze stirbt", sagte die Mutter.

„Nein", antwortete der Knabe mehr zornig als überzeugt. Er legte die Katze in die Schachtel zurück und schob sie noch tiefer in die Wärme des Herdes. Als die Katze nach einigen Stunden trotz völliger Starre Kot abgab, sagte die Mutter:

„Sie stirbt nun."

Der Knabe war voll Zorn, und er tat, als ob die Worte der Mutter über das Leben oder den Tod des Tierchens entscheiden könnten. Er nahm die Katze aus der Schachtel und legte sie in seine warmen Hände, auf deren heilende Kraft er vertraute. Er tupfte ihr laue Milch auf die Nase und hauchte seinen warmen Atem auf den sterbenden Körper. Stundenlang starrten er und der Gelbe auf das Tier, und sie lauerten auf eine kleinste Bewegung. Gegen Abend öffnete sie für einen Augenblick die Augen und löste die verkrampften Pfoten. Sie lebte!

Mit zwei Monaten war die Katze schon größer als alle anderen Katzen der Stadt. Sie hatte klargrüne Augen, und ihr graugestreiftes Fell spielte stark ins Schwarze. Sie ging stets mit leicht gesenktem Kopf, und das weiche Spiel ihrer Schulterblätter ließ das Fell heller und dunkler schimmern. Selten lag sie still.

Meistens ging sie mit gemessenen, schwingenden Schritten durch das Haus oder über den Hof, und außer den Balgereien mit dem Gelben oder dem Knaben liebte sie Spielereien nicht. Der Knabe nannte sie einfach „die Katze", da er keinen Namen fand, der zu ihr gepaßt hätte.

Mit kaum einem halben Jahr war die Katze so groß wie ein Hund. Die Leute fürchteten sich vor ihr, und die Hunde wichen ihr aus. Auch die Mutter des Knaben konnte niemals ein unheimliches Gefühl beim Anblick dieses Tieres unterdrücken.

Eines Tages war die Katze fort. Der Gelbe ging schnüffelnd durch das Haus und durch die Straßen, aber er konnte nirgends eine Spur der Katze entdecken. Der Knabe suchte sie mit einem gequälten Ausdruck in den Augen, ging abwesend seinen täglichen Beschäftigungen nach, und sein bisher zartbraunes Gesicht erhielt eine weißlich wächserne Blässe. In jeder freien Zeit ging er mit dem Gelben, seine Hand lose auf dem Nacken des Hundes, über die Berge und rief seinen klagenden Ruf in die steinige Weite der Insel:

„Oh, Katze! Oh, Katze!" Aber die Katze fand er nicht.

Monate vergingen. Von der Katze sprach niemand mehr. Auch der Knabe hatte zu seiner normalen Lebensweise zurückgefunden. Aber jene Trauer, die sich auf seine ruhigen Gesichtszüge gelegt hatte, war nicht wieder gewichen. Er liebte es auch immer noch, mit dem Gelben viele Stunden über die Insel zu gehen, doch hatte niemand mehr gehört, daß der Knabe nach der Katze gerufen hatte.

Eine heiße Augustsonne brannte auf das Land nieder und versengte Gräser und Blätter. Der Knabe schritt, die Hand auf dem Nacken des Gelben, zur Stadt hinaus, an der Klosterkirche vorbei, um an den flachen Felsen, welche die Insel umsäumten, zu baden. Er wußte einen geschützten Platz, der vom Lande aus unübersehbar war und doch am offenen Meere lag, denn er liebte es nicht, in den kleinen stillen Buchten zu baden, in denen das Wasser lau und träge ist.

Der Knabe warf seine leichte Kleidung ab und sprang mit dem Gelben ins Wasser. Mit ruhigen weitausholenden Armbewegungen schwamm er ins Meer hinaus, während der Hund bald umkehrte und vom Ufer aus seinen Herrn beobachtete. Draußen, wo das Wasser noch frischer war und die Strömung fester zugriff, legte sich der Knabe auf den Rücken und ließ sich treiben. Als er nach einer Weile aufsah, schien es ihm, als liefe der Gelbe auf dem Felsen erregt hin und her. Um besser sehen zu können, drehte sich der Knabe auf die Brust, und als er seinen Blick für einen Moment in das klare Wasser tauchte, erstarrte er vor Entsetzen, denn unter ihm, wenn auch noch recht tief, schwamm ein Hai. Der Knabe fühlte sich wie gelähmt. Die Beine hingen schwer wie Blei an seinem

Rumpf, und seine Kehle war nicht fähig, einen Ton hervorzubringen. Er starrte nur gebannt auf das Raubtier, das sich behäbig auf den Rücken wälzte, um zum Angriff überzugehen. Langsam näherte sich der Fisch, aber der Knabe war nicht imstande, auch nur eine einzige Bewegung zu seiner Rettung zu versuchen. Da legte sich plötzlich ein dunkler Schatten über den weißen Bauch des Haies, etwas Riesiges, Schwarzes wälzte sich über den Räuber, und dann schäumte das Wasser, schlug und sprang, als peitschte es ein heftiger Wind. Die spritzenden Wellen ergriffen den Knaben, wirbelten ihn herum, warfen ihn hoch und spülten ihn unter den Wasserspiegel. Zweimal griffen seine Arme verzweifelt in die Luft, und mit letzter Kraft versuchte er, den Kopf über das Wasser zu heben, dann ergab er sich.

Als der Knabe aus seiner schweren Ohnmacht erwachte, lag er auf dem Felsen, unter dem Schatten einer verwachsenen Pinie. Neben ihm stand der Gelbe und wedelte leicht mit dem Schweif. Das Meer lag träge und blau im Mittag, und die Baumkronen harrten völlig reglos des täglichen Windes, der sich immer um dieselbe Zeit über der Insel erhob.

Der Knabe versuchte angestrengt sich des Erlebnisses zu erinnern. Und obschon die einzelnen Ereignisse langsam in sein Bewußtsein zurückkehrten, blieben sie doch fern und wie von undurchsichtigen Schleiern verhüllt. Als er sich aufrichtete, gewahrte er auf Brust und Schenkeln dünne, blutgefärbte Ritzer.

Katzenkrallen, dachte der Knabe, und in diesem Moment schien es ihm, als verwandelte sich jene graue Wolke, die sich über den Hai gewälzt hatte, in eine ungeheuer große Katze. Der Knabe berührte die Spuren auf seiner Haut. Es waren frische Wunden, in denen das salzige Wasser brannte.

Die Katze? dachte der Knabe zage, und er zwang sein Herz stillzubleiben.

„Die Katze?" fragte er den Hund leise und hofft voll Angst, der möge die Frage überhören. Aber der Hund sprang auf und bellte, er lief die Felsen hinauf und sprang in das flache Wasser, er bellte in die Bäume, über die Steine und in die Wellen.

„Die Katze!" sagte der Knabe betäubt und wußte nicht, wie er die Freude bannen sollte.

*

Als die Mutter am Abend die Petroleumlampe entzündete und mit langsamen Griffen das Geschirr zu spülen begann, sagte sie zu dem Knaben:

„An verschiedenen Stellen der Insel wurde heute ein schwarzer Tiger gesehen. Die Männer sind ihrer Sache so sicher, daß sie beim Morgengrauen ausziehen werden, um das Tier zu erlegen."

„Mama!!" schrie der Knabe so in Angst, daß die Mutter sich erstaunt nach ihm umwandte. Als sie das graue Gesicht des Kindes sah, erschrak sie.

„Junge, was ist?" fragte sie und griff besorgt nach der Stirn des Knaben, denn sie fürchtete, daß er fieberte, aber seine Stirn lag kühl unter ihrer Hand.

„Mama, die Katze!" sagte der Knabe, und er ließ sich matt auf den Stuhl fallen.

„Sei nicht töricht", sagte die Frau beinahe gekränkt. Dann zuckte sie die Achseln und wandte sich wieder dem Spülstein zu.

*

Der Knabe lag steif in seinem Bett. Er lauschte auf die kaum wahrnehmbaren Atemzüge seiner Mutter, zählte die Viertelstunden, die durch die Nacht glitten und von der nahen Kirchturmuhr ausgeläutet wurden. Endlich stand er auf, richtete einen ängstlichen Blick auf das Bett der Mutter, die dort wie eine Tote lag. Der Knabe schlüpfte lautlos in eine leichte Hose, zog eine Wolljacke an und Sandalen an die Füße, und um seinen Kopf, tief in die Stirn gerückt, band er ein rotes Tuch. Als er die schmale Stiege hinuntergeschlichen war, spürte er die warme Nähe des Gelben, der auf ihn wartete.

Die Stadt lag in völliger Dunkelheit und erhob sich nur als klobiges, schwarzes Gebilde aus dem bewegten glitzernden Wasser, welches sie umgab. Über den nächtlichen Weg huschten scheue halbwilde Hunde, und die begehrenden Schreie der Katzen griffen in die Stadt.

Der Knabe und der Hund gingen die Stiegen hinauf, die aus der Stadt zur höher liegenden Windung der Landstraße führten. Als der Knabe auf der Höhe der Straße angelangt war, und die Stadt unter sich zu Füßen des Berges liegen sah, hob er die Hand an den Mund und rief mit klarer, tragender Stimme:

„Oh, Katze! Oh, Katze!" Er rief die Worte in monotoner Klage, ließ den Ton auf der letzten Silbe schwingen, wobei er die Stimme um weniges erhöhte, um sie dann langsam und klagend sinken zu lassen. Dann ging er mit gleichmäßigen, festen Schritten den Weg weiter. Sein Gesicht war ernst und gespannt, und immer wieder hob er die Hand an den Mund und sandte seinen Ruf über die Landschaft. Der Hund ging neben ihm, bohrte seine Augen in die dichte Nacht und schob die Ohren forschend nach vorn.

Die Nacht war mondlos und schwer. Die steinige Straße hob sich nur schwach aus der Landschaft, die endlosen Ketten der Steinmauern, die das Land überzogen, schimmerten fahl, und die Bäume glichen dunklen, wattigen Ballen.

Immer tiefer drangen sie in die Insel, ohne jedoch eine Spur der Katze zu finden. Sie ließen die Landstraße, die sich in immer neuen Krümmungen den Weg zum Dorf hinauf bahnte, und gingen den steileren und steinigeren Eselsweg, der, am Friedhof vorbei, direkt zu dem hinteren Teil des langgestreckten Bergdorfes führte. Immer wieder rief der Knabe über das Land, aber seine Stimme ertrank unbeantwortet in den schattigen Tälern.

Der Morgen teilte sanft das schwere Nachtgewölk. Über die Höhen zog sich ein kaltes Grau, während die Mulden noch mit Nacht angefüllt lagen. Der Knabe war müde. Seine Augen waren gerötet und brannten. Er ging langsam, und seine Hand lag vergessen auf dem Nacken des Hundes.

Als der Knabe die ersten Anzeichen des Morgens gewahrte, straffte sich sein Körper noch einmal, und er rief klar und klingend nach Norden und Süden, über die Berge und hinunter zum Meer:

„Oh, Katze! Oh, Katze!" Dann hockte er sich auf die Mauer am Rande des Weges und legte den Kopf in die Hände. Der Hund saß zu Füßen des Knaben und blickte in das wachsende Licht des Ostens.

Während der Knabe den Kopf in den Händen verborgen saß und mit geschlossenen Augen müde vor sich hindöste, warf der Morgen seinen immer wechselnden Fächer über die Insel und das Meer. Erst als das gleichmäßig kaltgrüne Licht das spielende Rot und Gelb der ersten Sonne verdrängt hatte und laute Stimmen über die Bäume drangen, blickte der Knabe auf.

Die Straße herauf kam ein Trupp Männer, die laut lachten und gestikulierten

und mit Stöcken und Gewehren bewaffnet waren. Der Knabe stand geduckt auf und kroch mit dem Hund hinter die Mauer. Bald waren die Männer dicht bei ihnen, und ihre lauten Worte polterten in die morgendliche Stille. Sie sprachen von der Katze.

In dem klaren Licht dieses Tages stand auf der Mauer, die einige Meter hinter dem Knaben den Hügel herunterlief, eine tigergroße, graugestreifte Katze. Mit harten grünen Augen blickte sie einem Trupp von Männern nach, die mit lauten Worten die Landstraße hinaufzogen. Dann wandte sich das Tier um und ging mit weiten, schwingenden Schritten in der Richtung zur Stadt hin. Das Morgenlicht spielte auf dem glänzenden Fell seiner Schulterblätter.

Wenige Minuten später stand der Knabe auf und ging mit dem Gelben die Landstraße hinunter, der Stadt zu. Sein Gesicht war fahl und abgespannt, seine Augen lagen dunkel unter der geraden Stirn. Seine Bewegungen waren leer und automatisch, und seine Arme schienen schwer an den mageren Schultern zu ziehen. Er ging durch die leeren, hallenden Straßen, drückte vorsichtig die Tür seines Hauses auf und setzte sich auf das Lager des Hundes, wo er einschlief.

Nicht viel später kam die Mutter die schmale Stiege herunter und sah den Knaben neben dem Hund liegen. Sein nächtlicher Ausflug war ihr nicht lange verborgen geblieben. Sie sah mit Sorge in das blasse Gesicht des Knaben, aber auch Gekränktheit über das eigenmächtige Handeln des Kindes mischte sich in ihre Gefühle. Sie ging in die Küche und schürte das Feuer. Sie wünschte, daß man die Katze erlegen möge, denn sie neidete dem Tier die Gefühle ihres Sohnes, von dem sie sich auf dumme Weise verlassen fühlte. Sie ertappte sich dabei, wie sie wütend mit den Töpfen schlug, und bemerkte ein traurig wehes Gefühl, das in ihr wuchs. Aber je mehr sie sich ihrer Gefühle schämte, um so bitterer wurden ihre Vorwürfe gegen den Knaben und ihr Haß gegen die Katze. Bald fühlte sie kein Mitleid mehr mit dem müden Kind, vielmehr bereitete ihr seine Erschöpfung eine gewisse Genugtuung.

Als das Frühstück fertig war, rief sie ihn wie sonst, noch unsicher, wie sie sich verhalten solle. Als der Knabe die Küche betrat, war er blaß und sein Haar zerzaust. Er ging auf die Mutter zu, legte ihr seine Hand fest auf den Arm und sagte ernst:

„Ich war fort, weil ich die Katze suchen mußte." Seine Stimme war sicher und entschieden, und doch schien es der Mutter, als bäte er um Verzeihung. Aber sie schwieg. Der Knabe setzte sich an den Tisch, brockte das helle Brot in die flache Schale mit Milchkaffee und sagte nach einer Weile:

„Wir haben die Männer gesehen." Die Mutter schürte im Feuer. Dann fragte sie:

„Hast du die Katze gesehen?"

„Nein", sagte der Knabe, und es schien der Frau, als sei nun alles leichter. Aber da fuhr der Knabe heftig auf und schrie:

„Sie werden sie nicht finden! Nie! Nie!" Sie zuckte gelangweilt mit den Achseln, und in diesem Moment haßte der Knabe seine Mutter.

*

Der Tag war heiß, aber ein leichter Wind gab genügend Frische, um ihn nicht drückend erscheinen zu lassen. Der Knabe schlenderte durch die Stadt, über den

Korsoplatz, zum Molo und in die obere Stadt, um aus den Gesprächsbrocken der Leute zu erfahren, ob man die Katze gesehen oder gefangen hatte. Obwohl keiner der Männer, die ausgezogen waren, die Katze zu fangen, das Tier gesehen hatte, glaubte jetzt die ganze Stadt an den Spuk des schwarzen Tigers, und jeder sprach davon. Der Knabe aber ging durch alle Straßen, schlich in die unbewohnten Häuser, kroch in zerfallene Gemäuer und rief flüsternd in Mauerspalten und Schiffe nach der Katze; aber er fand sie nicht.

Als der Knabe gegen Abend nach Hause kam, fand er seine Mutter schweigsam und mit feindlich verschlossenem Gesicht. Er setzte sich an den Tisch und aß von der leichten, aus Fisch und Öl bereiteten Suppe. Der Hund lag zu seinen Füßen und starrte unverwandt auf die Frau. Nachdem sie dem Knaben Brot und Wein auf den Tisch gestellt hatte, nahm sie ein leichtes Wolltuch um die Schultern und ging ohne ein Wort zu sagen hinaus.

„Gelber!" sagte der Knabe, und sein Wort klang wie ein Alarm. Einen Moment zögerte er, dann ließ er die Suppe stehen, nahm den Gelben an seine Seite und ging aus dem Haus, um seiner Mutter nachzuschleichen. Sie ging mit harten, hackenden Schritten durch die Stadt, und den Kopf trug sie hoch über dem steif gestreckten Hals. Sie ging zum „Golub", dem kleinen Restaurant am Fischhafen, das mit schreienden Männern gefüllt war, die in leichtem Weinrausch und mit überschwenglichen Worten von dem schwarzen Tiger sprachen. Der Knabe blieb draußen und verbarg sich unter dem niederen, geöffneten Fenster, von wo aus er leicht und ungesehen den Raum überblicken konnte. Er sah seine Mutter sicher zwischen die Männer treten, die, durch ihre feierliche Haltung in Erstaunen gesetzt, ihre Gespräche unterbrachen und die Frau anstarrten.

„Männer!" sagte sie mit klingender Stimme, „ich will euch nur sagen, daß der Tiger kein Tiger ist, sondern eine Katze!" Die Mutter des Knaben sah triumphierend über die Runde der Männer, die keines Wortes fähig waren. Dann rief sie in die Stille des Raumes:

„Es ist jene Katze, die mein Sohn aufgezogen hat, und die uns, bevor sie ein halbes Jahr alt war, davonlief." Die Frau wies mit einer heftigen Bewegung zur Tür hinaus und sah mit zusammengezogenen Brauen die Männer an.

„Wer sich an sie erinnert, wird wissen, daß sie schon damals so groß wie ein Hund war." Sie beendete ihre Rede und kreuzte die Arme vor der Brust.

Nun ging ein Raunen durch den Raum. Die Männer flüsterten und nickten mit den Köpfen. Und als die Frau sah, daß man ihre Mitteilung aufgeregt besprach, rief sie:

„Es ist eine Teufelsbrut, sage ich euch! Das Viech hat meinen Sohn verhext! Und ich sage euch, es ist hier in der Stadt. Ich habe gefühlt, daß es um mein Haus strich!" Ihre Worte wirkten alarmierend. Die Männer sprangen auf, rannten auf die Straße, zu ihren Häusern, riefen zu den Fenstern hinauf oder stürzten in die Türen. Rufe gellten durch die stille Stadt, und Laufschritte hallten hart von den Steinen wider.

Der Knabe faßte seinen Hund und lief mit ihm nach Hause, die Stiegen hinauf, in sein enges Zimmer, lehnte sich an die Wand und hielt sich die Hand auf sein rasendes Herz. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf den Hund, während er seine blutleeren Lippen fest aufeinanderpreßte.

Wenige Minuten lag die Stadt noch in der abendlichen Stille. Dann ergoß sich eine Flut wahnsinniger Menschen in die Straßen. Ihre Gesichter waren wild

verzerrt, in den verkrampften Händen trugen sie Waffen, Stangen oder schweres Werkzeug. Sie liefen planlos umher, schossen, schrien, schlugen sinnlos Haustüren ein, und warfen ziellos mit Steinen um sich. Männer und Frauen brachen verwundet zusammen, und die rennende, drängelnde Menge trampelte sie nieder.

Der Knabe stand am Fenster seiner Kammer und blickte starr auf dieses Wüten. Da sprang plötzlich eine große schwarze Katze aus der Tür seines Hauses. Einen Herzschlag lang erstarrte die Menge. Dann knallten Gewehrschüsse, und die Leute schlugen wieder brüllend los. Der Knabe sah nur noch ein tobendes Knäuel, halb blind vor Angst, halb taub von dem rasenden Blut, das in seinen Ohren sauste. Dann riß er das Fenster auf, griff nach den Büchern, die neben ihm auf dem Tisch lagen, und warf sie in den kämpfenden Haufen. Er sah, wie sich ein Mann aus der Menge löste, mit verzücktem Lächeln zu dem Fenster des Knaben sah, das Gewehr anlegte und schoß. Und in dem Moment, in dem sich etwas heiß und reißend in des Knaben Schulter bohrte, sah er, wie sich das Meer zischend bäumte, und wie die Katze in den Wellen verschwand.

Benommen trat der Knabe vom Fenster zurück und griff sich vorsichtig an die Schulter. Er blutete. Er ging zum Schrank, nahm zwei große leinene Handtücher heraus und band sie sich geschickt über Schulter und Brust. Dann setzte er sich aufs Bett und starrte müde auf die Einrichtung seines Zimmers. Er sah auf das Bücherregal, auf dem schmale und abgegriffene Bände standen, sah das Bild an der Wand, auf das ein Streifen Lichtes der untergehenden Sonne fiel und es röter färbte. Er blickte auf den zerkratzten Tisch und die rissige, weiße Mauer. Alles schien ihm tot und leer, so wie sein eigenes Herz, das ohne Sinn weiterlebte.

Durch das enge Fenster schlug noch immer der Lärm der tosenden Straße, knallten Gewehrschüsse, schrillten Frauenstimmen, und das rauhe Geschrei der Männer erweckte Widerwillen. Der Knabe saß starr und reglos, während sich der Abend in das Zimmer legte.

Dann stand der Knabe auf. Er ging in die Küche hinunter, nahm einen Arm voll Papier und kleingespaltenes Holz, ging wieder hinauf, legte die Feuerung in sein Bett und in das Bett seiner Mutter und entzündete sie. Einen Moment blickte er in die Flammen, die gierig in die Polster griffen, dann ging er hinaus. Er ging von Haus zu Haus und legte Feuer. Er bahnte sich den Weg durch die wahnsinnige Menge, schritt über Leichen und kroch über Trümmer, bis sein Werk vollendet war. Dann ging er mit schnellen Schritten die Stiegen hinauf, die aus der Stadt zu der höherliegenden Straße führten. Der Gelbe folgte ihm.

Auf der Höhe des Weges blieb er stehen. Es begann schon zu dunkeln, und über den Himmel zog schwärzliches Nachtgewölk. Zu seinen Füßen lag brennend und schwelend die Stadt, die zum Teil nur noch aus kokelnden Trümmern bestand, zum Teil in hell flackernden Flammen begraben lag.

Der Knabe stand allein mit dem Hund auf der Landstraße. Niemand hatte versucht, die sterbende Stadt zu verlassen. Mit bitterem Blick sah er der Vernichtung zu.

Als sich der Knabe von der Stadt abwandte, um weiter hinauf in die Berge zu gehen, sah er über den noch hellumgrenzten Berggrat die Katze kommen. Sie war groß und schwarz. Mit schwingenden Schritten ging sie über die Steine. Sie kam auf den Knaben zu.

WOLFGANG WINDELBAND

Erich Marcks' nachgelassenes Bismarckbuch

Publikationen aus dem Nachlaß Verstorbener haben sich öfters als nicht unbedenklich erwiesen; nicht immer sind sie für den Nachruhm des Verfassers vorteilhaft gewesen. Im vorliegenden Falle kann jedoch erfreulicherweise hiervon keine Rede sein; ganz im Gegenteil, es wäre ein wirklicher Jammer und ein außerordentlicher Verlust gewesen, wenn uns dies Buch vorenthalten geblieben wäre. Wir sind der Familie des vor etwa einem Jahre von uns gegangenen großen Historikers und im besonderen seinem als Herausgeber zeichnenden Schwiegersohn W. Andreas zu aufrichtigem Dank verpflichtet für ihren Entschluß, das Werk der Öffentlichkeit zu übergeben (Bismarck und die deutsche Revolution 1848–1851. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 225 S.). Daß Erich Marcks es nicht selbst getan hat, obschon er die Niederschrift bereits im Jahre 1910 abgeschlossen und seitdem nach seiner Art immer erneut durchgefeilt hat, liegt daran, daß er die Hoffnung nicht aufgab, den ganzen, bis zur Übernahme der Ministerpräsidentschaft 1862 geplanten zweiten Band seiner großen Bismarck-Biographie doch noch fertigzustellen, innerhalb dessen die Schilderung der Jahre von 1848–1851 das unmittelbar an den ersten, Bismarcks Jugend, anschließende Teilstück sein sollte. Dies zu verwirklichen ist ihm nicht vergönnt worden. Um so wärmer ist es zu begrüßen, daß die in sich ein einheitliches Ganzes bildenden, bis zur Ernennung nach Frankfurt führenden Kapitel vollkommen druckreif waren, so daß sich die Arbeit des Herausgebers im wesentlichen darauf beschränken durfte, eine feinsinnige, der Nähe des persönlichen Verhältnisses entsprechende Einführung, sowie den Nachweis der neusten Literatur beizusteuern.

Vor etwa dreißig Jahren, auf der Höhe seiner Kraft und unter dem Eindruck des gewaltigen Erfolges des ersten Bandes hat Erich Marcks diese Fortsetzung geschrieben. So trägt sie alle Kennzeichen seiner reichen und reifen Kunst, die Sicherheit des historischen Urteils, die zarte Feinheit des geistigen Neugestaltens wie den hinreißenden Schwung der von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Wärme. Er selbst hat in der ersten seiner großen Heldendarstellungen, dem „Coligny", die Aufgabe des Biographen dahin umrissen, „über das äußerlich Sichtbare unbedenklich hinauszugehen und das farbige Bild, in dem die Persönlichkeit dem Verfasser innerlich ja doch erscheinen muß, ganz und ohne Rückhalt auch wiederzugeben: nur daß er nicht versäumen darf, sich und den andern die Grenzen allezeit sichtbar zu halten, an denen das Wissen aufhört und das Begreifen beginnt". Den Hintergrund aber dieses zu den seelischen Geheimnissen vordringenden Erfassens muß das gesamte Leben der Zeit in all seiner Buntheit und Vielgestaltigkeit abgeben; der Held wird nicht isoliert, sondern eingereiht in die allgemeinen Zusammenhänge, die auf ihn eingewirkt haben und die ihrerseits von ihm umgestaltet worden sind. Nur so kann das Bild der historischen Wirklichkeit gerecht werden.

Diese hohe Aufgabe hat Marcks in allen seinen Biographien vorbildlich gelöst, und auch das neue Buch zeigt die gleiche Eigenart in der Vollendung.

Immer wieder spannt es den Gesamtrahmen, innerhalb dessen Bismarcks Tätigkeit sich vollzogen hat, und schreitet von da zu deren eindringender Analyse. Bei der Verwirrtheit, dem wilden Pulsschlag der Revolutionsjahre, dem Durcheinander und Nebeneinander so zahlreicher widerstreitender Triebkräfte bot das ganz besondere Schwierigkeiten, und es gehörte die Meisterschaft von Erich Marcks dazu, die Einheitlichkeit des Sonderbildes in voller Geschlossenheit zu wahren und dabei doch nicht den Reichtum des Gesamtinhalts zu kurz kommen zu lassen.

In dieser Form zieht Bismarcks Kampf gegen die Revolution, seine Stellungnahme zu den Problemen der deutschen Politik Preußens am Leser vorüber. Es sind die Jahre seiner Tätigkeit als Abgeordneter, seiner Mitarbeit an der Kreuzzeitung, der herben Kritik an Friedrich Wilhelms IV. von Radowitz inspiriertem Versuch kleindeutscher Lösung durch die Union, bis schließlich des Königs Wiederanknüpfen mit den Konservativen den Boden bereitete, von dem Bismarck zum Verfechter der Regierungspolitik werden und unter dem Einfluß Leopolds von Gerlach den damals wichtigsten Posten der preußischen Diplomatie erhalten konnte. Marcks' wohlabgewogene Stellungnahme zu der Unsumme von Streitfragen, die sich hierbei dem Historiker bieten, kannten wir bereits aus seinem letzten Werk, der großen Synthese des gesamten deutschen Lebens von 1807 bis 1878. In der Spezialuntersuchung konnte er mehr ins Einzelne gehen, ohne deshalb den Fluß der Darstellung durch kritische Polemik zu belasten. Das Gesamturteil hinsichtlich des Politikers Bismarck ist dabei: „er konnte und wollte damals nichts anderes sein als rückhaltloser Parteimann". Das erweist Marcks auch gerade an der Rede, mit der Bismarck sich im Landtag für die Olmützer Kapitulation einsetzte, aber er zeigt, wie dennoch in ihr auch schon die Töne aufklingen, die den wirklichen Wesensgehalt, den Staatsmann, ahnen lassen, der dann in Frankfurt zur vollen Entfaltung gediehen ist. „Er blieb ganz Persönlichkeit, und lebte doch ganz im Rahmen seiner Partei." Dies alles mit der Erich Marcks eigenen unnachahmlichen Künstlerschaft vorgetragen zu finden, ist erlesener, wohltuender Genuß.

Literarische Rundschau

Geschichte eines Kontinents

Wer die mit politischer Energie und Phantasie geladene, lebendige Persönlichkeit Ernst Samhabers und sein gründliches Wissen kennt, wird nicht erschrecken, aus seiner Hand ein Buch mit der stattlichen Zahl von 702 Seiten entgegenzunehmen, um so weniger, als er auf dieser knappen Seitenzahl die erste deutsche Geschichte eines ganzen Erdteils erhält, die Geschichte Südamerikas. In seinem Buche „Südamerika. Gesicht, Geist, Geschichte" (Hamburg, H. Goverts. 32 Karten von Rudolf Heinisch. RM 12,50) gibt Samhaber die Geschichte Südamerikas von der Entdeckung im Jahre 1498 bis zum Jahre 1938. Gestehen wir es ruhig ein: diese Geschichte von mehr als 500 Jahren einer außerordentlich bewegten und in ihren Auswirkungen auf die alte Welt und auch Nordamerika unendlich wichtigen Zeit und Völker- und Erdmasse ist den meisten Menschen Europas nahezu unbekannt. Viel mehr als die Eroberung Perus, die Durchseglung der Magallanstraße, die Taten verschiedener gro-

ßer Abenteurer, die Gründung einiger merkwürdiger Staaten, die Tatsache des Freiheitskampfes gegen Spanien und einiges andere ist nicht in unser geschichtliches Bewußtsein eingegangen. Um so dankenswerter ist diese erste Geschichte Südamerikas in deutscher Sprache mit allen Vorzügen einer Erstlingsarbeit und gewissen unvermeidlichen, meist produktiven Mängeln einer solchen. Samhaber, der wie wohl kein anderer Deutscher die nötigen Vorbedingungen für eine solche Arbeit aus eigener Kenntnis des Landes mitbringt, geht von dem durchaus zutreffenden Standpunkt aus, daß der Einfluß Südamerikas auf die Entwicklung der Menschheit zu gering eingeschätzt worden ist. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten Südamerikas mit der ungeheuren Holzreserve für die ganze Welt im Amazonasbecken, die sich auch beim größten Raubbau dank der Gnade tropischer Vegetation unerschöpflich erneuert, die unbegrenzten Flächen, die auf Getreideanbau noch warten, die nicht abschätzbaren Bodenschätze, von denen ein Bruchteil erst erschlossen ist, müßten allein dazu zwingen, sich mit diesem Erdteil auf das Intensivste zu befassen. Es ist nutzlos, zu fragen, welche Versäumnisse bei der Entwicklung Südamerikas bisher gemacht sind, die einzig mögliche Einstellung ist die Samhabers, der in großen Zügen die folgerichtige Entwicklung dieses Erdteils aufzeigt mit dem Ziel, die Problemstellung ins Licht zu setzen, die der Mensch diesem Erdteil gegenüber vorfindet, und wie er sich mit ihr abzufinden hat. In der Entwicklung eines Erdteiles gibt es keine Zufälle. Darum gilt es, zunächst sich von den europäischen Gesichtspunkten frei zu machen, die uns leiten bei der Erforschung der Geschichte der Alten Welt. Um zu einem Verständnis der heutigen Zustände in Südamerika zu gelangen, müssen wir uns bemühen, die Dinge so zu sehen, wie sie gewesen sind, ohne europäische Werturteile hineinzumischen. Denn in Südamerika haben sich nicht nur die Völker, sondern in der vielhundertjährigen Entwicklung auch das Land gewandelt. Das Bemühen um das Verständnis der südamerikanischen Geschichte lohnt mit tiefen Erkenntnissen: man begreift, welche gewaltigen Kräfte in diesen Völkern und diesem Erdteil vorhanden sind. Wie sie gelenkt werden und sich entwickeln, davon hängt nicht nur das Schicksal Südamerikas, sondern das der ganzen Menschheit ab. Es kommt hinzu, daß die Geschichte Südamerikas mit ihren Wechselfällen historisch wie menschlich ganz ungewöhnlich anziehend und lehrreich ist. Ernst Samhaber untersucht sie in zwölf großen Abschnitten: Die Entdeckung; Die Eroberung; Aufbau; Trügerische Hoffnungen; Die Erschließung; Angriffe von außen; Grenzen; Reformen; Die Unabhängigkeit; Der neue Staat; Die neue Wirtschaft; Neue Probleme. Er schließt sein Buch mit einem „Ausblick". Er stellt fest, daß der Wille zur südamerikanischen Einheit, der nicht mit einem Willen zur politischen Einheit gleichzusetzen sei, unverkennbar ist. In ihr werden die Kräfte zusammengefaßt sein, die in der Geschichte dieses Erdteils wirksam waren, und in sie werden Einflüsse von außen stark hineinspielen. Südamerika aber wehrt sich auf Grund schlechter Erfahrungen in gewissem Umfang gegen solche Einflüsse und will diese Einflüsse in eine Form leiten, die zwar die in ihnen liegende Hilfe annimmt, aber jede Abhängigkeit von draußen vermeidet. Hier meint Samhaber den Geist der Konquistadoren wirksam zu sehen, der auf die eingeborene Bevölkerung wie auch auf die Einwanderer aus Europa übergriff und ein gemein-südamerikanisches Bewußtsein geschaffen hat. Das Vorbild der richtig gesehenen Konquistadoren, der eisenharten Männer, die unter unvorstellbaren Mühen und Entbehrungen den Erdteil erschlossen, soll den Südamerikaner von morgen formen, der zugleich die aus der Geschichte sich ergebende Überlieferung lebendig in sich tragen muß. Diesem neuen Südamerikaner gehört die Zukunft.

Wir empfinden es als eine besondere Freude, daß ein in Chile geborener Deutscher diese Geschichte eines ganzen Kontinents als erster geschrieben hat, und erhoffen von ihm auch die Geschichte Mittelamerikas.

Rudolf Pechel.

Sonette

Vielleicht ist im letzten Jahrzehnt ebenso oft über den Tiefstand der Dichtung geklagt, wie eine Blütezeit vorausgesagt worden, die irgendwann einmal anbrechen soll — was fragt das echte Werk danach! Es reift in der Stille langsam heran, und still tritt es in die Welt hinaus, allein, eine Einheit für sich, ohne sich auf Vorgänger stützen zu dürfen, ohne Nachfolger verheißen zu können.

Der Kreis der Menschen, der echter Dichtung offen ist, ist immer klein gewesen, und deren tiefe Freude wird selten laut sein: im Insel-Verlag erschien ein Band „Sonette" von Reinhold Schneider. Es ist eine Freude, ihn anzeigen zu dürfen.

Wie oft, als die äußeren Formen unserer Dichtung verwilderten und abgehackte Zeilen willkürlich als Verse ausgeschrien wurden, ist behauptet worden, daß die Form des Sonetts mit der kunstvollen Gesetzmäßigkeit seiner wiederkehrenden Reime, verschnörkelt wie ein Spitzentanz, wie dieser nicht mehr in die „moderne" Zeit, nicht mehr in das deutsche Formempfinden gehöre. Aber die Gesetze echter Kunst bestehen aus sich selbst heraus, unabhängig von den Meinungen des Tages. Von der Form her betrachtet, dürfen die Schneiderschen Sonette in ihrer Reinheit als lebendigster Beweis gelten, wie sehr der Sonette natürliches Maß unerschöpflich jung, unvergänglich schön ist. Alle wirkliche Kunst läßt die Mühsal des Schaffens vergessen, ihre Form scheint so selbstverständlich gewachsen, daß sie unmerklich im Bewußtsein zurücktritt, nur noch schimmerndes Gewand ist, um das Geistige darin um so mächtiger hervortreten zu lassen. Denn was wäre die beste Form in der Kunst ohne geistigen Inhalt? Geschwätz ist immer ärgerlich, in der Dichtung aber ist es Entweihung und gedankenlose Form, je besser sie ist, nur ärgere Anmaßung.

Das Werk Reinhold Schneiders ist überreich an dichterischer Kraft und tief ergreifend in der visionären Sicht, in der Vergangenheit und Gegenwart unter der gleichen Forderung stehen, zu Einem werden im Erkennen der geistigen Gesetze, denen die Lebensmöglichkeit der Völker unterworfen ist. Seine Bücher dienen alle der Verkündigung der unabdingbaren Forderung, aus der die geistige Größe des europäischen Kulturkreises hervorgegangen ist, dem ewigen Ringen um die letzte Berufung der Völker, um den Sinn und die Tragik ihrer Existenz und ihres Kampfes. Ob die Geschichte eines ganzen Volkes Gegenstand seiner Dichtung wird, wie im „Inselreich", oder, wie in den „Hohenzollern", der Auftrag der Geschichte an ein Geschlecht, ob er Glaube und Pflicht und Aufgabe eines einzelnen Herrschers aus den tragischen Bindungen seines Lebens und seiner Zeit bewußt macht, wie in „Philipp II.", oder erschütternder noch das verzweifelte Ringen eines einsamen Mahners um die Seele seines Volkes der Gegenwart als Spiegel vorhält wie in der Novelle „Las Casas vor Karl V." – immer sind es nur Strophen, die sich zu einem großen Ganzen zusammenschließen wollen, in der größten geistigen Weite, in dem tiefsten Bewußtsein des Abgründigen wie des Unverlierbaren der Menschenseele erfaßt.

Der Sonettenband steht anscheinend außerhalb dieses großen Schicksalliedes der Völker, wie er sich schon in seiner Form als Gedichtband von den übrigen Werken Schneiders unterscheidet. Persönliches Empfinden und Reflektieren drängen darin naturgemäß sehr viel stärker zum Ausdruck. Die beiden in ihrer Melancholie ergreifenden Sonette zu Anfang und zu Ende „Der Schwermut Erbe ward mir übermacht . . ." und „Die Nähe sah ich und die Ferne prangen . . ." gehören zu dem Schönsten dieses Gedichtbandes neben den vielen anderen Bekenntnissen, die stets von neuem in ihrer Vollendung und inneren Gewalt tief berühren. Vielleicht aber darf man auch sagen, daß dieser Band Sonette in besonderer Weise Schlüssel sein kann zum tieferen Verstehen und Eindringen in das Werk Reinhold Schneiders, in die geistige Welt, aus der seine Visionen der Völker- und Menschenschicksale emporsteigen, so wie das Thema seines „Philipp II." wieder aufgenommen ist in dem Sonett, das anfängt:

Wenn dieser Erde alte Ordnung wankt
Und wider Gott die Völker aufbegehren,
So soll ein einzig Volk ihn noch verehren
Und wenigstens ein König, der nicht schwankt.

Aber mehr noch sind es die großen Bilder und Gedanken, die den Ernst und die Gesinnung, in der sich das Schaffen Reinhold Schneiders vollzieht, lebendig werden lassen wie das Sonett: „Der Richter der Geschichte".

Aus dem Bewußtsein heraus, dem Ewigen verpflichtet zu sein, gewinnt Reinhold Schneiders Schaffen die zwingende Kraft, die es immer wieder über alle Grenzen hinaussteigen läßt zu der Tiefe, in der Leid und Freude, Tragik und Schicksal eines Menschenlebens alle persönliche Schwere verlieren und Spiegel werden, um das Walten Gottes im Leben des Einzelnen wie in der ganzen Menschheitsgeschichte zu künden. Mit welcher Gewalt aber auch werden die Visionen des

Schrecklichen heraufbeschworen wie in dem Sonett „Der Antichrist" nach den Bildern des Jüngsten Gerichts von Luca Signorelli, mit welcher Feinheit die Unnahbarkeit eines Menschen nachgezeichnet, wie in dem Sonett auf Raffaels Bildnis eines unbekannten Kardinals! Ergreifend klingt unter dem Namen Ludwigs von Toulouse die Qual einer verworrenen, erschütterten Zeit:

... Wenn tief im Staub der Herrschaft Zeichen rollen
Und Tat und Schuld unlösbar sich verflechten:
Was bliebe da den Edlen und den Echten
Als stummes Dulden und verzehrend Grollen? ...

um, der höheren Sendung sich trostreich bewußt Antwort zu geben, sich zu dem großen Verzicht zu bekennen, der gefordert ist:

Kein Haupt und keine Fahne zu erkiesen,
Das Herz zu schützen, das sich losgerungen,
Und wieder rein in diese Welt zu treten ...

Es gibt in der neueren deutschen Literatur wohl nicht viel Gedichtsammlungen, die diesen Sonetten zur Seite gesetzt werden können. Doch bedeutet solche Feststellung nicht viel: mehr ist, daß die Sonette als Zeugnis eines reichen, gläubigen Geistes in den Ernst unserer Zeit gestellt wurden als persönlichstes Bekenntnis voller Schwermut und Wissen von bitterem Leid, und doch als Stimme, die in tiefster Erschütterung den Schmerz überwunden hat und nun begnadet ist mit einer Kraft gültiger Verheißung. Ich bin dankbar für die Stunden, da ich die Sonette las, und vielleicht mag die Dankbarkeit, die einer beim Lesen empfindet, der beste Maßstab sein zur Beurteilung der Sonette von Reinhold Schneider.

Verzicht und Schuld liegt in der Menschen Willen;
Der Erde leichtre Bürde heißt Verzicht,
Des Menschen Recht auf Erden: sich bewähren.

Harald v. Koenigswald

Bildbücher

Im Sommer 1938 verstarb der Berliner Kunsthistoriker Hans Mackowsky. Seine Werke überleben ihn. Das beweist eindringlich die Neuauflage, die sechste, seiner unübertroffenen Biographie von „Michelangelo" (Stuttgart, J. B. Metzler. 125 Abb. auf Kunstdrucktafeln. RM 16,—). Die Wirkung dieses Standardwerkes beruht neben der eindringlichen Sachkunde auf dem starken Gefühl des Verfassers für die große Persönlichkeit des Italieners, das ihn befähigte, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, ein würdiges Gesamtbild zu schaffen. Der Bau des Werkes ist meisterhaft, und der Künstler der Darstellung ging dem Gelehrten zur Hand, so daß in organischem Aufbau ein endgültiges Bild Michelangelos geschaffen wurde. An der letzten Fassung ist nichts geändert, die Bilder aber haben sehr gewonnen dadurch, daß sie in größerem Format als bisher und, wo es möglich war, nach besseren Vorlagen reproduziert wurden unter Vermehrung der Zahl der Bilder und Hinzufügung einer Anzahl wichtiger Teilaufnahmen. — In der sehr produktiven Reihe der „Bücher über Kunst" des Verlages Benno Schwabe & Co., Basel, dem wir schon die Darstellung von Gauguin, Delacroix, Cézannes, van Goghs u. a. verdanken, ist nun ein Buch über Edouard Manet erschienen. Auch hier ersteht die Persönlichkeit des Künstlers in eigenen und fremden Zeugnissen. Die verbindende Biographie und eine künstlerische Würdigung schrieb Hans Graber (32 Tafeln. RM 6,—). Der Grundsatz, nach dem diese Sammlung aufgebaut ist, bewährt sich auch hier in der ungemeinen Lebendigkeit, mit der die Persönlichkeit des großen französischen Malers zur Wirkung kommt. — Ein Buch mit Mahnung zur Selbstbesinnung und voll wertvoller Anregung ist Heinrich und Marga Lützelers Arbeit „Unser Heim" (Bonn, Verlag der Buchgemeinde. 424 Bilder, 4 farbige Tafeln. RM 6,—). Hier wird von zwei Menschen, die den Begriff des wahren Heims innerlich erlebten, der erfolgreiche Versuch gemacht, das Verantwortungsgefühl eines jeden gegenüber dem eigenen Heim und den Gegenständen des täglichen Gebrauchs zu wecken unter dem Gesichtspunkt, daß dieses Problem auf das engste mit der Gesamthaltung des Menschen zum Leben verknüpft ist. Das Buch will Wege zeigen, wie eine starke und selbständige Persönlichkeit in der richtigen Erkennung ihrer Aufgabe auch in der Gestaltung des eigenen Heims der Familie und der Gemeinschaft dienen kann. Jeder, der die Möglichkeit hat, zu bauen und seine Umwelt neu zu gestalten, sollte diese Hinweise nutzen.

Kalender

Der bekanntlich mit Unterstützung des Reichspostministeriums herausgegebene „Deutsche Reichspost-Kalender" (Leipzig, Konkordia-Verlag R. Rudolph), der im 12. Jahrgang für 1940 erscheint, gibt wiederum in der Zusammenfassung von je drei Tagen in Bild und Wort einen anschaulichen Begriff von der verantwortungsvollen Arbeit der Deutschen Reichspost.

Italienbücher

In der ihm eigenen frischen und unverzagten Art hat Kasimir Edschmid ein neues Buch geschrieben „Italien" (Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag). Aus Gegenwart und Geschichte baut er eine Vision des ewigen Italien und seiner Menschen auf, gestützt auf vieles Wissen um Geschichte und Gegenwart, aber frei von allem gelehrten Beiwerk, durchaus lebendig und mit großem Schwung. Er läßt uns die Insel Elba mit Napoleon, die Insel Caprera mit Garibaldi und Sardinien in seiner Eigenart erleben. Dann führt er uns durch Rom, beschwört die alte Zeit und ihre Imperatoren und gibt ein Bild des in Rom beheimateten neuen Imperiums. Von dort geht die Fahrt nach Ostia, nach Cerveteri und Veji, in die Volskerberge und die Pontinischen Sümpfe und endlich in die neue Provinz Sabaudia, in der wir auch die alte Stauferzeit erleben. Viele Bilder schmücken dieses höchst lebendige Buch, das man auch auf Reisen durch Italien mit Nutzen bei sich führen wird. — Graf Paul Yorck von Wartenburgs „Italienisches Tagebuch" verdient durchaus die ihm jetzt gewordene neue Ausgabe (Leipzig, Koehler & Amelang). Die Herausgabe besorgte Sigrid v. d. Schulenburg, der wir auch die Herausgabe der 1. Auflage verdanken. Es ist ein erlesener Genuß, an der Hand dieses feinen, scharfen und überlegenen Geistes Italien zu durchwandern und sich die großen Zusammenhänge deuten zu lassen. Männer wie der Graf Yorck sind selten geworden, aber grade solche innerlich freien, in einer klaren und festen Lebensanschauung stehenden Männer sind und werden immer für jedes Volk eine

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der heutigen Ausgabe liegt ein **Prospekt** betr. **„Pharmit" der Firma Pharmus, Berlin W 8,** Kanonierstraße 40, bei,

ferner ein Buchprospekt **„England und das Festland"** vom **Verlag Felix Meiner, Leipzig.**

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt
Leipzig C 1, Platostraße 1a
Ostern und Michaelis Jahreskurse, auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung

Kauf doppelt!

50 Glücksbriefe
der Kriegs-Winterhilfe-Lotterie

Bücher von bleibendem Wert

Drache im Gelderland
Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert
von Annemarie Bechem
482 Seiten / Leinen RM. 6.50
Auf gründlichen historischen Studien baut sich dieser Roman um schweres deutsches Schicksal am Niederrhein auf. In die politischen und religiösen Kämpfe jener Zeit stellt die Dichterin eine unvergeßliche Frauengestalt von herber Größe.

Der Dreizack
Roman vom Oberrhein
von Hermine Maierheuser
274 Seiten / Leinen RM. 4.80
Der Dreizack, das Zunftzeichen von Fischern, wird zum Symbol des Schicksals, dem die Gestalten des Romans unterworfen sind. Aus eigenem Erleben gestaltet Verfasserin in edler Sprache Landschaft und Menschen am Oberrhein.

Von Schnauzern, Dackeln und anderen Geschöpfen
Von Annemarie v. Bila
2. Auflage / Mit 4 Bildern / Gebunden RM. 2.–
Ernstes und Heiteres aus dem Tierleben.

Verlag Dr. Karl Moninger / Karlsruhe i. B.

Notwendigkeit sein. — Erlebnisse und Berichte deutscher Menschen von Rang in Italien hat Herbert Nette in seinem Buche „Die großen Deutschen in Italien" (Darmstadt, L. C. Wittich) zusammengestellt. In Schilderungen, Briefen und Gedichten, die einen Zeitraum von drei Jahrhunderten umfassen, ersteht ein Italien, wie es bedeutende Deutsche in sich widerspiegelten. Wir hören, um nur einige zu nennen, die Urteile von Friedrich Leopold von Stolberg, von Jakob Grimm, von Nietzsche, Grillparzer, Richard Wagner, Hebbel, Graf Platen, E. M. Arndt, Victor Hehn, Schopenhauer, Däubler, Goethe, Winckelmann, Jean Paul, Jacob Burckhardt und vielen anderen bis zu George und Rilke. Das älteste Zeugnis ist das von Andreas Gryphius.

Eine Keller-Biographie

Der schönen Ausgabe von Gottfried Kellers Werken (Leipzig, Inselverlag) folgt jetzt die Geschichte seines Lebens, die Erwin Ackerknecht schrieb (16 Bildtafeln. RM 8,—). In seiner lebendigen Art versteht es Ackerknecht, Gottfried Kellers Lebensweg in seinen Höhen und Tiefen, in seinem harten Ringen und in seinen Hoffnungen, die so oft enttäuscht wurden, vor allem in den Begegnungen mit Frauen, so darzustellen, daß man die Persönlichkeit des großen Schweizer Dichters als neu geschenkt empfindet. Die große Wärme und die Liebe zu Keller erheben dies Buch in einen hohen Rang, der durch genaueste Kenntnis aller Einzelheiten des Lebens und des Werkes bestätigt wird.

Auslanddeutsche Literaturgeschichte

Eine fühlbare Lücke schließt das große Werk von Karl Kurt Klein „Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland" (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 17,50). Denn bis in noch nicht lang vergangene Zeiten hinein blieben in den deutschen Literaturgeschichten die Zeugnisse auslanddeutscher Dichter unerwähnt, und auch in neueren Literaturgeschichten wurden sie nicht im Zusammenhang oder nicht nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigt. Und doch verdient die Arbeit, die deutsche Dichter unter den 10 bis 15 Millionen außerhalb der Reichsgrenzen lebender Deutscher geleistet haben, durchaus pflegsame Beachtung. Bewußt will Karl Kurt Klein diese Lücke in der Überschau deutschen geistigen Schaffens schließen. Er hat sein Werk in drei große Abschnitte gegliedert: Das Schrifttum der mittelalterlichen Ostsiedlungen bis um 1700; Das Schrifttum der volksdeutschen Siedlungen im Osten und in Übersee von 1700 bis 1914 und Auslanddeutsches Schrifttum seit 1914. Hier ist ein zuverlässiger und — soweit nachprüfbar — vollständiger Führer durch das schriftstellerische Schaffen der Auslanddeutschen gegeben. Ein genauer Quellennachweis und ein ausführliches Namen- und Sachregister erleichtern den Gebrauch des Werkes. Das Buch hat der Verfasser seinem Bruder Fritz Klein gewidmet, und alle Freunde des unvergessenen Mannes werden ihm dafür wie für die Größe der glücklich gelösten Aufgabe aufrichtigen Dank wissen.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Edwin Redslob, Neubabelsberg — Davoud Monchi-Zadeh, München — Heinz Flügel, Kleinmachnow — Dr. Friedrich Schulze-Maizier, Berlin — George Rainer, Canne — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Harald v. Koenigswald, Bornim

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 221856 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34 Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

WOLFGANG WINDELBAND

Deutschlands Wirtschaft u. Kultur nach dem Dreißigjährigen Krieg

Viel umstritten ist unter den Historikern die Frage, inwieweit die überlieferte, z. B. von Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" eindrucksvoll vorgetragene Auffassung des Dreißigjährigen Kriegs als des stärksten Grundes für unser nationales Unglück zu Recht besteht. Gegen sie ist Einspruch erhoben worden mit dem Hinweis, daß auch schon vor Kriegsausbruch das Reich schwere Zersetzungsmerkmale aufwies und sich in unaufhaltsamem Niedergang befand, so daß die Greuel, die der Krieg über Deutschland brachte, nur eine bereits begonnene Entwicklung beschleunigt und vollendet, nicht eigentlich verursacht haben. Ganz unleugbar ist hierin sehr viel Richtiges enthalten. Beschränkt sich der Widerspruch gegen die populäre Vorstellungsweise hierauf, darf man ihn weitgehend sich zu eigen machen. Denn der tiefste Grund unsres Verhängnisses liegt in der heillosen Zersplitterung, und sie, die politische wie die konfessionelle, ist sehr viel älteren Datums als der Dreißigjährige Krieg, der sie auf den Höhepunkt geführt hat.

Wenn aber darüber hinaus behauptet worden ist, daß der Krieg gar nicht so fürchterliche Wirkungen ausgeübt habe, wie das ihm in der allgemeinen Annahme zugeschrieben wird, wenn sogar der Nachweis versucht worden ist, daß eigentlich schon mit der Wiederaufnahme energischerer Reichspolitik durch die Habsburger im Jahr 1617 der Umschwung und die Wendung zum Besseren eingeleitet worden sei, so schießt das doch erheblich über das berechtigte Maß hinaus. Unumstößliche Gewißheit über die Folgen der Kriegsereignisse im einzelnen und damit über die Gesamtwirkung besitzen wir allerdings nicht. Sie ist nur durch systematische Spezialforschung in einem Umfang, wie sie heute noch nicht durchgeführt ist, zu gewinnen; im Gange ist eine solche längst, für manche Gegenden bereits abgeschlossen, aber bei weitem nicht für alle, so daß sich hier ein dankbarer Stoff für eine Fülle von Doktorarbeiten darbietet, aus deren einzelnen Mosaiksteinen erst das zutreffende Gesamtbild zusammengesetzt werden kann. Restlos wird es nie zu erfassen sein, weil zuviel unentbehrliches Material durch den Krieg vernichtet worden ist.

Soviel jedoch darf heute schon gesagt werden: obwohl für wenige Ausnahmegebiete sich in der Tat ergeben hat, daß die hervorgerufene Veränderung keine übermäßig einschneidende gewesen ist, hat sich in der weitaus größeren Zahl der Fälle doch bestätigt, daß die Verwüstungen nicht grauenhaft genug eingeschätzt werden können. Und damit bleibt es dabei, daß das katastrophale Ausmaß des deutschen Niederganges eben doch nur durch den Krieg zu erklären ist. Das war auch die einstimmige, aus zahllosen Zeugnissen zu uns sprechende Ansicht der Zeitgenossen. Für die herrschende Stimmung darf das sich auf Baden beziehende Wort eines Chronisten verallgemeinert werden: „So kamen gar viele in Verzweiflung, daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel sei, vermeinend, wenn einer lebte, müßte er alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen."

Wir wollen hier nicht auf das politische Verhängnis, die Zerstörung der deutschen Einheit, eingehen, die der Westfälische Friede besiegelt hat, vielmehr uns auf das wirtschaftliche und kulturelle Gebiet beschränken. Da stellt sich zunächst die Frage nach der Bevölkerungszahl. In dieser Beziehung ganz besonders sind in den einzelnen Gebieten, je nach dem Maße, in dem sie der Schauplatz der kriegerischen Ereignisse gewesen waren, sehr große Unterschiede festzustellen. Die Angabe, daß die Gesamtzahl auf etwa ein Drittel zurückgegangen sei, ist mit Vorsicht zu behandeln, weil die statistischen Grundlagen hierfür eben zu unzuverlässig sind. An manchen Orten ist jedoch einwandfrei ein Rückgang auf sogar ein Fünftel festgestellt, der vor allem dem verheerenden letzten Kriegsjahrzehnt, und zwar gar nicht so sehr den eigentlichen Kampfhandlungen als deren Begleiterscheinungen, Hunger, Raub und Epidemien, zuzuschreiben ist. Bestimmt muß also der Gesamtverlust überaus hoch veranschlagt werden.

Am schlimmsten betroffen war das flache Land, das den umherschweifenden Banden wehrlos preisgegeben gewesen war. Viele Dörfer sind vom Erdboden spurlos verschwunden, ganze Landstriche verödet. Denn die immer wieder heimgesuchten Bauern stellten schließlich die doch keine Frucht bringende Arbeit einfach ein und schlossen sich selbst zu Räuberbanden zusammen, vermehrten also den Notstand, statt ihn zu bekämpfen. Gothein hat für den Schwarzwald geschildert, wie furchtbar der dortige Zustand war: Unkraut überwucherte die Äcker, soweit sie nicht zu Sumpf und Morast geworden waren. Nur durch intensive Pflege ließ sich der Schaden wiedergutmachen, aber nunmehr stellte sich der Zusammenbruch der bäuerlichen Arbeitsenergie heraus. Wenige waren es, die gerade der Trostlosigkeit den Ansporn entnahmen, alle Kräfte einzusetzen; für die meisten war vollständige Apathie und Arbeitsunlust die typische Stimmung. Im 16. Jahrhundert hatte sich die Landwirtschaft erheblich emporgeschwungen, jetzt war im großen und ganzen keine Rede mehr von rationeller Kultur. Es ist eines der größten Verdienste des fürstlichen Absolutismus, hier allmählich den Umschwung herbeigeführt und durch strenge Aufsicht die Bevölkerung wieder zu Arbeitslust erzogen zu haben.

Ein weiteres schlimmes Hindernis war der Mangel an Arbeitskräften. Er hat die Löhne ins Unerschwingliche hinaufgetrieben. Die Knechte und Angestellten waren verhältnismäßig besser daran als die Grundbesitzer, und ihre Ansprüche steigerten sich fortgesetzt. Durch Lohntarife suchten die Behörden dem zu steuern, aber alsbald machte sich das Grundübel, an dem die politischen Zustände krankten, Partikularismus und Kleinstaaterei, auch hier als Hemmnis geltend. Da eine kraftvoll das Ganze umfassende Zentralgewalt, die für einheitliche Durchführung gesorgt hätte, nicht existierte, konnten die Tarife von den Nachbarn des sich nach ihnen richtenden Landes durchbrochen werden. Bei der vielfach überaus geringen Entfernung zu den Grenzen verließ dann das Gesinde die bisherigen Arbeitsplätze und ging dorthin, wo mehr geboten wurde. Außerdem wurden die vorhandenen Arbeitskräfte noch weiter eingeengt durch das Übermaß von Frondiensten, zu denen die Landbevölkerung herangezogen wurde.

Das alles ergab die Notwendigkeit, relativ hochbezahltes Personal einzustellen, und damit hat sich die seit langem angebahnte Verschuldung des Grundbesitzes in riesigem Maßstab erweitert. Moratorien, Zinsnachlässe, Ansiedlungen, Herbeiziehung fremder Arbeitskräfte, bare Vorschüsse, soweit das möglich war, sind die Hilfsmittel gewesen, mit denen die Länder dagegen anzukämpfen suchten. Aber sie

konnten nicht verhindern, daß der Grundbesitz sich verhängnisvoll entwertete. In manchen Teilen Deutschlands ging das so weit, daß er abgegeben wurde, wenn sich jemand fand, der nur die Lasten und Abgaben übernahm. So ist im Osten die Entwicklung zum Höhepunkt gekommen, daß der bäuerliche Kleinbesitz in weitem Umfang von den großen Gütern aufgesogen wurde. Die Gutsbesitzer zogen verödete Bauernhöfe einfach an sich, oder wo Bauern noch verblieben waren, sind aus den Freien Leibeigene und Erbuntertanen geworden. Im Westen und Süden hat die Abhängigkeit kein derart drückendes Maß angenommen, immerhin hat es auch hier noch ein Jahrhundert gedauert, bis durch staatlichen Eingriff die persönliche Freiheit wiederhergestellt worden ist. Derart geschwächt war im Deutschland nach 1648 die Kraftquelle, die ein gesunder Bauernstand bildet.

Aber auch am grundbesitzenden Adel hat die Not sich schwer fühlbar gemacht. Immer häufiger treten Reichsunmittelbare in den Fürstendienst, um sich vor ihr zu retten, wie überhaupt die Verarmung des Adels den Aufstieg der absolutistischen Fürstengewalt erleichtert hat: während früher die Geldknappheit der Fürsten von den Ständen zur Erweiterung ihrer Rechte ausgenutzt werden konnte, haben jetzt die Fürsten, die Entwicklung umkehrend, dem Adel geholfen und sich mit dem Verzicht auf seine politischen Privilegien bezahlen lassen.

Besser hatten sich die Städte, wenn sie nicht völlig zerstört waren, gegen die Kriegswirren schützen können, aber gelitten haben sie alle ebenfalls schwer. Dem Wiederaufbau ihrer zusammengebrochenen Industrie traten die gleichen Hindernisse entgegen, die wir auf dem flachen Land gefunden haben: das Fehlen der seelischen Energie, des Kapitals und der Arbeitskräfte. Hinzu kam hier noch der Mangel an Rohstoffen, der bei einigen phantasiereichen Köpfen bereits damals den Wunsch nach Kolonien geweckt hat, sowie als besonders erschwerendes Moment die übermäßige Konkurrenz des Auslands, das die durch das Versagen der deutschen Erzeugung gebotene Konjunktur ergriff. Da eigenes deutsches, zu größeren Unternehmungen befähigendes Kapital bei der allgemeinen Verarmung nicht vorhanden war, setzte sich das fremde an ertrags- und aussichtsreichen Stellen fest. Ein Strom ausländischer Fabrikate ergoß sich — genau wie später nach 1815 — über das Reich und drohte die städtische Arbeit, soweit sie ungebrochen fortgeführt wurde, vollends zu ersticken. Dem sollte gemäß dem merkantilistischen Geiste der Zeit durch Schutzzölle begegnet werden, aber auch hier verhinderte die Kleinstaaterei den Erfolg: denn einerseits konnten die winzigen Gebilde unmöglich auf sich selber stehen und sich deshalb nicht abschließen, und andrerseits ergaben sich beim Fehlen einheitlicher Handhabung immer Löcher, durch die das Ausland den Eintritt fand. Seine staatsbildende Kraft hat der Merkantilismus nur an großen Körpern beweisen können, bei den eng gewordenen deutschen Verhältnissen wirkte er bloß als neues Moment der Zersetzung.

Gleichermaßen stand es um den Handel. Auch hier ist der seit langem begonnene Abstieg durch den Krieg ins Katastrophale vermehrt worden. Die stolzen süddeutschen Reichsstädte sinken ebenso wie die Hanse in Schlummer, die in den Städten herrschende Luft wird stickig, durch das Einschrumpfen des Horizonts geht jeder große und freie Zug verloren. Einigen Halt bietet noch der ausländische Transithandel, der z. B. der Leipziger Messe Bedeutung beläßt, aber ein wirklich selbständiger deutscher Handel größeren Stils besitzt keine Existenzmöglichkeit mehr. Es ist ein untrügliches Symptom, daß in den nächsten Jahrzehnten nur noch als Ausnahmen stattliche Häuser, wie das früher so vielfach geschehen war, in den Städten gebaut

werden können als Zeugnisse des Wohlstandes. Kleinheit und Enge in jeder Beziehung wird statt des alten Glanzes das Kennzeichen des bürgerlichen Lebens.

Das Bürgertum aber war der Träger der alten Kultur gewesen, und mit seinem Abstieg sinkt auch sie dahin. Am Ende des 16. Jahrhunderts noch hatte Deutschland eine Kultur besessen, die sich mit der westlichen sehr wohl vergleichen konnte. Sie war durchaus auf eigenem Boden erwachsen und hatte deshalb auch verhältnismäßig weite Schichten erfassen können. Durch den wirtschaftlichen Niedergang geknickt, ist sie durch den Krieg vernichtet worden.

Zunächst ist überhaupt als Reaktion auf die grauenhaften Erlebnisse nicht allein eine Erschlaffung, sondern vielfach geradezu eine Geistesverwirrung eingetreten. Sie äußert sich, wie das bei fast allen schweren Kriegen der Fall gewesen ist, in der Preisgabe der überlieferten soliden Prinzipien des Wirtschaftslebens, die dem guten Ruf des deutschen Handels im Ausland den letzten Stoß versetzte, in verstärktem Genuß und Sittenlosigkeit, in einem der allgemeinen Lage schroff widerstreitenden Luxus, gegen den die Behörden mit Reglements und Mandaten ankämpften. Ein besonders schlimmes Kennzeichen der geistigen Verwilderung ist die Überhandnahme der Hexenprozesse, in denen Zahllose den Auswüchsen des durch den Krieg gezüchteten Aberglaubens zum Opfer fielen.

Aber ganz abgesehen von diesen wirklichen Krankheitserscheinungen, zeichnet sich ein jammervoller Niedergang des kulturellen Lebens ab. Der verengte Horizont des Bürgertums wirkt sich aus auf die Schulen, die Pädagogik erstarrt in leerem Pedantentum, gegen das Comenius seine Stimme erhoben hat. Ebenso ergreift es die Literatur. Für sie wie für die bildende Kunst sind die Jahrzehnte nach 1648 tote gewesen im Vergleich zu ihren Vorgängern und Nachfolgern. Sie mußten es sein, weil in ihnen die eigene nationale Grundlage geistig preisgegeben wurde. Denn was an Kultur noch bestand, eiferte dem französischen Muster nach, die Sprache der gebildeten Kreise entfernte sich gefährlich von der des Volkes. Darum haben auch die Fortschritte, die dann allmählich erzielt wurden, nicht mehr die alte volkstümliche Wirkung ausüben können. Die Brennpunkte der neuen Geistigkeit sind nicht die Städte, sondern die Höfe, und für diese wird Versailles, französischer Esprit und französische Eleganz, das Vorbild. Dessen Nachäfferei erschöpft sich vielfach in modischen Äußerlichkeiten, so daß alsbald, z. B. bei Moscherosch und Logau, das gesunde Empfinden den Kampf dagegen mit Leidenschaft aufgenommen hat.

So traurig sich diese Lage darstellt, wird man doch urteilen müssen, daß bei dem Zustand, der nun einmal durch den Krieg über Deutschland gekommen war, diese Abdizierung des deutschen Geistes, seine Unterordnung unter fremden Einfluß begreiflich erscheint, weil die westliche Kultur damals tatsächlich die überlegene gewesen ist. Infolgedessen hat das „Alamode-Wesen", nachdem einmal seine lächerlichen Auswüchse beschnitten waren, auch seine nützliche Seite gehabt. Die Starrheit und Unfruchtbarkeit, in die Deutschland durch das Grauen des Krieges versunken war, konnte mit Hilfe französischer Beweglichkeit eher überwunden werden. Ein neuer gebildeter Mittelstand wuchs schließlich heran, der, nach dem Umweg über die Fremde in diesen Zeiten der Erkrankung, zurück zur eigenen Natur und ihren ursprünglichen Kraftquellen gefunden hat. Aber erst nach langem, schwerem Mühen hat dies Ergebnis erreicht werden können. Zunächst war die Aufgabe, sich aus dem Abgrund auf den Stand hinaufzuarbeiten, von dem die glücklicheren Völker den Ausgang nehmen konnten, als sie sich nunmehr so mäch-

tig entfalteten. Greller kann gar nicht beleuchtet werden, was der Dreißigjährige Krieg aus Deutschland gemacht hat. Das Volk, das in früheren Zeiten stets die Führung besessen hatte, von dem der Menschheit so reiche Frucht geschenkt worden war, stand hinter den anderen zurück, entnahm ihrem geistigen Leben seine Anregungen und blickte zu ihnen empor! Als es dann aber gelungen war, diesen ihren Vorsprung wieder einzuholen, hat in gewaltigem Schwung der deutsche Geist seine höchste Entfaltung im Zeitalter des Idealismus heraufgeführt und die alte Stellung an sich genommen.

HEINRICH VON TREITSCHKE

Nach dem Westfälischen Frieden*

Da endlich bricht der letzte, der entscheidende Krieg des Zeitalters der Glaubenskämpfe über das Reich herein. Die Heimat des Protestantismus wird auch sein Schlachtfeld. Sämtliche Mächte Europas greifen ein in den Krieg, der Auswurf aller Völker haust auf deutscher Erde. In einer Zerstörung ohnegleichen geht das alte Deutschland zugrunde. Die einst nach der Weltherrschaft getrachtet, werden durch die unbarmherzige Gerechtigkeit der Geschichte dem Ausland unter die Füße geworfen. Rhein und Ems, Elbe und Weser, Oder und Weichsel, alle Zugänge zum Meere sind „fremder Nationen Gefangene"; dazu am Oberrhein die Vorposten der französischen Übermacht, im Südosten die Herrschaft der Habsburger und der Jesuiten. Zwei Drittel der Nation hat der greuelvolle Krieg dahingerafft; das verwilderte Geschlecht, das noch in Schmutz und Armut ein gedrücktes Leben führt, zeigt nichts mehr von der alten Großheit des deutschen Charakters, nichts mehr von dem freimütig heiteren Heldentum der Väter. Der Reichtum einer uralten Gesittung, was nur das Dasein ziert und adelt, ist verschwunden und vergessen bis herab zu den Handwerksgeheimnissen der Zünfte. Das Volk, das einst von Kriemhilds Rache sang und sich das Herz erhob an den heldenhaften Klängen lutherischer Lieder, schmückt jetzt seine verarmte Sprache mit fremden Flittern, und wer noch tief zu denken vermag, schreibt französisch oder lateinisch. Das gesamte Leben der Nation liegt haltlos jedem Einfluß der überlegenen Kultur des Auslands geöffnet. Auch die Erinnerung an die Hoheit wundervoller Jahrhunderte geht der Masse des Volkes über dem Jammer der Schwedennot, über den kleinen Sorgen des armseligen Tages verloren; fremd und unheimlich ragen die Zeugen deutscher Bürgerherrlichkeit, die alten Dome in die verwandelte Welt.

* Aus „Deutsche Geschichte".

August Graf Neidhardt von Gneisenau (1760–1831)

Stellen Sie ja meinen Brüdern recht oft vor, daß die Ehre das einzige Gut ist, das sie haben, daß sie ihnen lieber als etliche Jahre eines nichtswürdigen Lebens sein muß, und daß sie ihrem älteren Bruder, der so gern ihr dauerhaftes Glück bauen möchte, den schmerzlichsten Kummer machen würden, wenn sie sich je vom Wege desselben entfernen könnten. An den Vater (Löwenberg 1789).

Obgleich ich die Veranlassung zu Ihrem Dienstaustritt nicht kenne, so muß ich solche doch, nach allgemeiner Ansicht, billigen, vorausgesetzt, daß Sie uns bei einer nötigen Kraftäußerung Ihre Dienste nicht entziehen, sondern mit uns wieder auftreten werden. Außerordentliche Zeiten bedürfen solcher Männer wie Sie, und dann steht das Geschmeiß, welches sich so gerne im Sonnenschein des Glückes wärmt, auch weniger im Wege.

An Friedrich Ludwig v. d. Marwitz (Memel 11. 12. 1807).

Der Druck der Zeiten liegt jetzt ohnedem zentnerschwer auf uns, und es ist zu fürchten, daß wir noch nicht am Ende unserer Leiden sind; wir müssen daher uns untereinander nicht noch mehr das Leben erschweren und durch Selbstsucht und andere kleinliche Leidenschaften solches verbittern.

An Joachim Nettelbeck (Königsberg 9. 2. 1808).

Die ganze Nation muß durch die Schule des Unglücks gehen, und entweder sterben wir an dieser Krise oder es geht, wenn wir bitteres Elend durchgangen haben und unsere Gebeine nicht mehr sind, etwas Besseres daraus hervor.

An Hauptmann Wiesner (Königsberg 6. 5. 1808).

Das Kind muß nichts auf Autorität der ihm unbekannten Erwachsenen annehmen und, wenn es auch nicht seine Mißbilligung laut zu erkennen geben darf, dennoch alles, was diese tun oder sagen, genau abwägen. Daran schärft sich ihre Urteilskraft und kräftiget sich ihr Charakter, und ich will lieber, daß ein Kind eigenwillig mit Gründen als nachgiebig aus Abgeschliffenheit sei. Wahrlich, das Unglück, was uns betroffen hat, kommt aus der Charakterlosigkeit der Zeitgenossen. Ich sehe sie täglich vor meinen Augen, diese Menschen, die den Thron umgeben, die, bis auf wenige, sehr wenige Ausnahmen, weder wissen, was zu tun ist, noch, wenn sie es wüßten, es zu raten den Mut hätten.

An den Hauslehrer Paul (Königsberg 26. 11. 1808).

Sie werden sich vielleicht noch mancher Meinungen von mir erinnern, allein ich fand damals keinen Glauben, obgleich ich Frankreichs weltherrschende Pläne und Napoleons Charakter sehr zeitig, und wie der Erfolg lehrte, sehr richtig aufgefaßt hatte. Wer nach der Geschichte und den menschlichen Leidenschaften schließt, wird sich selten irren. Aber freilich haben wir unserm Gegner die Sache sehr

leicht gemacht. Es bedurfte wahrlich nicht seines Talents, um uns zu vernichten. Unsere Erbärmlichkeit hat seine Pläne sehr schnell zur Reife gebracht. Nun soll man die zerrüttete Maschine wiederherstellen. Das geht nur auf vulkanischem Wege.

An Hauptmann Wiesner (Königsberg 5. 2. 1809).

England

In diesem Lande werden die Regierungsangelegenheiten ebenfalls auf die erbärmlichste Art betrieben. Unwissende und leidenschaftliche Menschen stehen am Ruder, und durch ihre Ungeschicklichkeit müßte auch dieses Volk zugrunde gehen, wenn solches nicht dessen geographische Lage schützte. Die größten Kräfte an Menschen und Geld hat man aus Unkenntnis verschleudert und dadurch den Triumph seiner Feinde vermehrt. Wahrlich, alle gegen Bonaparte feindseligen Regierungen bieten sich die Hand, um diesem verwegenen Eroberer sein Spiel leicht zu machen. Es gibt entweder keine Vorsehung in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, oder sie hat diesen Zustand der Dinge herbeigeführt, um uns für unsere Weichlichkeit, Unentschlossenheit, Genußliebe p. p. zu strafen. Tritt nicht ein Gott ins Mittel, so sind wir alle verloren — —

An die Gattin (London 2. 11. 1809).

*

Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses schreibe, abermals Poesie Schuld geben, und ich will mich gern hiezu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er, statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen. Mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie, und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein lebelang. Zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daransetzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und mich an Adel der Gesinnungen weit übertreffen; ich werde mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden.

An den König (Berlin 20. 8. 1811).

Die Notwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Konstitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargetan, und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es gibt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere ältesten zu knüpfen, als eine gute Konstitution. Überdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann.

An Arndt (Eilsen 28. 8. 1814).

Die Aufgabe ist, eine von andern Völkern beneidete Konstitution zu haben; dabei die Mittel vorbereitet, um zur entscheidenden Stunde gerüstet dazustehen, andere Staaten zu überleben. — Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit; ein Volk arm, roh, unwissend und sklavisch wird es nie mit einem an Hilfsmitteln und Kenntnissen reichen aufnehmen können.

Ist es ein Unglück, wenn eine Nation zu verzweifelten Mitteln greifen muß, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten? Aber auch selbst damit sind große Vorteile verbunden, die sich auf keinem andern Wege denken lassen, als da sind: Belebung des Nationalgeistes, des Gefühls der Kraft und der Stärke des Willens bei der Mehrheit der Nation; die Verachtung der Todesgefahr, die allein den Menschen in allen Verhältnissen zu etwas Außerordentlichem fähig macht; das Hervortreten großer Menschen aus allen Ständen, die die Gefahr des Ganzen aus ihrer Unbedeutendheit und Namenlosigkeit an die Spitze der Armee und Regierung hervorzieht; die Zerstörung der Vorurteile aller Art und endlich die Achtung, die selbst kleine Nationen in den Augen der ganzen Welt durch ihre Ausdauer sich erzwingen, und die oft allein hinreichen, ihnen Ruhe und Frieden auf halbe Jahrhunderte zu sichern.

Aufzeichnungen Gneisenaus über die Heeres- und Staatsreform.

Aus „Gneisenau. Ein Leben in Briefen", herausgegeben von Dr. Karl Griewank (Leipzig, Koehler & Amelang. 8 Bilder. RM 8,50). Aus gründlichster Kenntnis der Zeit der Befreiungskriege hat Karl Griewank in eigenen Zeugnissen Gneisenaus sein Leben aufgebaut, aus denen nicht seine weltbekannten Taten, sondern die starke geistige und kulturelle Persönlichkeit spricht, die, echter Bildung verhaftet, ihn zum Freunde der geistigen Größen seiner Zeit gemacht hat, denen allen sein Charakter Achtung abzwang: eine Vereinigung von vollendetem Soldaten- und Menschentum. Die Auswahl der Briefe ist mit geschickter Hand so getroffen, daß in zeitlicher Folge sie über sein Leben und sein Wirken aussagen. Bisher unbekannte Briefe konnten aufgenommen werden. Die Schriftleitung.

HEINRICH EHL

Eine deutsch-schwedische Kunstfreundschaft

Prinz Eugen und Alfred Lichtwark

Zu Anfang des Jahres 1926 war in Hamburg eine umfassende Ausstellung schwedischer Malerei zu sehen, auf der man neben älteren Künstlern gleich dem kürzlich verstorbenen, in Deutschland hochgeschätzten Bruno Liljefors auch die modernen bis zu Engström und Hallström kennenlernen konnte, dessen Stockholmer Stadtlandschaft damals mit vielen anderen Werken schwedischer Maler für die Kunsthalle erworben wurde. Man sah aber auch gleichzeitig wieder die stimmungsvollen Bilder eines Malers aus königlichem Blute, dessen Landschaften lyrisch versonnen waren, in denen sich die Mitternachtssonne zu verströmen schien. Sie stammten von dem Prinzen Eugen von Schweden, dem Bruder König Gustavs V. und dem vierten Sohne des in Deutschland unvergessenen,

edlen Königs Oskar II. Schon bei einer Ausstellung schwedischer Kunst, die 1907 in Berlin stattgefunden hatte, war das malerische Werk des Prinzen Eugen in Deutschland bekanntgeworden und hatte hier viele Freunde gefunden. Mit jener Schau von 1926 aber setzte die Hamburger Kunsthalle eine Überlieferung deutsch-schwedischer Kulturfreundschaft fort, die keinen schöneren Ausdruck gefunden hat, als in dem tiefen und herzlichen Freundesbunde des Prinzen Eugen mit dem Hamburger Museumsdirektor Alfred Lichtwark, den der Historiker Erich Marcks den „Praeceptor Germaniae" genannt hat. So konnten Lichtwark, der Lehrer Deutschlands, und Prinz Eugen, der um dreizehn Jahre jüngere schwedische Königssohn, in dem sich das National-Schwedische am stärksten ausgedrückt fand, gerade in ihren tief wurzelnden völkischen Charakteren zueinander finden und im innersten Verstehen nähern. In dem Prinzen trat dem Deutschen Lichtwark das schwedische Volk in einem seiner vornehmsten Vertreter entgegen, und in Lichtwark lernte Schweden durch Eugen das Wesen des deutschen Menschen in einer seiner bedeutendsten Verkörperungen der Zeit um 1900 kennen und schätzen.

Alfred Lichtwark war im August 1897 in Stockholm gewesen, wo ihm besonders der Schriftsteller Dahlgren und der Architekt Boberg bekannt geworden waren, der für den Prinzen Eugen jenes Sommerhaus Waldemarsudde erbaute, das ein wahrer Sitz der Musen wurde und auch Lichtwark späterhin zu einem unvergeßlichen Aufenthalt werden sollte. Es heißt in einem von Lichtwarks Briefen, die für uns die Hauptquelle seiner intimen Kenntnis wie auch seiner Freundschaft mit dem schwedischen Prinzen sind, in jenen Tagen: „Neben diesen vom Ausland Beeinflußten steht Prinz Eugen mehr selbständig-schwedisch da. Seine ‚Sommernacht in den Schären', sein ‚Weg am Hügel hinauf' erinnern, ohne daß ein Zusammenhang da wäre, an das Beste von Thoma." An diesem Vergleich des schwedischen Malers, der doch in der französischen Schule vor allem durch Bonnat gelernt hatte, erkennt man, wie es vornehmlich das volkhaft Schwedische in der Kunst des Prinzen Eugen war, das den mit seinem eigenen deutschen Volk so tief verbundenen Müllerssohn aus Reitbrook am meisten ansprach. Im Oktober 1903 überbrachte dann Lichtwark der schwedische Gelehrte Dr. Boetticher auf einer Berliner Ausstellung Grüße „vom Prinzen Eugen, dem Maler" und teilte ihm zu seiner Freude mit, daß man sich in Schweden sehr für die Hamburger Kulturbestrebungen interessiere und alle literarischen Veröffentlichungen der Kunsthalle eifrig verfolge.

Nach diesem gelegentlichen Vorspiel erhielt dann Lichtwark am 5. Dezember 1903 plötzlich ein Telegramm des Grafen Taube in Berlin, daß Prinz Eugen ihn am 7. Dezember um 10 Uhr in der Kunsthalle aufsuchen wolle. Dieser Besuch an der Stätte seines leidenschaftlichen Wirkens wurde für Lichtwark sein erstes großes Erlebnis mit dem hohen schwedischen Freunde. „Wir sind" – so äußerte sich seine Freude – „den ganzen Sonntag durch die Sammlungen, durch Stadt und Hafen gegangen, und ich habe selten so angeregte Stunden verbracht. In der Kunsthalle interessierte sich der Besuch am meisten für die Hamburger. Es überrascht mich kaum noch, denn es geht bei den meisten fremden Künstlern so."

Prinz Eugen, von dem geistreichen Baron Cederström begleitet, der, selbst Träger eines in der Kunst seines Landes berühmten Namens, Lichtwark durch sein gesellschaftliches Talent und seine witzige Unterhaltungsgabe sehr gefiel, wurde nicht müde, die Hamburger Kunsthalle zu durchwandern. Mit unverhohlener

Freude meldet Lichtwark von dem Eindruck, den zumal die Werke Meister Frankes auf ihn machten: „Der Prinz war sehr frappiert von der Breite und Größe des koloristischen Aufbaues, von dem Reichtum der koloristischen Erfindung und von der Zartheit bei solcher Kraft, und er brachte das koloristische Vermögen sofort in Verbindung mit der Natur unserer Landschaft." Lichtwark selbst war in der gleichen Weise wie der Prinz befähigt, Kunst aus der Landschaft und ihren Menschen heraus zu verstehen, und in diesem Zuge, das Kunstwerk aus dem nationalen, volkhaften Untergrund seiner Voraussetzungen zu empfinden, traf er sich ganz mit dem schwedischen Kunstkenner. „Bei uns müßte man Kolorist werden", meinte Prinz Eugen zu Lichtwark, indem er auf die malerische Atmosphäre Hamburgs anspielte. Auch „aus den Kabinetts hat er sich jedes einzelne Bild gemerkt und verglich immer wieder, um die Namen zu behalten und sich die Charaktere einzuprägen". Da Lichtwark, wie er sagt, dem Prinzen nicht gerne direkt gestehen mochte, wie sehr er seine eigene Kunst liebe, benutzte er die Gelegenheit, ihm seine Verwunderung darüber auszusprechen, „daß ihm, der von den Schweden am meisten schwedisch sei, nicht von allem Anfang an die unfranzösische Rassenkunst unserer nordischen Stämme am meisten sympathisch gewesen wäre". Und weiter fügt er hinzu: „Wir kamen immer wieder dazu, das Norddeutsche und Dänische zu vermengen, der Prinz brach alle Augenblicke in einen Ruf des Erstaunens aus, wie skandinavisch ihm die Hamburger vorkämen."

Auch die damals modernen Hamburger Maler, die Lichtwark herausstellte, wie Siebelist, von Ehren und Eitner, gefielen dem prinzlichen Kunstliebhaber nicht wenig. „Kalckreuths Hafenbilder entzückten ihn so sehr" – vermeldet Lichtwark – „daß er den Wunsch aussprach, noch etwas vom Hafen zu sehen." Darüber versäumte er auch nicht, sogleich mit der Lektüre von Lichtwarks Schriften zu beginnen, die ihm der Verfasser schenkte. Er wurde auch zum eifrigen Leser des „Jahrbuchs der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde", jener Zeitschrift Lichtwarks, in der er seine kunsterzieherischen Absichten auszusprechen pflegte.

Für den Hamburger Freund war es nun eine besondere Freude, mit dem schwedischen Gast „nach einem raschen Frühstück bei Cölln" durch die malerischen alten Stadtteile zu fahren, ihm das Gewerbemuseum zu zeigen, wo leider Justus Brinckmann, der andere bedeutende Hamburger Kunstsammler, gerade abwesend war, und „in der Dämmerung, als die Lichter schon brannten, noch ein Stück durch den Hafen zu fahren". Nach gut Hamburger Sitte aßen die beiden Freunde dann bei Pfordte zu Abend und besuchten anschließend das Deutsche Schauspielhaus, wo damals Baron Berger auf der Höhe seines Schaffens als Theaterleiter großen Stiles stand.

Lichtwark faßt seine Eindrücke mit den Worten zusammen: „Es war wirklich ein sehr schöner Tag, und ich habe viel gelernt und eine Art Herzstärkung erfahren." Dem Prinzen aber „hat Hamburg einen so neuen und anziehenden Eindruck gemacht, daß er auf einen ruhigeren Aufenthalt wieder kommen will. Ich müßte auch einmal wieder hinauf zu ihm kommen, meinte er."

Erst sechs Jahre später, im Juni 1909, konnte Lichtwark dieser freundlichen Aufforderung nachkommen. Wieder handelte es sich dabei um die Eröffnung einer großen Ausstellung in Stockholm, bei der auch der englische Kunstgewerbler Walter Crane mit dem Hamburger Kunsterzieher bekannt wurde, der ganz ähnliche kulturelle Ziele verfolgte.

In Bobergs für den Prinzen Eugen erbauten Landsitz Waldemarsudde verlebte

nun Lichtwark vielleicht die hellsten Tage seines reichen Lebens. Über diese Villa hören wir von ihm: „Der Prinz hat sich eine Ecke an der Südseite der großen Tiergarteninsel in Stockholm ausgesucht. Der Prinz fühlt sich darin nicht nur als Künstler, der er ist, sondern auch als Mensch ganz anders als der sonstige Gebildete von heute." Bezeichnend für die Einstellung Prinz Eugens zum schaffenden Dasein der Menschen ist es, daß er gar keinen Anstand an den gegenüberliegenden „großen, ernsten Fabriken" nahm, sondern „er liebte es gerade so, weil es das Leben ist, und er meint, er wäre unglücklich, wenn dort schöne Villen ständen, die das natürliche Leben einer Landschaft aufheben".

In Waldemarsudde lernte nun der Hamburger Volkserzieher und Museumsdirektor auch den König kennen, den Prinzen Wilhelm mit seiner Gattin und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie. Mit Prinz Eugen zusammen besuchte er die Stockholmer Museen, von denen ihm zumal das Nordische Museum gefiel, durch das ihn sein Intendant Nilsson so liebenswürdig und gründlich führte, daß er die Zeit verpaßte und nur eben noch rechtzeitig zum Diner der Ausstellungseröffnung erschien. Auch durch den Stockholmer Tiergarten führte Prinz Eugen seinen deutschen Freund in einer wundervollen Mittsommernacht. Sie klagten dabei beide nur über den einen Umstand, daß Kalckreuth nicht mit ihnen war, um diese Schönheit einer der ersten hellen Sommernächte mit zu genießen.

Am 4. Juni war Lichtwark zu König Gustav geladen. Er bemerkte befriedigt, daß alle Angehörigen der Königsfamilie ausgezeichnet deutsch sprachen. War doch die Mutter der jungen Prinzen und Prinzessinnen, die Gattin König Oskars II., eine deutsche Prinzessin, Sophie von Nassau, gewesen. Auch die Kronprinzessin und Prinz Carl mit der „entzückenden Prinzeß Ingeborg" bemühten sich lebhaft um Lichtwark. „Sehr interessant sind die Gespräche mit den Mitgliedern des Königlichen Hauses, die alle etwas wohltuend Einfaches haben", berichtet Lichtwark nach Hamburg. Er kann auch die Feststellung treffen: „Stockholm lerne ich kennen, wie es sonst gar nicht möglich wäre, denn ich sehe nicht nur die Dinge, sondern auch die Menschen, und höre, was im Werke ist." Eine der fruchtbarsten Anregungen, die er empfing, war der Gedanke eines Freiluftmuseums moderner Plastik, wozu ihm der Stockholmer Tiergarten den Anlaß gab, den er im Hamburger Stadtpark zu verwirklichen gedachte. Sehr starke Kräfte fand Lichtwark im künstlerischen Nachwuchs der schwedischen Hauptstadt, unter dem ihm Jansson der stärkste zu sein schien. Der Prinz machte ihn mit allen Malern bekannt, deren Ateliers sie gemeinsam besuchten. Mit am meisten schätzte Lichtwark Josephson, der in Deutschland durch den schönen Aufsatz Hartlaubs in der Zeitschrift „Genius" erst nach dem Weltkriege bekannt gemacht wurde.

Seinen besten Freund unter den schwedischen Künstlern, Boberg, suchte Lichtwark in seiner Wohnung auf. „Boberg und seine Frau sind ganz kleine Menschen, ich fühle mich wie in einer Puppenstube. Kalckreuth ginge aufrecht nicht hinein." Das Gesamturteil Lichtwarks über die schwedischen Künstler lautete: „Dieses Künstlergeschlecht fühlt sich durchaus als schwedisch und nordisch." Persönlich tat es ihm überaus wohl, daß die jungen schwedischen Meister in Deutschland zuerst auf Kalckreuth, seinen besten Freund, sahen. „Offenbar spricht der verwandte Zug zu ihnen, der feste Griff in das Leben rund umher."

Am 13. Juni 1909 heißt es in einem Briefe: „Der Prinz ist nicht zu ermüden. Fast jeden Tag sind wir von früh bis spät in den Sammlungen und in Kunstateliers gewesen." Meist wurde dann in der Stadt gefrühstückt, um Zeit zu

sparen. Zum Abschied am 17. Juni heißt es dann noch einmal: „Der Prinz hat mir eben noch einmal und sehr herzlich ausgesprochen, daß auch er diese Tage gemeinsamer Arbeit und Freude genossen habe."

So schön wie diese herrlichen Tage in Waldemarsudde waren nur noch die im Jahre 1907 gewesen, als Lichtwark mit dem Prinzen Eugen zusammen eine Autofahrt durch einen Teil Deutschlands gemacht hatte. Was ihm der Prinz in seinem Lande gewesen, das hatte Lichtwark damals dem schwedischen Freunde in der eigenen deutschen Heimat sein können: Vermittler der nationalen Eigenart beider Völker und der Schönheit ihres Vaterlandes zu sein. Damals entstand aus dieser Reise durch Niedersachsen über Kassel bis zur Lahn und Mosel eine der schönsten Schriften Lichtwarks „Ein Stück Deutschland vom Kraftwagen aus". Der Prinz wollte dabei inkognito bleiben, und so heißt es in dem Buche Lichtwarks: „Ein schwedischer Künstler, der die Schönheit und Eigenart seines Heimatlandes auszudrücken vermocht hat wie kein anderer vor und neben ihm, hegte den Wunsch, ein Stück Norddeutschland außerhalb der großen Reisestraße kennenzulernen, die Landschaft, die Dörfer und die mittleren und kleinen Städte. Er holte mich in Hamburg in seinem Kraftwagen ab, und vom 19. bis 22. Oktober sind wir bei dem warmen Sommerwetter dieses Herbstes 1907 im weiten Bogen bis nach Cochem gefahren." Auf dieser Reise entwickelte sich das schöne gegenseitige Geben- und Nehmenkönnen zwischen zwei Menschen und zwei Völkern fast bis zur höchsten Lebenskunst. „Es sollte dabei ein allgemeiner Eindruck von der deutschen Landschaft und den deutschen Siedlungen gewonnen werden, damit etwas wie eine typische Vorstellung von dem Wesen der deutschen Landschaft gewonnen würde." Ein Ziel also, das geradezu diese Fahrt zu einem Sinnbild der Verständigung und Freundschaft zwischen Deutschland und Schweden machte, die aus dem gemeinsamen Kulturbewußtsein heraus in gleicher Weise zum Menschlichen und Politischen im höchsten Sinne strebte. Der Künstlerprinz bemerkte dabei einmal, was ihn in den Städten, die er so rasch besehen und die ihm zu einer Einheit der deutschen Klein- und Mittelstadt zusammenflössen, als das besonders Deutsche frappierte, wären die hohe Altertümlichkeit der städtischen und der bürgerlichen Bauwerke, die doch heute noch dem Leben dienten, und an denen nirgend eine Spur von Verfall zu sehen wäre. In Braunschweig konnte sich „der Künstler nicht erfättigen an dem Zauber der Ausdrucksmittel" in den Bildern der berühmten Galerie, und in Münden „konnte der Künstler sich nicht satt sehen und machte überall Rahmen mit den Händen, um Motive für Bilder oder Radierungen abzugrenzen".

In gründlichen Gesprächen wurden viele Fragen behandelt. „Abends wurden die Erlebnisse des vergangenen Tages und die Erwartungen für den kommenden Tag vorgenommen, und es glitt das Gespräch auf die letzten Probleme der Kunst, auf Tagesfragen und alle möglichen Dinge über. Der Künstler erzählte dabei von seinem Sommerhaus in Stockholm, von den Blumen, die er zwischen den Felsblöcken zöge, die sein Gartenland bedecken", und der Major — Baron Cederström — wußte von seinen Kavalleriemanövern bei 43 Grad Celsius hoch oben im Norden zu erzählen. So wurde damals zwischen Prinz Eugen und Lichtwark die Welt vom Auto aus zu einer Weltschau und zu einem Einsgefühl nicht nur von Mensch und Landschaft, sondern auch der deutschen und schwedischen Nation, die sich in der gleichen Auffassung ihrer beiden Vertreter zusammenfanden. Diese Reise durch das deutsche Volkstum nahm den hohen Sinn an, den Lichtwark ein-

mal in einem Briefe aus Paris vom 19. Mai 1904 ausgedrückt hatte: „Wer irgendwo den Dingen nachgeht, lernt immer deutlicher empfinden, daß das ganze Kulturgebiet Europas von je ein Körper war, dessen Glieder zur selben Zeit von den selben Leidenschaften und Stimmungen durchzuckt werden."

Noch einmal besuchte Prinz Eugen seinen Freund im März 1912 in Hamburg, wo ihm Lichtwark die eben erst auf der Weberauktion erkämpften Neuerwerbungen seiner Galerie zeigen konnte. Sie besichtigten auch noch einmal „nach einem kurzen Frühstück Hagenbeck, wo wir alles sehen mußten, bis in die letzten Winkel". Zusammen fuhren sie dann nach Bremen zu Gustav Pauli, der ihnen die Bremer Kunsthalle zeigte. Dort sahen sie auch Leibls später nach Hamburg gekommenes Bildnis der Gräfin Treuberg. „Das war eine sehr große Überraschung und Freude für den Prinzen. Er machte große Augen in dem Saale mit den modernen Franzosen und Deutschen." Weiter meldet Lichtwark über diesen letzten Besuch Prinz Eugens: „Wir machten schließlich noch einen Weg durch die Stadt, wurden vom Hunger ins Essighaus getrieben und fuhren zurück, um in Hamburg zu essen und ins Theater zu gehen." Bei dieser Gelegenheit lud der Prinz Lichtwark zu den Olympischen Spielen ein, die 1913 in Stockholm stattfinden sollten.

Dazu ist es nicht mehr gekommen. Aber einmal noch sollte sich Lichtwark mit dem Prinzen treffen. Das war am 9. Dezember 1912 in Paris auf der großen Versteigerung Rouart. In seinem Briefe heißt es darüber: „Als ich eben durch die Reihen ging, erhob sich ein schlanker junger Mensch und rief ‚Guten Tag, Lichtwark' und reichte mir die Hand. Im ersten Moment stutzte ich, dann sah ich, es war der Kronprinz von Schweden, der sich den Schnurrbart rasiert hatte. ‚Prinz Eugen ist auch da'", fügte er hinzu. Sie aßen zusammen mit der Kronprinzessin im Hotel Crillon und „fuhren dann ins Palais Royal, wo es eine so ausgelassene, geistreiche, als Rechenexempel menschlicher Wirrnisse magistrale Posse gab. Wir haben Tränen gelacht, auch die schöne Kronprinzessin. Nachher saß ich mit dem Prinzen Eugen allein im Café de la Paix bis gegen zwei." Die Unterhaltung drehte sich um den Neubau des Stockholmer Museums, wozu Lichtwark aus den Erfahrungen seines eigenen Neubaus der Hamburger Kunsthalle wichtige Ratschläge geben konnte. Er durfte auch mit Befriedigung hören, daß der Prinz in seinem Garten den Teil am See nach seinen Vorschlägen umgestaltet hatte und sehr damit zufrieden war.

Der Schatten des Todes lag damals schon über dem starken Lebenskämpfer Alfred Lichtwark. Er hatte die alten Pariser Freunde und auch den Louvre eigentlich nicht wiedersehen wollen. Der Zufall aber hatte ihm einen seiner besten Freunde, den Prinzen Eugen von Schweden, noch einmal in die Arme geführt. Zwei Jahre später war er ein toter Mann. Die bedeutungsvolle Freundschaft des schwedischen Königssohnes mit dem deutschen Volkserzieher aber bleibt in ihrem sinnvollen Gehalt lebendig als ein menschliches Denkmal deutsch-schwedischer Freundschaft, aus dem Geiste und Charakter beider Nationen geboren und beiden Völkern wie allen ein Vorbild. Das bedeuten uns die Namen Prinz Eugen und Alfred Lichtwark.

PAUL FECHTER

Das Ende des saeculum historicum

Richard Benz stellt in seinem schönen Buch über die romantische Kunst die These auf, daß der eigentlich romantische Bewußtseinswandel die Wendung zur Vergangenheit, zur Historie gewesen sei. Indem die Künstler noch einmal zum Glauben oder besser zum Glaubenwollen sich kehrten, die Existenz eines Ideals an den Anfang stellten, ergab sich von selbst die Notwendigkeit einer Blickrichtung nach rückwärts: die Wendung zur Geschichte war die Voraussetzung einer Wiederanknüpfung an eine gläubige Zeit jenseits der Aufklärung.

Sieht man näher zu, so hat die Hinneigung zur Historie und zur Begründung des wesentlichsten geistigen Lebens auf ihr als Voraussetzung zugleich noch weitere andere Wurzeln. Der Vernunfthochmut der Aufklärung war im Kern sehr unhistorisch: man braucht nur an Adelung und seine Geschichte der menschlichen Narrheit zu denken. Zugleich aber legt die Aufklärung doch den Grund zu dem ganzen, bis ins 20. Jahrhundert wirkenden Bildungsbegriff vom Wissensbesitz aus — und drängt damit den Bildungsbetrieb ganz von selbst auf den historischen Weg als den entscheidenden. Wer Wissen, Bildung haben will, muß lernen, was an Wissensstoff vorliegt: das ergibt ganz von selbst die Wendung nach rückwärts, zum Durchlaufen des gesamten jeweiligen Entwicklungswegs bis zur Gegenwart. Der heimliche bürgerliche Besitzbegriff, der in der alten Bildungsvorstellung mit enthalten ist, enthüllt sich hier sehr deutlich. Wir haben Leben nur in der Form der Vergangenheit: wer also viel davon besitzen will, muß Vergangenheit lernen, historisch sehen und denken lernen. Die Romantik kommt als Schlußstein hinzu: der Kern der historischen Bildung aber ist Aufklärung, wie Hegels von Schopenhauer so gehaßter Glaube an die Geschichte — Eduard Spranger hat es einmal gezeigt — im Grunde auch Aufklärung, Rechtfertigung, Theodizee ist.

Man hat das 19. Jahrhundert das saeculum historicum genannt, und im Grunde ist es das auch bis in sein letztes Jahrzehnt etwa gewesen. Solange der Glaube an die alte Humboldtsche Bildung fortlebte, der einseitige Humanismus ohne Beziehung zur zeitlosen Umwelt der Natur, die ebenfalls nur in historischer Form, unter dem seltsamen Kennwort Naturgeschichte gelehrt wurde, solange gebildete Betrachtung von Welt und Leben gleichbedeutend mit historischer Betrachtung war, lebendige Beziehung zur Dichtung durch Kenntnis von Literaturgeschichte, ein unmittelbares Verhältnis zur Kunst durch Wissen um ihre Historie ersetzt wurde, herrschte in der Tat das Jahrhundert der Geschichte, und die Kämpfe etwa der Naturwissenschaften um einen bescheidenen Platz im einseitig ausgerichteten Bau der deutschen allgemeinen Bildung waren Sklavenaufstände, die so lange zum Scheitern verurteilt waren, wie nicht ein innerer grundsätzlicher Wandel, eine Neugestaltung nicht des Bildungsbegriffs, aber des Bildungsgefühls,

der Beziehung zwischen dem Menschen und seinem Verhältnis zum Wissen und Erfahren, zur Auswicklung seines Wesens durch Berührung mit Fakten aus den Zeiten der Vergangenheit sich ergeben hatte.

Dieser Wandel setzt etwa bei der Generation von 1880 und den etwas Älteren ein, wird um die Zeit, da ihre Angehörigen die hohen Schulen besuchen, sichtbar. Schon Nietzsche, Romantiker aus dem Grunde, sah den Nachteil der Historie, aber er war so sehr Philologe, daß er auch von ihrem Nutzen nicht loskam. Erst ein Menschenalter später steht ein neues Geschlecht auf, das das Wort Georg Büchners zu seinem Schlachtruf macht: „Lebendiges, Lebendiges! Was soll der tote Kram?" – Diese jungen Menschen gehen nicht mehr zu den Germanisten, um Dichtungsgeschichte zu hören, sondern höchstens noch zu den Philosophen, die wie Friedrich Paulsen den alten historischen Bildungsbegriff auch schon skeptisch in den Bann getan haben. Sie gehen zu Max Planck und Wilhelm Ostwald, Emil Fischer und Eilhart Schulze: sie wollen Gegenwart und Zukunft – Geschichte ist ihnen etwas Gelehrtes, vor dem sie Achtung haben, das ihnen aber für ihr unmittelbares Dasein nichts gibt. Sie wollen ihre Gegenwart, wollen die Zukunft: die Romantik hat das Vorzeichen gewechselt, ist schon bei Nietzsche wie beim Sozialismus Romantik der Zukunft, nicht mehr der Vergangenheit geworden. Ejlert Löwberg schreibt von der Kulturarbeit der Zukunft, Jürgen Tesman schreit entsetzt: Aber davon kann man doch nichts wissen! Die alte und die neue Zeit, das sterbende saeculum historicum und die heraufsteigende neue Welt stehen sich in den beiden Gestalten, von dem klugen Visionär Ibsen schon früh erfaßt, gegenüber.

Zuerst deutlich erkennbar wird der Wandel auf dem Gebiet der Malerei. Der Beginn der modernen Kunst ist der Beginn des Endes der alten Zeit. Sie setzt in Frankreich ein, wo Manet den Begriff der contemporanéité, des Zeitgenossenseins in die Debatte wirft: sie breitet sich über ganz Europa aus. Der Kampf gegen die Akademie wird Kampf um die Voraussetzungslosigkeit des Schaffens: die jungen Menschen wollen nicht mehr aus der Geschichte leben, sondern aus sich selber, aus ihrem Besitz an Kräften, wollen wirken, ohne durch Bildungsvorstellungen in dem natürlichen Richtungsablauf des Wirkens bereits verwirrt und beeinflußt zu sein. Sie wollen wie die ersten Menschen vor die Welt treten und ihre Reaktion auf sie gestalten: sie wollen weder Tradition noch Lehre, sondern das Leben. Sie wollen an die Welt unmittelbar heran, ohne Zwischenschichten des Wissens, wollen arbeiten, wie die Zeiten arbeiteten, für die die Historie und der historische Bildungsbegriff noch nicht erfunden waren. Den letzten Schritt taten die italienischen Futuristen unter der Führung Marinettis: sie nahmen den Kampf gegen den Passéismus in der Kunst mit aller Leidenschaft auf, wollten nur noch die Zukunft. Museen und Dokumente der Vergangenheit sollten in Flammen aufgehen: nicht Geschichte lernen, Geschichte machen, nicht Vergangenheit kennen, sondern Zukunft formen war die Parole.

Damit rührten sie an den Kern des ganzen Vorgangs. Das 19. Jahrhundert war nicht nur das saeculum historicum, es war überhaupt ein Jahrhundert des Habens mehr als des Tuns, Ausklang einer Epoche, die aufgebaut auf den

Lebensformen der Vergangenheit im besitzenden Verwalten, nicht im neuen Bilden und Schaffen ihre Aufgabe sah. Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert von Erben; was 1914 versank, war Glanz und Reichtum der Vergangenheiten nicht nur eines Säkulums. Es war Abendröte – darum so schön, weil im Hintergrund schon die neue Zukunft stand, die unhistorische und doch viel mehr historische, die aus der Geschichte nicht lernen, sondern selber neue Geschichte machen wollte. Das Jahrhundert der Geschichte wurde abgelöst von einer Epoche des Aktivismus, der sich selber genug Geschichte ist. Das Sterben der alten Bildungsideale, die schon während der sinkenden Bismarck-Zeit zu bröckeln begannen, war weniger Untergang als Platzmachen vor einem Neuen, das berufen war, zugleich den Grundfehler der Vergangenheit auszugleichen, der Historie den Platz anzuweisen, den sie im Bereich eines neuen lebendigen Bildungs- und Lebensbegriffs einzunehmen hat.

In dem San-Franzisko-Film fragt der Held einmal glückstrahlend, als er begeistert die erste Oper seines Lebens sieht, die Sängerin: „Sag, wie lange gibt es so etwas schon?" – „Oh, etwa 150 Jahre", gibt sie lächelnd zur Antwort. Der junge Mann strahlt weiter: die Aufklärung über seine geschichtliche Unwissenheit macht ihm nicht das mindeste aus, tut seinem Selbstbewußtsein nicht den geringsten Abbruch. Das ist der eine Pol, das Ahistorische, Geschichtslose, um dessentwillen derselbe Goethe das Land ohne Schlösser und Basalte beneidete, der auf der andern Seite Bewußtsein und Kenntnis von mindestens drei Jahrtausenden vom Europäer verlangte. Goethe stand zwischen den Extremen, forderte von sich beides und ahnte zugleich, wohin die Jahrhundertreise ging. Bis 1914 haben wir Geschichte gelernt: seitdem hat der Weltgeist uns dazu verurteilt, Geschichte zu leben und zu machen. Die Generation der Kriegsfreiwilligen von 1914, aus dem Felde heimkehrend, hatte zu dem, was vor ihrer Zeit lag, keine Beziehung mehr, lebte nur ihre Welt der Gegenwart und der nächsten zeitlichen Nachbarschaft. Das Geschlecht, das sie ablöste, das heute draußen steht, lebt kaum noch der Gegenwart, sondern will die Zukunft: was einst schwer war, sank in blaue Vergessenheit. Die Zeit der Geschichte, der Vergangenheitsromantik ist zu Ende – ein neues Säkulum ist im Anbrechen, ein saeculum ahistoricum, wenigstens für die große Allgemeinheit. Geschichte wird wieder etwas Besonderes, wie Religion, wie Philosophie, die auch aus dem allgemeinen Bildungsbegriff entschwunden ist. Zu welchem Ende wird nach weiteren hundert Jahren festzustellen sein.

RICHARD BENZ

Von der romantischen Vollendung des Barock

Dem Nachdenkenden muß es immer wieder Staunen erregen, daß die letzte große deutsche Schöpferzeit, die uns schon wegen der gleichzeitigen Tätigkeit so vieler genialer Begabungen auf den verschiedensten Gebieten in ihrem Grundtrieb

als etwas Einheitliches erscheinen muß, doch unter keinem gemeinsamen Namen zusammengefaßt wird, der sie als organisches Ganzes in den geschichtlichen Kosmos der Kulturen einreiht. Ist hier wirklich ein uneingestandener Mangel in der Schöpferepoche selbst? Hat die Welt Mozarts, Goethes, Runges, Beethovens es nicht zu der inneren Geschlossenheit und äußern stilistischen Prägung und Zusammenfassung gebracht, daß wir sie andern großen Kunst- und Geisteszeiten, der Gotik, der Renaissance, als ebenbürtig gegenüberstellen könnten? Oder ist sie uns noch zu nah, sind wir einzelnen Antrieben und Wirkungen, die von ihr ausgingen, selber noch zu eng verknüpft, als daß wir sie als Ganzes fassen, überschauen, werten und benennen könnten?

Es liegt zunächst wohl an der Spezialisierungstendenz des späteren 19. Jahrhunderts, daß wir Namen nur mehr von einzelnen Fachgebieten übernehmen, sie unangemessen auch auf andere, ja auf das Bildungsganze übertragen und sie dann, da es nirgendwo recht passen will, höchst ungenau und unverbindlich, von jedem anders aufgefaßt und angewandt, auf sich beruhen lassen. So hat sich in der Literaturgeschichtsschreibung die Scheidung in „Klassik" und „Romantik" eingebürgert und ist von da auch auf die andern Geistgebiete angewendet worden — sie scheint geradezu eine tiefe und unheilbare Entzweiung der deutschen Seele mit der Bindung aller ihrer Äußerungen an zwei entgegengesetzte Normen zu statuieren; und schon hieraus möchte sich dann folgern lassen, daß eine Vergleichbarkeit mit anderen einheitlichen Stilepochen nicht in Frage kommt. Aber bei näherem Zusehen will es hier nun nirgends stimmen. Selbst Goethe, den man als klassisch in erster Linie anzusprechen gewohnt ist, erweist sich als klassisch, das heißt, im Gegensatz zu romantisch, doch wohl als antikisch bestimmt, im wesentlichen nur in seiner Kunstanschauung, weit weniger in seinem Werk, von welchem mindestens Meister, Wahlverwandtschaften, Diwan, Faust als klassisch im obgenannten Sinne auszuscheiden und eher dem Romantischen zuzuordnen wären. Nicht viel anders steht es mit Schiller, der wohl zur Verherrlichung der Antike seine Kunstgedichte schreibt und die griechische Norm theoretisch nie aus den Augen läßt, im Schaffen aber die ungriechischste aller Formen, das historische Drama, sich ausersehen hat und stofflich fast durchgehends so stark romantisch bestimmt ist, daß er etwa für die Jungfrau von Orleans den Untertitel der „romantischen Tragödie" nicht verschmäht. Drei andere Große: Jean Paul, Kleist, Hölderlin, hat man bis heute eindeutig weder im einen noch im andern der streitenden Begriffe untergebracht; und wendet man sich gar auf nichtliterarisches Gebiet, so scheint es mit der Wählbarkeit der Norm und mit dem angeblichen seelischen Zwiespalt alsbald ein Ende zu haben — es gibt als Seelenausdruck der Epoche nur eine romantische bildende Kunst, keine klassische; und in der Musik gewahrt man nur die durchgehende organische Überlieferung fester, strenger Formen, in denen jahrzehntelang ein großer Meister dem andern folgt, und es wird hier ersichtlich belanglos, Normen anzuwenden, die, wie die klassische, bereits eine Inhaltsbestimmung mit sich führen, da von griechischem Vorbild hier nicht gut gesprochen werden kann, während die romantische, etwa bei Weber, ersichtlich aus dem Stofflichen der Operntexte stammt.

Trotz alledem hilft gerade die Betrachtung der Musik uns weiter. In ihr allein nämlich liegt deutlich zutage, was wir bei den andern Künsten auf den ersten Blick nicht ohne weiteres erkennen, daß sie unmittelbar herstammt von einem wirklichen Stil, aus einer echten Kultur; daß sie organische Fortsetzung ist von etwas, dessen

Namen wir nennen und kennen — vom Barock. Und da wäre denn zu fragen, ob nicht auch in den andern geistigen Bereichen mehr vom Barock weiterlebt, sich in ihnen fortsetzt, als wir es gemeinhin anzunehmen pflegen; ja ob nicht spätere Zeiten einmal die gesamte Schöpferepoche, die um 1800 gipfelt, irgendwie dem letzten voraufgehenden Stil zuordnen werden; womit denn, für eine sehr ferne Sicht allerdings, der überhöhende Name und Begriff gefunden wäre. Denn immer pflegt sich ja der an die Architektur gebundene Stil einer Kultur früher auszubilden, pflegt schon vorhanden und abgeschlossen zu sein, ehe die andern Künste in ihren großen und selbständigen Leistungen einzeln hervortreten — auch Dürer, Altdorfer, Grünewald führen eine zum guten Teil schon „absolut" gewordene Malerei noch fast um ein Menschenalter über die geschlossene gotische Epoche hinaus, in welcher ihre Kunst sich noch überwiegend dienend verhalten hatte; wie auch die absolute Musik seit Haydn zeitlich und geistig nach- und überbarock erscheint, obgleich beide Male gewisse gebundene Formen — hier Messe und Oratorium, dort das Altarbild — noch immer gesucht oder beibehalten werden.

Verglichen hiermit herrscht nun in den andern modernen Künsten, wie uns scheinen will, ein Bruch — nichts verbindet etwa in der Dichtung einen Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe mit den großen Leistungen des deutschen Spätbarock, die noch bis um 1760 reichen, nichts mit Bach, wenig mit Mozart, auf dessen Bühne dieses Barock doch noch sehr spät, zwischen 1780 und 1790, noch einmal allen seinen festlichen Glanz entfaltet, und sich doch, im Hintergrund des Requiem, noch als bergende religiöse Macht erweist. Erwägen wir, daß dabei Klopstock den höchsten Ruhm als religiöser Dichter erntet und dennoch unverbunden dasteht, so wird uns plötzlich deutlich, mit welchen Überschneidungen und Scheidungen wir im deutschen Geistesleben jener Zeit zu rechnen haben — die Kultur des Barock, soweit sie mehr ist als Dekoration und Kostüm, soweit sie einem bestimmten Seelentum notwendiger und echter Ausdruck ist, beherrscht nur begrenzte Landschaften und Volksteile Deutschlands, die katholisch gebliebenen, und ist der protestantischen Geistigkeit unsrer Dichter und Denker fremd, ja unbekannt. Der Protestantismus aber hat, schon während die Bachsche Musik seine echten kultischen Kräfte in ihr riesenhaftes Werk sammelte und rettete, für die damaligen geistigen Menschen bereits nur noch eine negative Funktion gehabt, indem er ihnen die Freiheit zu allem gab, was nicht geradezu an seinen letzten Grundlagen rührte. Durch große Männer protestantischer Herkunft ist aber zugleich der gewaltige Bewußtseinswandel geschaffen worden, der den eigentlichen Bruch des 18. Jahrhunderts darstellt: die Orientierung an der gewußten Geschichte, dem großen Arsenal der Vorbilder und Urbilder eines nicht aus eigenen Quellen naiv mehr schaffenden Lebens. Die weiten historischen Perspektiven des allfähigen Herder verengen sich hier bald auf zwei getrennte Wählbarkeiten, die gleichzeitig hervortreten: auf das Klassische als das ursprüngliche Vorbild nur ästhetisch geleiteter schöpferischer Freiheit; auf das Romantische als das aus der Vergangenheit gewonnene Wunschbild neuer volkhafter und religiöser Bindung.

Der stoffliche und formale Gegensatz, unter dem wir heute klassisch und romantisch gebrauchen, ist für die Beurteilung von Wesen und Ursprung dieser beiden Prinzipien zweiten Ranges: beide entstammen sie gemeinsam dem Zerfall des letzten Stils, des Barock, in seine Elemente. Denn dieser umfaßte noch als Einheit, was jetzt auseinandertritt — er hatte die klassisch-plastische Substanz mit der musikalisch-malerischen zu etwas Neuem durchdrungen und verschmolzen, dessen

Tragendes immer noch das christliche Weltgefühl war, aus dem alle großen Stile des Nordens hervorgegangen waren. Die „Elemente" von Klassik wie Romantik sind also keineswegs das vom Barock abweichende und revolutionäre, sondern ihr reflektierter isolierender Gebrauch vermöge der historischen Begründung und Ableitung – die „Reinigung" der Elemente von der vermeintlichen Trübung und Verzerrung, die sie durch das organische Wachstum des Stils erlitten hatten, wäre nicht möglich gewesen ohne das historische Wissen, Wünschen und Vermuten, wie sie „ursprünglich" möchten ausgesehen haben; wodurch es eben auf der einen Seite zu Norm und Vorbild der einstigen wirklichen Antike, auf der andern zum Wunschbild der echten christlichen Vorzeit, des Mittelalters, kommen konnte.

Diese Blickrichtung auf die Vergangenheit als zu etwas Höherem empor ist nun das Übergeordnete: das eigentlich Romantisierende, Romantische, welches dem Nachbarock die Signatur gibt, ob es das klassische Altertum oder das christliche Mittelalter zum Gegenstand habe; und die theoretische Frühromantik der Brüder Schlegel hat es auch so verstanden und gefaßt, wenn sie Goethes Welt einbezog und aus ihr sogar die ersten Grundsätze des Romantischen, das heißt: der künftigen Modernität, ableitete. Das Romantische ist hier, wo wir es gerade im populär gewordenen Sinn des Zurückgewandten gebrauchen, von dem Vorwurf der Schwäche zu reinigen, der ihm hier vornehmlich zuteil wird. Gewiß erscheint das romantische, oder wie Schiller sagen würde, sentimentalische Streben nach fernen Idealen gegenüber dem auf sich Beruhenden geschlossener Kulturen, die immer unhistorisch oder ahistorisch sind und auf die Vergangenheit mit Gleichgültigkeit oder Verachtung herabblicken, bereits als eine Schwäche; es verrät aber doch noch lebendige schöpferische Kraft genug, wenn man das erregend plötzlich in den Gesichtskreis tretende Historische noch sozusagen „persönlich" nimmt, es sich anzugleichen, es mit dem Gegenwärtigen zu verschmelzen sucht, anstatt es mit kühler objektiver Schau auf sich beruhen zu lassen. Das Romantische, das uns heute als ein Übergangsstadium zur „richtigen", das heißt wissenschaftlichen Befassung mit der Vergangenheit erscheint und für uns das streng historische 19. Jahrhundert begründete, konnte auch ein schöpferisches Durchgangsstadium zu einer neuen kulturellen Phase sein, die das nicht mehr rückgängig zu machende historische Bewußtsein ins Bild erhob, in Schöpfung einbezog und den Trieb vergangener Kultur, von der ein Bruch sie zu trennen schien, in Wahrheit weiter und zur Vollendung führte.

So hat das Ziel ihres Strebens denn auch in den besten Köpfen der damaligen Zeit, ob „Klassiker" oder „Romantiker", gelebt – die Vision einer Gesamtkultur leitete sie, die deshalb so tief begründet und vollbringbar scheinen mußte, weil im Barock nur Teile der deutschen Geistesmöglichkeiten verwirklicht worden waren. Jetzt brauchten zum Bildnerischen und Musikalischen der süddeutsch-katholischen Tradition nur die historischen, philosophischen, dichterischen Werte nordisch-protestantischer Herkunft zu treten, das Glauben und Schauen mit dem freieren Denken und Dichten sich zu durchdringen und auszugleichen, und das im Barock so wunderbar Vermochte müßte in einem neuen Ansatz all den vielfältigen Reichtum zu einem letzten neuen Ganzen zusammenschließen.

In der Tat begannen mit Wackenroders Erlebnis des katholischen Bamberg und des mittelalterlichen Nürnberg die schöpferischen Wechselwirkungen zwischen bisher getrennten Geisteswelten und Kulturen, nicht nur bei denen, die in seiner

Nachfolge die eigentliche romantische Bewegung durch ihre verschiedenen Stadien führten, sondern überall damals, wo echte Schöpferkraft am Werke war – man kann die Begegnung der Mächte beim späten Hölderlin und Goethe wie bei Jean Paul und Kleist gewahren. Der unvergleichliche produktive Reichtum, der die Jahrzehnte von 1790 bis 1830 füllt, wird geradezu nur erklärbar durch die Vielfalt freigewordenen Stoffes und neugefundener Bindung, wechselseitiger Anregung, Mischung und Durchdringung, die plötzlich möglich geworden ist. Aber wird zuletzt die harmonische Bindung aller Kräfte und Elemente erreicht, ist die Vision einer deutschen Gesamtkultur Wirklichkeit geworden?

Die Antwort lautet ja und nein zugleich. Das Ziel wird wohl erreicht, soweit es sich überhaupt erreichen läßt in einer so problematischen, zwischen Aufgang und Untergang gebetteten Situation; aber es wird auf zwei Wegen erreicht, wie sie unterschiedlicher noch nie in der Geschichte gleichzeitig sich beschritten zeigen – nicht Klassik und Romantik als formale oder inhaltliche Prinzipien verursachen zuletzt die Doppeldeutigkeit dieser Welt, sondern daß sie als Persönlichkeits- und Gemeinschaftskultur gleichzeitig sich verwirklicht.

Auch hier zeigt sich getrennt, was im Barock noch Einheit war: jede echte Kultur wurzelt in der Gemeinschaft, und die Schöpferpersönlichkeit, die ihr korrespondiert, sondert sich noch nicht in individuellem Bewußtsein von ihr, sucht nicht als Persönlichkeit sich auszubilden – auch der Größte bleibt hier gleichsam anonym, selbst wenn sein Name bekannt und berühmt wird, scheint dienend einen Auftrag zu vollstrecken; voran der eigentliche Former der Kultur, der Architekt, dessen Name am schnellsten in Vergessenheit schwindet, aber auch ein Musiker wie Bach, der bei allem Genie doch niemals als Genie in unserm Sinne sich verstanden haben mag. Aber ein Goethe summiert nur als Persönlichkeit die von der Zeit ihm dargebotenen Elemente, er dient ihr nicht, er bedarf ihrer nicht, er hat von keiner Gemeinschaft einen Auftrag erhalten – er rettet in vollkommener Selbstgestaltung die verlorene Kultur in seine ganz persönliche Welt, und wird dadurch auf seine Weise doch Fortsetzer und Vollender der voraufgegangenen Kultur. Man hat über dem angeblich „klassischen" Goethe sehr wichtige barocke Wesenszüge übersehen: mag seine Liebe zu mythologischer Vermummung, seine Gesellschafts- und Gelegenheitsdichtung mit Singspiel und Maskenzug, seine ganze „höfische" Existenz überhaupt nur äußerlich davon künden – der Schluß des zweiten Faust ist offenes Bekenntnis zur Form des kirchlichen Barock wie Mozarts Requiem und Beethovens Missa solemnis; wie seine ganze Stellung zu Christentum und Religion mehr der des Barock- als des Renaissance-Menschen gleicht, der wohl dem Geist erlaubt, in freieste Weiten zu schweifen, aber vor dem letzten Geheimnis ehrfürchtig schweigt. Vor allem ist das völlig Abendländische seines Stils, der sich im Strömenden behauptet und formt, nicht aus der klassischen Doktrin zu leiten, verdankt vielmehr viel tieferen Bildekräften seine Entstehung, wie sie aus einer bildnerischen Kultur mit typisch dynamischen Spannungen zuletzt den Dichter formen als ihr einsam überzeitliches Vermächtnis. Daß solche Persönlichkeitskultur mitnichten auf sogenannter klassischer Vollendung ruht, das zeigt noch deutlicher, wo wir ihr bei andern begegnen: die umfänglichste Eigen-Welt, die neben der Goethischen sich herausbildet, die Welt Jean Pauls, an barocker Substanz noch reicher als die seine, ist im Zeitlichen der Musik und der Romantik zugeordnet, ohne doch von der Gemeinschaftsbewegung der letzteren getragen oder gar heraufgeführt zu sein.

Denn die Romantik im engeren Sinne ist nun identisch mit jener andern Möglichkeit, die damals außerdem gesichtet wird: der Gemeinschaftskultur. Sie ist darum in Wahrheit die legitime Fortsetzung des Barock, weil sie auf dem Gemeinschaftsgrund aller bisherigen abendländischen Kultur, dem christlichen Glaubens- und Gefühlsgrund, nun unverhohlen wiederaufbaut. Aber sie tut es nicht mehr naiv, wie Gotik und Barock, sondern bewußt, und erscheint deshalb als „Bewegung", die ein verlorenes Ziel erst wieder sichtet und erstrebt. In der romantischen Dichtung tritt dies noch nicht mit durchgängiger Deutlichkeit zutage, obgleich der späte Novalis und Brentano im Namen der Christenheit zu sprechen begehren, der junge Brentano und Arnim die andre Gemeinschaftsbasis, die Volkheit, neu bewußt hinzufinden, Eichendorff von vornherein in heimatlich-katholischer Bindung steht; während ein E. T. A. Hoffmann das Ideal des barocken Gesamtkunstwerks schon in der persönlichen Kultur des genialen Gesamtkünstlers verwirklicht. Dagegen in der romantischen bildenden Kunst ist der Wille zur unmittelbaren Fortsetzung der Kulturaufgaben des Barock ganz offenbar; sie ist von Anfang bis zu Ende von ausschließlich religiösen Menschen getragen, auch die scheinbar mehr Vereinzelten wie Runge und Friedrich machen hier keine Ausnahme. Sie wollen alle das Andachtsbild, wie Wackenroder es schaute, das heilige Bild von Welt und Natur, wiederherstellen, wenn auch in noch so freier Auslegung, mystisch-pantheistischer Versenkung, mythisch-symbolischer Ausweitung. Sie suchen nicht sich selbst und ihre Persönlichkeit, sie bleiben im Grunde anonym — ein C. D. Friedrich signiert keines seiner Bilder; die Späteren schließen sich ganz bewußt zu Bünden und Bruderschaften zusammen; die Brüder Olivier haben einzelne Bilder gemeinsam gemalt, die Lukasbrüder wiederum hefteten den Bildern ihrer Mitglieder das gleiche Lukas-Zeichen an, nachdem sie gemeinsam das einzelne Bild geprüft und gutgeheißen haben. Wenn sie später dazu gelangten, in Rom und München die monumentale Wandmalerei in gemeinschaftlichen Werken zu erneuern, so folgen sie dem, was Runge begehrte, als er das Zusammenwirken von Baukunst, Malerei und Plastik forderte — auch hier lebt der Gedanke des barocken Gesamtkunstwerks wieder auf, wie es, mit ähnlicher Verteilung der Rollen, die Brüder Asam einst verwirklicht hatten. Nur von der instinktiven Wiederaufnahme dieser Überlieferung her ist auch, geschichtsmetaphysisch gleichsam, das Problem der Konversion zu betrachten — mögen Einzelne einer persönlichen Not damit genug getan haben, im ganzen handelte es sich um ein gewolltes Zurücktreten in den katholischen Kulturkreis, in welchem allein die ununterbrochene Überlieferung religiöser Kunst geherrscht hatte, während der bildlose Protestantismus keine entsprechende Tradition besaß.

Daß man die Kunst des Mittelalters und der Renaissance, die vor der konfessionellen Scheidung lag, in die Sphäre des neueren Katholizismus einbezog, bedeutete den Tribut an die historische Orientierung, wie es an sich keine Verleugnung der Tendenzen des Barock darstellte, sondern ihre Fortbildung und Ausweitung, die sowieso im Gang der Entwicklung hätte liegen können. Jedenfalls war der Zusammenhang mit dem Mittelalter durchs gemeinsame christliche Element wesentlich organischer für fromme Menschen der Zeit als die Verbindung mit der Antike, die andre moderne Kunstbegeisterte suchten. Doch ist auch an der Romantik das klassische Zwischenspiel nicht spurlos vorübergegangen, ihre Kunst hat unter der Einmischung von Wort und Praxis des Klassizismus sogar empfindlicher leiden müssen als die Dichtung, da das Dogma vom Vorbild der farblosen

Plastik und des aus ihr abstrahierten zeichnerischen Umrißstils sie um das reiche Erbe des barocken Kolorismus gebracht hat, wie es der Schweizer Füßli in England noch für seine romantischen Stoffe nutzen konnte; und wesentlich in diese Leere und Lücke das Vorbild von Mittelalter und Renaissance dann eintreten mußte.

Daß aus all diesen Hemmungen, mit denen die romantische Kunst zu kämpfen hatte, doch eine einzigartige Schöpfung mit unverlierbaren Werten, trotz mancher Mängel und Entgleisungen, die im allzu Bewußten und Gewollten des Zeitschicksals lagen, überhaupt hervorgehen konnte, ja noch einer ganzen Epoche das Gepräge geben durfte, ist gar nicht zu verstehen ohne die Annahme, daß die alte Kraft des Bildenden, welche die Barockkultur hervorgetrieben hatte, mit einem echten und unermüdeten Impuls hier fortwirkte.

So begreift sich das Schicksal der romantischen Kunst ganz ähnlich wie das der Musik der gleichen Zeit als Ausweitung und Ausbreitung von Kräften und Tendenzen der Barockkultur; nur daß dies in der Musik, die den historischen Bewußtseinseinbruch nicht kennt (in Glucks Reform von ihm nur äußerlich gestreift wurde), weit ungehemmter und organischer verlief; zumal bei ihrer Einheit von Spielenden und Hörenden die Trennung in Gemeinschafts- und Persönlichkeitskultur nie die Schärfe annehmen konnte wie in den andern Künsten. Vielleicht durch diesen fortdauernden Zusammenhang aller Künste mit dem Barock wird schließlich auch verständlich, warum die große Schöpferzeit bis 1830 kein Anfang und auch keine „Blüte" war, sondern Frucht und Ende: Vollendung eines längst schon Angehobenen; Ausfüllung eines gegebenen, schon gebauten und schon verfallenden Kulturraums in einer der ganz gebundenen und geschlossenen Kultur bereits nicht mehr fähigen Zeit.

Das Buch von Richard Benz „Die Kunst der deutschen Romantik" (München, R. Piper & Co. 132 Bildtafeln, darunter 4 farbige und 24 Textbilder. RM 18,–) wird als ein Muster bester Kunstbücher allen Lesern der „Deutschen Rundschau" von höchstem Interesse sein. Denn hier wird erstmalig die romantische Kunst als ein geschlossenes Ganzes betrachtet unter Überwindung der bisher bestehenden großen Schwierigkeiten, daß uns Einzelwirkungen der Romantik noch zu nah waren, als daß wir sie einheitlich objektiv hätten sehen können, und daß das Ganze uns schon zu fern war, so daß nur Einzelnes für uns noch von Bedeutung und wirksam war. Gerade Richard Benz war dazu berufen, dieses Buch zu schreiben, denn seine innerliche Art, seine feine Geistigkeit und seine umfassenden Studien befähigen ihn gerade zur Lösung dieser großen Aufgabe. Es ist eine Meisterleistung deutscher kulturhistorischer Arbeit. Sie wird in harmonischem Zusammenklang zu einem vollendeten Ganzen durch den Bildteil, den A. v. Schneider auswählte und mit kurzen Biographien der behandelten Künstler, von denen gerade unbekanntere Bilder aufgenommen sind, vervollständigte.

Die Schriftleitung.

FRITZ SCHUMACHER

Neue Baustoffe – neue Bauformungen

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts faßt Schopenhauer seine Ansichten über die Zukunft der Architektur in den vernichtenden Worten zusammen: „Diese Kunst ist keiner bedeutenden Bereicherung mehr fähig – – Das Streben nach dem Ideal fällt mit dem Nachahmen der Alten zusammen."

Wie kommt er zu diesem Todesurteil? Er zieht seine Schlußfolgerungen lediglich aus dem Steinmaterial, und man kann sagen: unter diesem Gesichtswinkel hat die baukünstlerische Entwicklung in der Tat kaum noch Raum für wirkliche „neue" Bildungen übriggelassen. Wohl bleibt der Stein, ebenso wie er der Antike, dem Mittelalter und dem Barock in den so entgegengesetzten Gestaltungen der Masse willig gefolgt ist, auch fernerhin ein gefügiges Material für jedwede neue Bau f o r m — aber bei der Bildung des eigentlichen baulichen Gedankens, nämlich des formenden Gerüstes, sind ihm schon durch seine Abmessungen gewisse Grenzen gesetzt. Das rechtwinklige Gerüst von Stütze und Last (Säule und Gebälk) kann man nicht beliebig weiten, und die Möglichkeit der Überwindung der Größenbeschränkung durch die keilförmige Verspannung der einzelnen Stücke zum Bogen und dann weiter zur gebogenen Schale der Gewölbeüberdeckungen ist im Laufe der kunstgeschichtlichen Entwicklung bis in die äußersten und kühnsten Konsequenzen in Kreuzgewölbe-Systemen, Tonnen und Kuppeln ausgenutzt worden. Bildungen wie die geistreichen Gewölbedurchdringungen von „Vierzehnheiligen" oder die Kuppeln, die zwischen dem Pantheon und der Karl-Borromäus-Kirche in Wien entstanden sind, lassen sich wohl im Maßstab, aber nicht in der baulichen Idee steigern.

Hat Schopenhauer nicht recht, wenn er auf die Notwendigkeit hinweist, beim Nachahmen der „Alten" alles Heil zu suchen?

Nur wenige Jahre nach der Festlegung dieses Ergebnisses errichtete Paxton für die Londoner Weltausstellung von 1850 nur aus Eisen und Glas seinen mächtigen „Kristallpalast", und bald darauf entdeckte der Gärtner Monier ein Verfahren, das durch Einbetten von Eisenstäben in Beton zu einem Baumaterial führte, bei dem infolge des fast gleichen Ausdehnungskoeffizienten der beiden verbundenen Elemente beinahe alle Spannungs- und Schubkräfte aufgehoben sind.

Eisenbeton und Eisen kündigten ihr Erscheinen an, aber erst um die Jahrhundertwende begannen sie, mit wenig Ausnahmen, aus der Rolle von versteckten Hilfsmaterialien zu selbständigen Mächten zu werden; erst Wayß entwickelte Ende der achtziger Jahre den Monierschen Gedanken zu einem technisch brauchbaren, nämlich b e r e c h e n b a r e n Baustoff, und erst die Bauten der Pariser Weltausstellung der gleichen Zeit, die im Eiffelturm gipfelten, weckten den Blick dafür, daß hier ästhetische Möglichkeiten ungenutzt schlummerten.

Es war keine kleine Aufgabe für die Architektur des beginnenden 20. Jahrhunderts, neben den unzähligen neuen Bauaufgaben, die durch die Großstadtentwicklung entstanden, auch diese neuen Baustoffe richtig in die schöpferischen Gedankengänge einzuordnen.

Das ist auch häufig genug mißlungen, aber allmählich begann doch die Erkenntnis zu erwachen, daß man aus diesen neuen Baumöglichkeiten eigenwertige Gestaltungen bilden konnte, und man erkannte, worin diese Eigenwertigkeit eigentlich bestand.

Der Eisenbeton erschwerte diese Erkenntnis vor allem dadurch, daß er eine proteusartige formale Bildsamkeit besitzt. Man konnte ihn mißbrauchen zur Nachahmung der Steinarchitektur, denn er stand als plastische Masse zur Verfügung. Ihr wahres Wesen aber enthüllte diese plastische Masse erst, als man den Gegensatz zum S c h i c h t e n des Steines betonte und ihn zu großen monolithen Gebilden benutzte, zu Silos, Wassertürmen, Gasbehältern, Bunkern, deren

Riesenleiber neuartig in unseren Industriestädten stehen und neuerdings modernen Befestigungswerken ihren mammutartigen Charakter geben. Das Material erlaubt uns aber auch ganz im Gegensatz zu diesen monolithen Bildungen, den Baukörper völlig aufzulösen und in ein Gerüst senkrechter und waagerechter Elemente zu zerlegen, dessen Gefache offen bleiben, oder aber durch die verschiedensten Füllmaterialien — Keramik, Glas, Steinplatten — geschlossen werden können. Es erlaubt uns vor allem eine Fülle verschiedener frei tragender räumlicher Überspannungen, die über das bisher Mögliche weit hinausgehen: ungegliederte Deckenplatten von großer Flächenausdehnung, gerade Balken und vor allem weitgespannte Rahmenbinder, die jeder nur erdenklichen Krümmungsform in gebrochener Linie oder in kontinuierlicher Kurve folgen. Diese Möglichkeit führt in der Außenarchitektur zu Brückenlösungen von größter Kühnheit. Gebilde wie die „Teufeltalbrücke" der Reichsautobahn (Gera—Jena) mit ihrer freien Spannung von 138 Meter sind bisher nicht gesehen, und es ist nicht nur die Weite der Spannung, was solchen Bauwerken ihre Besonderheit gibt, sondern es ist das Verhältnis dieser Spannungsweite zur Stichhöhe des Bogens. Beim steinernen Bogen muß mit dem Wachsen der Weite auch die Höhe des Bogens wachsen, weil die einzelnen Steine sich sonst nicht verspannen; beim Eisenbeton ist das nicht nötig, die statischen Linien, die er zu spannen erlaubt, haben ihre eigenen Gesetze; wir sehen Kurven, die mit geringer Stichhöhe große Weiten in elegantem Schwung überwinden, und wir erleben Linienzüge, die bisher in der Architektur unbekannt waren. Sie haben ein neues Gefühl für die Spannkraft der Linie geweckt.

Diese Möglichkeiten haben nun vor allem für den Innenraum interessante und fruchtbare Folgen gehabt. Besonders ist es ein Raumtypus, der heute in unserer Architektur eine außerordentliche Rolle spielt. Es leuchtet ein, daß man den Bogenbinder einer Brücke, von dem wir soeben sprachen, in einer Folge bestimmter gleicher Abstände beliebig oft wiederholen kann — deckt man die Zwischenräume dieser Binder oben gerade ab und schließt die seitlichen Lücken durch gerade Wände, so erhält man außen einen rechteckigen einfachen Baukörper, innen aber beherrscht den Raum das tragende Sprengwerk der Binder. Was ihm seinen Charakter gibt, ist die untere Kurve dieser Binder. Die Wiederholung dieser Kurve in gleichen Abständen wirkt auf den Beschauer ganz ähnlich wie ein Tonnengewölbe, dessen Schale im Zug dieser Kurve gewölbt ist. An zahlreichen Beispielen, neuerer Bahnhofs- und Markthallen, Industrieräumen, Sport- und Versammlungssälen kann man kontrollieren, daß nach diesem Prinzip konstruierte Gebilde eine eigentümliche Raumillusion erzeugen: man hat das Gefühl, in Räumen zu sein, die je nach der Gestaltung der Binder in verschiedenster Weise bald wuchtig, bald zierlich, bald in schnittigen flachen Bogen, bald im Zug einer mehrfach geschwungenen Kurve überdeckt sind. In Wahrheit ist der umschlossene Luftraum des Inneren ein einfaches rechtwinkliges Gebilde, dessen neutrales Wesen nur übertönt wird durch die Macht der Wiederholung einer charaktervollen Konstruktionslinie.

Solche offene, gleichsam skelettierte Tonnenräume haben vor der entsprechenden wirklichen Tonne gewisse praktische Vorzüge: die Zwischenwände zwischen den Bindern erlauben eine beliebige Entfaltung der Beleuchtung: man kann gerade Wände ganz in Fenster auflösen (Christus-Kirche in Berlin), aber man

kann diese Zwischenwände auch der Kurve des Binders folgend in treppenartigen Zonen sich absetzen lassen (Funkhallen in Berlin), ja man kann sie neigen, wenn man einen bestimmten ästhetischen Zweck damit verfolgt (Krematorium in Hamburg). Das bedeutet nicht so sehr eine Variierung der Raumgestalt, denn diese Zwischenwände werden meist durch die eingestellten Binder perspektivisch überschnitten, sondern es bedeutet eine reiche Möglichkeit in der Anordnung des Lichtes: diese skelettierten Tonnen können bei gleicher Grundgestalt durch die Art der Beleuchtungstaktik zu völlig verschiedener Wirkung gebracht werden, ein künstlerisches Mittel, das dem wirklich mit geschlossener Schale eingedeckten Tonnenraum der Steinarchitektur in diesem Maße versagt ist.

Diese aus einer Folge offener Eisenbetonbinder entwickelten Längsräume lassen nun gewaltige stützenlose Überdeckungen zu: in der Längsrichtung sind sie theoretisch unbeschränkt, und in der Breite steht theoretisch nichts im Wege, sie ebenso weit zu spannen wie den Binder einer Brücke. Wenn wir trotzdem in Wirklichkeit noch keine Räume besitzen, die das Breitenmaß jener „Teufeltalbrücke" (138 Meter) zeigen, so liegt das daran, weil es Grenzen gibt, die man aus wirtschaftlichen Gründen nicht unnötig überschreitet. Die weitest gespannte Halle Europas zeigt 100 Meter offene Spannung und ist durch sichtbare Eisenkonstruktion gedeckt (Messehalle 7 in Leipzig). Die unsichtbare Eisenkonstruktion über der hufeisenförmigen Kongreßhalle in Nürnberg wird sich an der breitesten Stelle über zirka 168 Meter spannen.

Neben solchen aus unserem Großstadtleben gar nicht mehr hinwegzudenkenden „aufgelösten" Tonnen steht dem Eisenbeton natürlich auch die Schalenkonstruktion der wirklichen Tonne zur Verfügung, und ebenso wie den Raumgedanken der Tonne vermag er damit die Kuppelform zu bewältigen. Daß man aber auch diese in höchst wirkungsvoller Weise in ein Skelett von Eisenbetongerüsten aufzulösen vermag, zeigt die großartige Kuppel der „Jahrhunderthalle" in Breslau. Die Art, wie hier die gewaltigen Glieder eines sichtbaren Konstruktionssystems in kühnen, unserem historischen Bewußtsein nicht geläufigen Schwingungen logisch ineinandergreifen, macht einen phantastischen, beinahe möchte man sagen, dämonischen Eindruck.

Diese Kuppel wird trotzdem wahrscheinlich eine vereinzelte Leistung bleiben, weil der Eisenbeton neuerdings Zentralräume mit weitaus wirtschaftlicheren Mitteln zu überwölben vermag.

Die Anforderungen der Planetarium-Kuppeln haben Anlaß gegeben zur Entwicklung einer Schalenkonstruktion, die technisch Erstaunliches bietet: ein „Torkretbeton" wird auf ein dünnes Flacheisengerippe, das die Kuppelform bildet, aufgespritzt. Das Verfahren, das nach seinen Schöpfern Dyckerhoff & Widmann A.-G. „Dywidag-Bauweise" genannt wird, ermöglicht, mit Schalen von nur sechs Zentimeter Dicke Spannungen massiv zu überwölben, die den Ausmessungen des Pantheon (43,4 Meter) entsprechen!

Was das bedeutet, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß beispielsweise die Dywidag-Kuppeln der Leipziger Markthallen 5700 Quadratmeter mit einer Konstruktion überdecken, die etwa 2220 Tonnen wiegt, während die 1500 Quadratmeter des Pantheon dazu einer Masse von etwa 11 000 Tonnen bedürfen. Die Schalen sind nur neun Zentimeter dick bei einer Spannung von 76 Meter. Durch Schubwirkungen werden dem Architekten kaum noch Fesseln auferlegt*.

* Vgl. Schumacher „Strömungen in deutscher Baukunst seit 1800". Leipzig, E. A. Seemann.

Von hier blicken wir in eine noch weite Zukunftsperspektive: Professor Dischinger konnte auf einer Jahresversammlung des „Deutschen Beton-Verein" das Projekt einer Thermenhalle zeigen, die eine offene Spannweite von 150 Meter vorsah.

Schalenwirkungen wie die, von denen wir zuletzt sprachen, sind dem zweiten Baumaterial, das um die Jahrhundertwende mit seinen Forderungen neu ins architektonische Bewußtsein trat, dem Eisen versagt. Wenn es sein Wesen offen zeigt — und nur das interessiert uns in unserem Zusammenhang — tritt es stets in Formungen auf, die wir mit dem Begriff des „skelettartigen" Gerüstes bezeichnet haben. Es führt zu Raumbildungen, die, grundsätzlich betrachtet, nach dem gleichen Prinzip entwickelt sind, das wir bei den offenen Tonnenräumen und offenen Kuppelräumen des Eisenbetons zu verdeutlichen versucht haben. Die Halle des Dresdner Hauptbahnhofs ist für den ersten, die Festhalle in Frankfurt für den zweiten Raumgedanken ein charakteristisches Beispiel für viele.

Wir müssen uns bei diesem kurzgedrängten Überblick damit begnügen, hervorzuheben, daß die geringe Masse, die das Eisen im Verhältnis zu denselben Leistungen des Eisenbetons nur zu entfalten braucht, die im Prinzip gleichen Raumkonstruktionen ästhetisch ganz anders wirken läßt. Es ist nicht nur die größere Feingliedrigkeit, was dabei in Betracht kommt, sondern fast mehr noch der Umstand, daß der Beschauer die Logik des Ineinandergreifens und Verstrebens dieser feinen Glieder ganz anders zu überschauen vermag als bei den schwereren Formen des Eisenbetons.

Es ist interessant zu sehen, wie die Entwicklung der offenen Konstruktionen des Eisens auf den Skelettbau des Holzes eine umstürzende Wirkung ausgeübt hat. Als man anfing, dessen Leistungsfähigkeit nach den statischen Methoden des Eisens zu berechnen, wurde das Holz in unseren Tagen ein völlig neues Baumaterial. Der hölzerne Riesenbau der „Westfalenhalle" in Dortmund wetteifert mit seiner Spannung von 75 Meter, die mit einem Bindersystem bewältigt ist, dessen Bogen nur 19,5 Meter Scheitelhöhe besitzt*, mit den größten derartigen Hallen des Eisenbaus, zeigt aber ebensowenig wie diese nicht etwa das Ende einer Entwicklung. Bei einer Tagung des Jahres 1934 führte Dipl.-Ing. Tauber aus: Es steht durchaus nichts im Wege, die in der „Westfalenhalle" verwendete Binderkonstruktion auf eine Spannweite von 100 bis 125 Meter zu vergrößern. Wir blicken also ebenso wie beim Eisenbeton und beim Eisen auch beim Holz in eine weite Zukunftsperspektive.

Aber es sind nicht diese quantitativen Fragen, was uns in erster Linie berührt, wenn wir hier von den Problemen sprechen, die neue Baustoffe der Baukunst eröffnen. Mehr noch interessiert uns die Frage, welche Gesichtspunkte auftauchen, wenn man — ob klein oder ob groß — aus dem Wesen dieser Materialien heraus baulich zu schaffen beginnt.

Es leuchtet ein, daß es nicht etwa neue Formen sind, was dabei herauskommt: die dünne Sprödigkeit des Eisens widerstrebt einer Formgestaltung seiner Materie, und die Allbildsamkeit des Eisenbetons tut das gleiche nicht aus Sprödigkeit, sondern im Gegenteil aus allzu großer Willfährigkeit. Nicht Besonderheiten der Form sind es, die man suchen muß, sondern Besonderheiten der Formung. Das soll heißen, in der Art, wie aus diesen Baustoffen räumliche Organismen geformt werden, liegt ihr besonderes Wesen.

* Die schöne, in den letzten Jahren erbaute „Schwabenhalle" in Stuttgart zeigt 64 Meter Spannweite bei einer Länge von 100 Meter und einer Höhe von 26 Meter.

Es tritt am stärksten hervor, wenn man es benutzt, um den Raum statt durch Massengestaltung, mit der die Steinarchitektur wirkt, durch Gerippegestaltung zu bewältigen. Immer deutlicher kommt zum Bewußtsein, daß es neben der „Muskelarchitektur", die mit Massen und daraus entstehenden Flächen arbeitet, eine „Skelettarchitektur" gibt, und daß beide ihre eigenen nicht vermischbaren Gesetze haben.

Beiden ästhetischen Welten ist das gemeinsam, daß ihre Gestaltungen für uns erst lebendig werden, wenn wir die Erfahrungen und Vorstellungen, die wir aus unserer eigenen menschlichen Körperlichkeit in uns tragen, in sie hereinprojizieren. Die in Wahrheit starre Materie der Massen in der „Muskelarchitektur" wird uns erst lebendig, wenn wir sie charakterisieren, als ob sie elastisch wäre, das heißt, wenn wir ihr Tragen und Stützen — wie bei der Säule — charakterisieren im Sinne der Schwellungen unserer Muskelfunktionen, denn andere innere Kräfte vermögen wir gar nicht zu verstehen. Und die starre Materie des Gefüges der „Skelettarchitektur" wird uns erst lebendig, wenn wir unbewußt in ihr etwas zu entdecken glauben von der Logik und dem statischen Sinn unseres Skelettgefüges — von der Spannkraft unserer Sehnen und Gelenke. Das sind zwei völlig verschiedene Welten, die man, ohne ihre Harmonie zu stören, ebensowenig mischen kann, wie es erträglich ist, wenn bei dem Muskeleindruck einer schönen Menschengestalt plötzlich ein Glied sich als Skelett darstellt. Auf dem Wege der Entwicklung, den die neuen Baustoffe durchmachten, die wir hier heute aus manchen anderen herausgegriffen haben, sehen wir unzählige Beispiele dafür, daß der Schaffende in seiner Ratlosigkeit zunächst einmal versucht hat, den ungewohnten Skeletteindruck durch den Zusatz möglichst eindrucksvoller Muskelarchitektur zu übertönen. Wir haben angedeutet, daß die Skelettarchitektur genug künstlerische Eigentümlichkeiten besitzt, um äußerlicher Zutaten entraten zu können.

Wenn wir uns diese Eigentümlichkeiten, die vor allem auf die Raumgestaltung Einfluß haben, noch einmal kurz vergegenwärtigen, sehen wir als Erstes, daß im Raume völlig neue Verhältnisse von Weite zu Höhe entstehen. Unsere statischen Vorstellungen, die wir als etwas Absolutes angesehen haben, erweisen sich als etwas Relatives, nämlich Materialgebundenes. Durch das Umlernen schärft sich der Blick für die Spannkraft und Feinheit des Linienzuges, vor allem aber öffnet sich ein Reich neuer Proportionen und damit neuer Wirkungen auf architektonischem Gebiete, das nur durch den Vergleich mit musikalischen Begriffen charakterisiert werden kann.

Als ein Zweites sehen wir im Raume neue Möglichkeiten der Belichtung entstehen. Das Skelett erlaubt, das Licht der Außenwelt an fast beliebigen Stellen anzuzapfen. Das ist, nebenbei gesagt, keine kleine Gefahr, aber auch eine reiche Quelle neuer Wirkungen, die uns gleichzeitig gegeben wird, wo auch die künstliche Beleuchtung uns erlaubt, Licht und Raumgestalt in völlig neuartiger Weise miteinander zu verbinden.

Als ein Drittes sehen wir, daß ganz einfache rechtwinklige kubische Gebilde durch die Art, wie die Konstruktion ihrer Überdeckung gestaltet ist, eine Fülle verschiedenartiger Charakterisierung erhalten können. Man kann durch zielbewußtes Ausnutzen dieser Möglichkeiten, ohne die Grundform des raumumschließenden Körpers zu bewegen, Raumillusionen erzeugen, die zu den verschiedensten, noch lange nicht erschöpften künstlerischen Wirkungen führen.

Erst als Viertes nennen wir die Tatsache, daß die absoluten Größen des stützenlos überdeckten Raumes in gewaltiger Weise wachsen können. Man ist geneigt, das allem anderen voranzustellen, denn hier scheint im ersten Augenblick die greifbarste Eigentümlichkeit zu liegen, die nicht nur als Neuartigkeit, sondern zugleich als Fortschritt bezeichnet werden muß. Und doch kommen wir in Verlegenheit, wenn man fragt, ob in diesem Wachsen der Größe nicht nur ein materieller, sondern auch ein künstlerischer Fortschritt gesucht werden kann.

Wenn wir an monumentale Raumschöpfungen denken, ist es kein Zweifel, daß der Mensch, wenn er ein Stück gebändigten Raumes aus dem großen unfaßbaren kosmischen Raume kraft seiner Kunst herausreißt — als letztes Ziel verfolgt, trotz der Begrenzung doch etwas einzufangen von dem Gefühl der Unendlichkeit des Raumes. Jeder, der einmal im Pantheon gestanden hat, wird wissen, was damit gemeint ist. Dies Gefühl verlangt wohl ein gewisses Minimum an quantitativer Entfaltung, aber hängt darüber hinaus nicht ab vom Wachsen der wirklichen Größe, sondern von der inneren Harmonie einer monumentalen Grundform. Auf diesem höchsten Gebiet ästhetischer Wirkung können wir also nicht etwas suchen, was den Begriff Fortschritt rechtfertigt, wohl aber dürfen wir von ihm innerhalb einer soziologischen Blickrichtung sprechen.

Dies Wachsen des ungehemmt bewältigten Raumes ist für zahlreiche soziologische Bedürfnisse in unserer Zeit der Massenballungen ein Schritt nach vorwärts. Fast alle unsere großen Anlagen für Versorgung, für industrielle Arbeit und für Verkehr haben durch die Möglichkeit der wirtschaftlichen Erstellung freier, gut belichteter Großräume ein neues Gesicht bekommen. Aber diese Möglichkeit hat oft nicht nur materielle, sondern auch ideelle Bedeutung: die Hallen für Leibesübung und für Massenversammlungen geben den Rahmen für Betätigungen, die in den Volkserziehungsgedanken unserer Zeit eine führende Rolle spielen. Wenn auch unsere heutige bauliche Richtung die bedeutsamsten repräsentativen Aufgaben so weit wie möglich dem edlen Werkstein vorbehalten wissen will, so bleiben doch genug Fälle übrig, wo diese neuen Baumethoden über die bloße Nützlichkeit heraus auch den idealen Tendenzen der Zeit ihre materielle Verwirklichung geben. Aber vielleicht ist schließlich etwas anderes noch wichtiger: die Tatsache nämlich, daß die neuen Formungsmöglichkeiten neuer Baustoffe geholfen haben, die Baukunst aus der Gefahr einer historischen Erstarrung zu erlösen.

Jenes ertötende Wort Schopenhauers von der Unmöglichkeit einer Weiterentwicklung ist durchbrochen, wir können selbst bei Aufgaben des Alltags wieder neue Formungen anstreben, mit anderen Worten: Ziele an neuen Ufern suchen. Und das Wort Schinkels klingt nicht mehr wie ein Vorwurf: „Nur wo man sucht, da ist man wahrhaft lebendig!"

Alle Bewunderer von Fritz Schumachers großem Lebenswerk haben seit Erscheinen seiner „Stufen des Lebens" mit besonderer Freude die Nebenfrüchte seiner gesegneten Tätigkeit genossen, in denen der Mensch Fritz Schumacher zu ihnen sprach, wie in den „Rundblicken" und der „Begleitmusik des Lebens", weil in ihnen in schönster Form die Wahrheit und Echtheit eines reifen Menschentums sich offenbart und eine tiefe Güte, die auch dann spürbar ist, wenn sie sich in überlegener Ironie äußert. So wird der Hinweis willkommen sein, daß ein neues Buch der gleichen Art von ihm jetzt vorliegt, „Träumereien" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), in dem er „ernste und heitere Gedankenspiele", eingekleidet in die Form des Märchens, uns beschert. Diese 48 Skizzen, die er sozusagen als Arabesken an den Rand seiner Berufsarbeit zeichnete, bieten des inneren Gewinns und der Nachdenklichkeit wie auch des Trostes so viel, daß jeder mit Freuden nach ihnen greifen wird. Die Schriftleitung.

GERHART POHL

Schlesien

Land mit dem Doppelgesicht

Das Werden

Als vor einigen Jahren der Plan auftauchte, den Zobtenberg, der wie ein altes Wahrzeichen aus Mittelschlesiens fruchtbarer Ebene ragt, in Siling umzunennen, sprach daraus nicht die mechanische Eindeutschungssucht, die im Weltkrieg manch eine rasch wieder verwelkte Blüte gezeitigt hat.

Der Plan war dem Streben nach Offenbarung einer vergangenen Wirklichkeit entsprossen und sollte das Wahrzeichen einer Landschaft zum Sinnbild eines deutschen Raums erhöhen. Denn am Fuße des Zobten hatten sich zu Beginn unserer christlichen Zeitrechnung, also sechs volle Jahrhunderte, bevor im Wellenschlag der Völkerwanderung sich das Polentum nach Schlesien vorschob, der ostgermanische Vandalenstamm der Silingen angesiedelt, der — wie Prokopius berichtet — noch um 500 mit seinen Brüdern in Nordafrika die Verbindung aufrechterhielt.

Als die Polen hundert Jahre später ins Land kamen, nannten sie den Berg Slenz, was nichts anderes als ein poloniſiertes Siling ist. Der heutige Name Zobten erwuchs einem Mißverständnis oder dem Trieb des Volkes zur Vereinfachung. Sobotka hieß die Stadt Zobten am Fuße des Berges, wo der Sonnabendmarkt (= sobotka) der polnischen Bauern stattfand. Der deutsche Name Siling ist also der einwandfrei ältere; ja, der älteste der bezeugten Namen des Berges.

Freilich haben danach sechs volle Jahrhunderte Slawenvölker: Polen, Tschechen und Wenden Schlesien bewohnt, bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts deutsche Siedler Welle um Welle in das Land hineindrängten und ihm mählich das deutsche Antlitz gaben, das Schlesien seitdem getragen hat. Schon im 13. Jahrhundert sind deutsche Städte wie Goldberg und Löwenberg urkundlich bezeugt.

Die Siedler, die den Slawen das fruchtbare Oderland abrangen, Neuland durch Rodungen schufen und die Städte gründeten, waren Thüringer und Franken, Hessen und Pfälzer, ja, selbst Bayern, Tiroler und Flamen in buntem Durcheinander. Wäre einer dieser Stämme der alleinige Siedler im Lande gewesen, er hätte sich — getreu dem mittelalterlichen Stammesbewußtsein im deutschen Volke — als Thüringer oder Franke oder Hesse niedergelassen, und wir hätten heute im Südosten ein zweites Thüringen oder Franken oder Hessen, nicht aber jenes besondere Land Schlesien, dem man allenthalben im Reich wie in der Welt die „Würden" eines deutschen Stammlandes zugebilligt hat, derweil es stets nur eine bescheidene Provinz, Objekt politischen Handelns der Prager, Wiener, Berliner Regenten war.

Daß man dennoch von Schlesien als einem besonderen Lande spricht, verdankt es dem aus der bunten Würfelmasse der vielen Einwandererstämme und den slawischen Restvölkern gebildeten neueren Typus des Schlesiers, der sich als deutsche Sonderart vor drei Jahrhunderten ausgewiesen und seitdem behauptet

hat. Das Land, politisch ohne eigenes Gesicht, ja, ohne jene felsenfeste geschichtliche Überlieferung, wie sie Bayern, Altpreußen, die Ostmark kennzeichnen, schöpft seinen Ruf vornehmlich von seinen Menschen, deren Seele das Zwiespältig-Bunte eines mündigen Siedlervolkes wie die Schwere und der Reichtum eines vielfältigen Blutgemisches innewohnt. „Du, Schlesier, legst dich schlafen wie ein Flame", schreibt Hermann Stehr einmal, „springst wie ein draufgängerischer Franke in den Tag, arbeitest wie ein Pole und verlierst dich, von einem sentimentalen Tschechen oder Wenden an der Linken, von einem verträumten Thüringer an der Rechten geführt, durch den Abend in die Nacht. Der Charakter der Schlesier ist wie eine Volksversammlung, die erregt debattiert und keine Resolution faßt. Noch in jedem Entschluß und Gefühl stört diese tausendfältige Problematik den ruhigen, sicheren Ablauf, und zugleich bestimmt sie die wesentliche Eigenart des ganzen Stammes: seine Veränderungssucht, seine zähe, fast kindliche Liebe zur Scholle und sein künstlerisches Talent."

Dieser „tausendfältigen Problematik", der Spannung seines Lebens, entspringen die schöpferischen Leistungen, die Schlesien seit dem 17. Jahrhundert, dem Zeitpunkt seiner Mündigkeit, vollbracht hat. Und diese Leistungen, die den Charakter des Widerspruchs in sich tragen, so daß das Widersprüchige geradezu als eine schlesische Eigenart anzusehen ist, sind von geistiger Art.

Schon der Aufbau des Kulturkreises Schlesien gründet sich auf Gegensätze, die einander bedingen: der Prager Humanismus, dessen Geiste Frühbarockbauten wie Kloster Leubus, der „Cherubinische Wandersmann" Angelus Silesius und sein Porträtist, der große Barockmaler Michael Willmann, erwuchsen, verschmilzt mit der Überlieferung der westlichen Kernländer Deutschlands, die in der Gotik des berühmten Breslauer Rathauses triumphiert. Als steinernes Mal gemeisterter Gegensätze darf der Dom zu Breslau angesprochen werden, dessen Stil eine beinahe bruchlose Verschmelzung der Gotik des deutschen Westens mit dem österreichischen Barock ist.

Die späteren Religionskriege, die fast alle deutschen Provinzen heimsuchten, haben in Schlesien ihr besonderes Gesicht erhalten. Zunächst wurde das katholische Land — unter dem Einfluß des großen schlesischen Reformators Heß — geschlossen protestantisch; in der Gegenreformation wieder beinahe geschlossen katholisch. Seit dem Schwedenkrieg, der Schlesien als seinen Schauplatz fand, ist die Bevölkerung — wohl als einzige deutsche — genau zur Hälfte katholisch, zur Hälfte protestantisch, und zwar in einer unentwirrbaren Mischung ineinander. Kein größeres Gebiet — außer dem nördlichen Niederschlesien — ja, kaum ein Dorf weist eine konfessionell „reine" Bevölkerung auf; kaum eine größere Familie ist zu finden, die nicht in sich Katholiken und Protestanten vereint.

Daraus wohl nährt sich das tiefe Mißtrauen des Schlesiers wider jede Art von Dogma und Ideologie, sein Hang zu Mystik oder Ketzerei und sein allen Stürmen und Stauungen trotzender, auf das Ganze gerichteter Lebenssinn. Vom alten Logau stammt der gesunde Spruch, der einstmals die Runde durch Deutschlands Gaue machte:

„Luthrisch, Päpstisch und Calvinisch — diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei."

Dieselben Widersprüche in sich weist die schlesische Dichtung von Anbeginn auf. Da sind die Zeitgenossen im 17. Jahrhundert, Martin Opitz und Jakob Böhme, zwei große Gestalten der deutschen Geistesgeschichte, die denkbar schärfsten Gegen-

sätze des Menschengeistes: jener ein „praeceptor Germaniae", der Typus des bedeutenden Literaten vom Schlage der Voltaire oder Aretino, dieser der große „Schuster-Philosoph", der um die Gnade der Erleuchtung rang, ein Mystiker wie Plotin oder Paracelsus.

Durch die Jahrhunderte hin bis zum heutigen Tag ist dieser Gegensatz im schlesischen Schrifttum fühlbar: die Brüder Hauptmann — Gerhart der erdfeste Bildner, Humanist und Weltmann; Carl der lyrische aufgelöste Gott-All-Verbundene.

Dieses Ewig-Widersprüchige schlesischen Seins und Wirkens hätte sich im Laufe der Zeit gewiß ausgeglichen, gäbe es die schlesische Landschaft nicht. Sie hat zwar den Typus des Schlesiers nicht geprägt, erhält ihn jedoch durch ihre eigene Widersprüchigkeit. Sie selbst steckt voll unlösbarer Gegensätze und zeigt der Welt ihr rätselhaftes Doppelgesicht.

Die Landschaft

Dabei sehen die meisten Menschen, so oft das Wort Schlesien fällt, vor ihrem geistigen Auge nur die eine Hälfte des Gesichts: das magische Bild der Berge.

Durch Mährens Pforte steigen die Sudeten feierlich himmelan. Schicht türmt sich neben Schicht in vielfältig ineinander verwinkelten Zügen bis in das Reich des Hochgebirges hin. Hernach löst sich mählich Schicht von Schicht, bis hinter Flinsberg die letzte sanfte Hügelwelle in der Görlitzer Heide verebbt.

Das ist das alte Grenzland Schlesiens mit dem natürlichen Wall der Berge. Bis ins 15. Jahrhundert hinein wohl unbesiedelt, werden sie der Schutz der Menschen vor Pest und Tod im Dreißigjährigen Krieg. Diese ersten Siedler mußten Einsiedler werden, Spintisierer und Käuze. Nicht viel anders erging es den Gold- und Schatzsuchern, die in die ihnen fremden Berge zogen.

Hernach kommen die Italiener und bringen die Kunst des Glasblasens mit. So stößt der alte Huhn, dieser närrische Einsiedler, auf den weltgewandten, lebensfrohen Tagliazioni (in Hauptmanns „Und Pippa tanzt"). So sind die merkwürdigen schlesischen Sagen von den Walen und Venedigern zu erklären. Erst das 18. Jahrhundert entdeckt die eigentliche Schönheit des Gebirges. Humboldt zählt den Blick von der Rosenbaude auf die Massive zu den sieben schönsten Punkten der Erde; Tralles schreibt eine Hymne auf das Kernstück der Sudeten, wie vordem Haller auf die Alpen; Caspar David Friedrichs Bilder schließlich entdecken das Tragische in dieser Landschaft mit der Unendlichkeit ihrer Fichtenwälder, der melancholischen Verschlossenheit ihrer Berge und dem gebrochenen Farbenspiele zwischen Tag und Traum.

Doch es gibt noch ein anderes Bild, das Schlesien heißt, und das wenige kennen, wiewohl es den meisten Raum umfaßt: das Stromland der Oder vom Liselberg bis an die Grenze der Mark.

Das Gebirge trennt, vereinzelt und vertieft; der Fluß verbindet, macht gesellig und weltzugewandt. Jenes hat die Gotik befruchtet und Böhmes „Unio mystica" erzeugt; dieser ist Opitzens heiteres Gefilde, der Boden des österreichischen Barock.

Beide Landschaften hat die moderne Industrie zu einer Einheit unlöslich verschweißt und zugleich einen neuen Widerspruch geschaffen, der allerdings nicht von schlesischer Sonderart ist: den zwischen Land und Stadt. Da ist das Waldenburger Revier mit Waldenburg, der zweitgrößten Stadt Niederschlesiens. In

Wahrheit ist sie ein Gemenge von zehn Städten und Dörfern, die sich unentwirrbar ineinanderschieben. Schornsteine und Hochöfen ragen neben Bauernwirtschaften und Feldern; die Industrie ist mählich die Hänge der Berge hinangewachsen. Dasselbe Bild zeigen das Eulen- und Riesengebirge wie das Glatzer Kesselland.

Was Schlesien fehlt, ist die Stetigkeit kultureller Formen, deren eine aus der anderen gewachsen ist, und die zusammen als kulturelle Überlieferung sich den gegebenen Formen der Natur verschmelzen. Das Bild des deutschen Kernlandes ist in Schlesien nicht zu finden. Vielmehr offenbart sich das Janusgesicht der Landschaft noch in wunderlichen Einzelzügen: im Riesengebirge steht das Dorf Zillertal, das ausgewanderte Tiroler im Alpenstil erbauten, neben dem Schloß des alten Gneisenau, einem Denkmal des Berliner Klassizismus. Eine halbe Autostunde entfernt ragt Kirche Wang, die alte norwegische Stabkapelle mit ihren holzgeschnitzten Ungeheuern, die auf Friedrich Wilhelms IV. Wunsch von dem südnorwegischen Dörfchen Valdres hierher „verpflanzt" wurde; und wieder eine Stunde entfernt, spielt Kloster Grüssau die große Symphonie des österreichischen Barock. Aus landschaftlich kargem Vorgebirge, an dessen Hängen sich ein paar ärmliche Siedlungen hinziehen, steigen die steinernen Traumklänge der Klosterkirche mit überwirklicher Gewalt empor.

Das alles ist echtes Schlesien: widersprüchig, überwältigend, geladen und ungelöst.

Bau der Gesellschaft

Ganz oben stehen die gewaltigen Latifundien der Fürsten Pleß und Hatzfeld, der Grafen Schaffgotsch und Yorck, Maltzahn und Matuschka usw. Sie herrschen über die Forstwirtschaft und betreiben moderne Landwirtschaft; sie sind auch in der Industrie vertreten. Ihr Besitz umfaßt vornehmlich die Randgebiete der Provinz.

Die Städte tragen das für Ostdeutschland bezeichnende Gesicht: der mittlere Kaufmann und der Handwerker beherrschen „ihre" Stadt; Akademiker und Arbeiter treten in den Hintergrund. Die einzige Ausnahme ist das Waldenburger Revier, dessen Antlitz der Industriearbeiter prägt.

Die fruchtbare Tiefebene längs der Oder wird von einem Schlage pfiffiger Mittelbauern beherrscht, deren gediegener Wohlstand in guten Zeiten sprichwörtlich war. Ebenso sprichwörtlich ist die Armut des Waldenburger Reviers. Überhaupt kannte das Bergland nur Armut, bis die „Fremdenindustrie" einen fragwürdigen Geldstrom über die Siedlungen ergoß. Hier war die Handweberei zu Hause und die Familienversorgung aus einem Streifen kargen Bodens. Noch heute gibt es Handweber im Eulengebirge und in dem Städtchen Schömberg, wo noch ein patriarchalisches „Verlagssystem" besteht. Auch das Glasmachen wird noch als Handwerk betrieben.

Das eigenartige Laborantenwesen, wohl ein Restbestand der Alchimistenzeit, hat über zwei Jahrhunderte im Riesengebirge geblüht. Die Zunft der Laboranten, von zwei entlaufenen Prager Studenten der Medizin um 1700 gegründet, mischte aus der Flora des Gebirges Heilsalben wie Essenzen und braute ein paar herrliche Kräuterschnäpse, die noch heute gern getrunken werden. Die Scheinblüte, die durch Badeorte an warmen Quellen entstand, hat die natürlichen Gegebenheiten ihrer Gesellschaft verschoben und zuweilen Unglück über die Menschen dieser Bezirke gebracht: das einst berühmte Bad Altwasser ist heute ein

Stadtteil von Waldenburg; Heidewilxen, der „dernier cri" unserer Urgroßeltern, träumt wieder als armes Dörfchen bei Obernigk. Zentnerbrunn, einst Mittelpunkt frohen Badelebens, wird heute von den Fördertürmen der Wenceslausgrube überragt.

Die berühmten Kurorte des Riesengebirges, Schreiberhau und Krummhübel-Brückenberg, haben das Gesicht seiner heimischen Bevölkerung völlig zerstört; hier, wie bei allen Kurorten, die etwas Künstliches sind, kann von reinen Formen des gesellschaftlichen Baus nicht mehr die Rede sein.

Österreichisches Preußentum

Wer einen Bummel durch die Straßen von Breslau unternimmt, glaubt sich zuweilen in der Altstadt Prags oder Wiens; eine Ecke weiter, und der berlinisch-preußische Stil beherrscht das Bild der Straßen. So ist auch der Mensch, so seine Sprache: der Schlesier sagt „knorke" wie der Berliner, zugleich gebraucht er das freundliche „el" Böhmens, spricht von „Stückel" und „bissel", und hat die Neigung des Österreichers, die Sprache zu „verweiblichen", so daß aus dem Bach die Bache wird. Dabei ist das Schlesische kein einheitlicher Dialekt, wie die Leser der naturalistischen Hauptmann-Dramen zuweilen glauben. Es gibt vier große Dialektgruppen im Schlesischen: Gebirgsschlesisch mit dem seltsamen glätzischen Sonderdialekt, Südschlesisch, Oberschlesisch mit dem Brieger Dialekt und Neiderländisch mit dem Neumarker Platt. Alle diese Dialekte weisen in verschiedener Zusammensetzung thüringische, fränkische, hessische, bayrische, alemannische und niederdeutsche Laute auf. Auch aus ihnen ist das Werden Schlesiens wie sein heutiges Dasein zu erkennen. Ein durch Österreich gemildertes Preußentum, das mit der mystischen Stammesanlage verschmolzen ist: so zeigt sich das Bild Schlesiens in jedem Einzelzug. Der Gegensatz Opitz – Böhme ist der große Widerspruch alles Schlesischen, der sich durch seine Geschichte und Soziologie, seine Volks- und Seelenkunde bis in das alltägliche Schicksal seines unbedeutendsten Menschen verfolgen läßt.

„Ich bin getuppelt – das konnste mir gleba!" bekennt Gerhart Hauptmanns Jau. Das Bekenntnis umschließt die Wahrheit über Schlesiens Wesen und Schicksal. Jeder Schlesier ist „getuppelt", das heißt: widersprüchig in sich.

Diese „getuppelte" Art ist den anderen deutschen Stämmen und den fremden Völkern schwer verständlich. Sie ist der kostbarste Besitz Schlesiens. Ihr entströmt – in seinen gesammelten Naturen – immer wieder die große schöpferische Leistung, der allein Schlesien seinen Ruhm verdankt.

Rundschau

Soldat und Gedicht. Man verspricht sich zuweilen, und besonders solange man wenige Erfahrungen in dieser Richtung hat, etwas davon, daß schwere und dunkle Situationen der menschlichen Existenz belebend für die intuitive, übersinnliche und auch für die schöpferische Schau wirken. Läge hier aber in der Tat eine Gesetzmäßigkeit vor, so müßte die Welt wohl vor Weisheit, Tiefe und Schöp-

fungsfülle bald nicht mehr wissen, wohin; denn schließlich mußten ja alle Menschen, die gelebt haben, einmal sterben und haben ja alle auch vor ihrem Tode genügend schwere Situationen solcher Art erlebt. Meistens wird es aber selbst denen, die derartige metaphysische Hoffnungen hegten, ähnlich wie dem edlen alten Matthias Claudius gehen, der in seiner Sterbestunde nur die Kraft für eine negative (und dabei freilich in ihrer Art auch unsterbliche) Einsicht gewann, daß er nämlich, obwohl er „ein Leben lang auf diese Stunde studiert habe", nun doch um nichts besser wüßte, wie alles ausgehen werde. Dieser Auffassung scheint es nun aber zu widersprechen, daß in der Tat etwa ein Krieg, also eine Zeit mit stärkerem Todesakzent, erfahrungsgemäß doch existentiell vertiefend und wenigstens für einige — der Subjektivität und Innerlichkeit besonders verbundene — Kunstformen belebend und erregend wirkt, so daß immerhin doch etwa das „Kriegslied" es zu einer gewissen Konsistenz als künstlerischem Phänomen gebracht hat. Das echte Kriegslied, wie wir gleich hinzufügen wollen, nicht irgendwelche am Schreibtisch gedichtete und oft in recht billige Musik gesetzte Begeisterungsverse, die ihren schon rechtfertigungsfähigen Sinn und Zweck besitzen, aber deswegen mit der oben skizzierten Problemlage und Schöpfungssituation nichts weiter zu tun haben. Die wirklichen Kriegsgedichte pflegen ja überhaupt erst nach der Flutwelle des Geschehens als Muscheln am Strande der Nachwelt liegenzubleiben. Hier wäre nun freilich anzumerken, daß man sich bei uns auch heute schon in den Sendefolgen des deutschen Rundfunks „Neue Soldatenlieder, erdacht und gesungen in unseren Tagen" eilfleißig und tüchtig, wie wir nun einmal sind, um diese Muschel- und Perlenernte bemüht. Es pflegt aber auch hier so zu liegen, daß die guten Funde doch in der Regel auf ein entweder schon entwickeltes oder in der Entwicklung befindliches Talent, nicht aber auf das gleichsam selbsttätig wirkende Pneuma des Situationsgeistes zurückgehen. Mit anderen Worten: das Geheimnis des Schöpfertums ist weniger transzendent als immanent, wie ja überhaupt fast alles Große und Göttliche nur durch die vielfache Verwirrung der Begriffe und wegen der Schwierigkeiten des richtigen Denkens in ein Jenseits der Lebenszeit wie des Lebensraumes verlagert wird. Hieraus ergibt sich aber nun eine Folgerung, die den angeschlagenen Gedankengang, wenn auch auf scheinbar anderem Geleise, noch ein Stück fortführen möge. Viel wichtiger, als daß Soldaten dichten oder, allgemeiner ausgedrückt, daß Menschen in schweren, erregenden Existenzweisen schöpferisch werden, ist es, daß sie in eben diesen Situationen vom Gedicht, vom Schöpferischen, vom geprägten Geist nicht verlassen sind, daß ihnen — ganz schlicht gesagt — für eine ernste, eine entmutigende, eine schmutzige, eine verzweifelte, eine melancholische Situation ein gutes und großes Wort oder Gedicht im Geiste zur Hand ist. Damit rühren wir an ein weiter in Friedenszeiten zurückreichendes Problem: so viel in der neueren Zeit von Berufenen und Unberufenen gedichtet, geschaffen, gesungen wird, so selten findet man den ehrfürchtigen und im Grunde meistens viel lebendigeren Geist, der statt mittelmäßiger eigener Produktion lieber ein Gefäß für das Beste und Schönste der schon geschaffenen Kunst sein will; der in seinem Leben den schönen, weisen Brauch des Auswendiglernens von Gedichten auch als Erwachsener noch betrieben hätte. Aus dem Weltkrieg — und wir kommen ja nun einmal bei dem gegenwärtigen wunderlichen Kriege vom Maßstab und Vergleich des Weltkrieges offenbar nicht los — weiß man, daß es vorgekommen ist, daß ein junger Offizier (sein Name steht in diesem Zusammenhange nicht zur Frage) seine über der Bergung und Beerdigung verwesender Leichen entmutigten Soldaten durch antike und Hölderlinsche Verse und schließlich durch ein eigenes

großes Wort mitriß: Wenn euer Geist die Verwesung nicht meistert, so meistert die Verwesung euren Geist. Um in dieser Weise situationsstark zu sein, muß man aber „vorgearbeitet" haben, und wenn dies nicht im Frieden geschehen ist, dann ist auch der Krieg selber hierfür noch nicht zu spät, wofern nur das seltsame Vorurteil einmal weicht, daß man einem erwachsenen Manne zwar die Unterhaltung durch einen Roman gerne und das Nachdenken über ein „schweres" Buch ebenfalls noch (den Faust etwa oder den Zarathustra im Weltkriege, in diesem Kriege kennen wir die Bücher ja noch nicht, die den gleichen Rang zuerwiesen bekommen haben), nicht aber das Lernen von Gedichten zumuten könne. Es gibt gottlob keine Befehlsgewalten in dieser Richtung, aber ausgesprochen mag es daher eben doch einmal sein, daß es nicht dasselbe ist, ob uns Hölderlin oder Mörike, Goethe oder Stefan George oder Georg Trakl oder auch Börries von Münchhausen im lebendigen Geiste oder allenfalls in toten, daliegenden Büchern begleiten. Das andere Vorurteil aber, daß ein erwachsener Kopf nicht mehr „lerne" oder nur schwer lerne, erfordert doch nur die eine Antwort: Versuch's, und du wirst merken, daß er viel besser, leichter und festhaltender zu lernen vermag als irgendein Kinderkopf, der niemals in gleichem Maße mit dem Geiste, Willen und Herzen, mit dem Ernste des reifen Menschen dabei zu sein vermöchte.

Rilke-Worte. „Das Göttliche: ich bin dort gewesen, immer schon, schon als Kind, und komm' gehend davon her." — „... Ich fühle mich von einer Welt, die imstande war, in so sinnlose Wirrsal ohne Rest aufzugehen, widerlegt und verlassen und vor allem bedroht: denn dieses sollten, müßten, mehr als frühere, meine Jahre sein, Jahre geschütztester Leistung, und nun weht mir der böse Zufall eines aus Menschenmache hervorgegangenen Untergangs ums preisgegebene arme Leben ..." — „Ich meine manchmal, daß jeder Tag, den der Krieg noch dauert, die Verpflichtung der Menschheit zu einer großen bessergewillten gemeinsamen Zukunft vermehrt, denn was könnte verpflichtender sein als der über alle Maßen angewachsene Schmerz, der doch schließlich Millionen Menschen in allen Ländern verbundener machen muß. Ach, dann wird es möglich sein, wieder zu sprechen, und es wird jedes Wort der Liebe oder der Kunst eine neue Akustik finden, eine offenere Luft und einen weiteren Raum — ich gestehe Ihnen, daß ich nur um den Preis dieser Aussicht weiterleben mag, ohne sie müßte alles Geschehen wie ein Gebirge über uns liegenbleiben." — „Das Wichtigste ist der Einzelne." — „Sehen Sie ... irgendwo in unserer Tiefe muß ja der Punkt sein, an dem wir alles wissen, alles können, alles sind und mit allem im Zusammenhang stehen. Wir sollten es nur ganz ernst nehmen und in unsern Grund hinabsteigen, um diesen Punkt zu finden." — „Die Menschen hätten bei einiger Einfalt und Freude am Wirklichen (als welches von der Zeit völlig unabhängig ist) nie auf den Gedanken kommen brauchen, daß sie das, womit sie sich wahrhaft verbanden, irgendwann wieder verlieren könnten: kein Sternbild steht so zusammen; nichts Getanes ist so unwiderruflich wie menschlicher Zusammenhang, der ja schon im Augenblick, wo er sichtbar sich schließt, stärker und gewaltiger im Unsichtbaren vor sich geht, im Tiefsten: dort, wo unser Dasein so dauernd ist wie Gold im Gestein; beständiger als ein Stern." — „Ich fing mit den Dingen an, die die eigentlichen Vertrauten meiner einsamen Kindheit gewesen sind, und es war schon viel,

daß ich es, ohne fremde Hilfe, bis zu den Tieren gebracht habe ... Dann aber tat sich mir Rußland auf und schenkte mir die Brüderlichkeit und das Dunkel Gottes, in dem allein Gemeinschaft ist. So nannte ich ihn damals auch, den über mich hereingebrochenen Gott, und lebte lange im Vorraum seines Namens, auf den Knien ... Jetzt würdest du mich ihn kaum je nennen hören, es ist eine unbeschreibliche Diskretion zwischen uns, und wo einmal Nähe war und Durchdringung, da spannen sich neue Fernen, so wie im Atom, das die neue Wissenschaft auch als ein Weltall im Kleinen begreift. Das Faßliche entgeht, verwandelt sich, statt des Besitzes erlernt man den Bezug, und es entsteht eine Namenlosigkeit, die wieder bei Gott beginnen muß, um vollkommen und ohne Ausrede zu sein. Das Gefühlserlebnis tritt zurück hinter einer unendlichen Lust zu allem Fühlbaren ...“ — „Vergessen Sie nie, das Leben ist eine Herrlichkeit.“ — Diese Worte des Lebens sind eine kleine Auswahl aus dem Gedenkbuch, „Rainer Maria Rilke“, das Elisabeth von Schmidt-Pauli, Rilkes „Schwester Elisabeth“, schrieb (Basel, Benno Schwabe & Co. RM 4,80). Aus tiefer Liebe und feinem Verständnis für die Bedeutung des einmaligen Künstlers und Menschen Rilke ist dieses im schönsten Sinne fromme Buch geboren, in dem die Verfasserin Rilkes Bild und Wesen so wiederzugeben sich bemüht, wie sie ihn kennenlernen durfte: Der Dichter; Der Pilger; Der Eingeweihte; Der Schauende; Orpheus. Dieses Buch macht es ganz deutlich, daß Menschen, die mit innerem Recht und ohne Anspruch sich zu Rilke bekennen, ohne Worte in stiller Gemeinschaft leben.

Alois Brandl †. Mit diesem Gelehrten ist der letzte jener Generation von Polyhistorikern hingegangen, die der Universität Berlin um die Jahrhundertwende das Gepräge gaben: Mommsen, Wilamowitz, Stumpf, Kohler, Eduard Meyer, Erich Schmidt, Harnack, Wagner, Schmoller und wie sie alle heißen mögen. Der sonst so wenig schöpferische Positivismus hatte sich hier eine Garde geschaffen, die selbst seine schärfsten Gegner in Schach zu halten bereit war und die höchste Achtung erforderte. Es mag etwa ein Jahr her sein, daß die Jesuiten und ihr Einfluß in Österreich zur Sprache kamen, ganz plötzlich, wie es in Gesprächen so geht, und bestimmt hatte Brandl nichts mit dieser Wendung zu tun. Plötzlich begann der 84jährige mit seiner hohen Stimme einen kleinen Vortrag von etwa fünf Minuten Dauer, in dem er die Entwicklung des Ordens und seiner Politik während der Epoche von Joseph II. bis zum letzten Habsburger darlegte, klar, spannend und von einer Kenntnis, daß ein Ahnungsloser sicherlich den Sprecher für einen Kirchenhistoriker oder Politiker, nie und nimmer für einen Anglisten gehalten hätte. — Man kann Brandl als den Begründer der neueren Anglistik bezeichnen. Zunächst kam er von der Germanistik her. Seine erste Arbeit galt dem Dichter des Irdischen Vergnügens in Gott. Sie führt den barocken Titel: „Berthold Heinrich Brockes. Nebst darauf bezüglichen Briefen an J. N. König und J. F. Bodmer.“ Dann aber wandte sich Brandl ganz und gar der Sprache und Dichtung des Inselreichs zu. Er beherrschte alle Sparten seiner Wissenschaft, die Grammatik, Phonetik und Metrik vom Angelsächsischen bis in unsre Tage, die Geschichte der Literatur und Kultur. Wer nicht bei ihm Kolleg gehört hat, ja nicht alle Kollegs gehört hat, kann sich nur eine schwache Vorstellung von diesem umfassenden, stets bereiten Wissen machen. — Brandls Weg führte mit raschen

Etappen von Wien, wo er das Privatdozentenexamen vor dem späteren Freunde Erich Schmidt ablegte, nach Berlin. Man mag diesen stolzen Weg in seiner reizvollen Selbstbiographie „Vom Inn zur Themse" verfolgen. Seit 45 Jahren wirkte er nun in der Reichshauptstadt und hat nicht einmal die Wohnung gewechselt, sogar der in seiner Bibliothek auftretende Schwamm konnte ihn nicht vertreiben. So ausgefüllt sein Leben durch die Lehrtätigkeit war, am liebsten hätte Brandl wohl nur am Schreibtisch gesessen. Er klagte einmal, als er die ungeheure Zahl der von ihm betreuten Dissertationen nannte, wieviel schöne und wertvolle Zeit er damit verloren habe. Überhaupt verfügte der humorvolle Mann über eine tüchtige Portion Selbstironie. Wenn er etwa eine Sitzung der Akademie schilderte, „wo immer einer was erzählt, was man nicht versteht", so fügte er hinzu, wie qualvoll es sei, nun selbst allerlei vortragen zu müssen, was die andern furchtbar langweile. Von Brandls Emsigkeit zeugen am besten die Myriaden seiner Rezensionen in „Herrichs Archiv" oder die lange Reihe der Besprechungen der einschlägigen Literatur in den Jahrbüchern der Shakespeare-Gesellschaft. Vor kurzem noch stöhnte er über die zwölf dicken Briefbände Walter Scotts, die er zu bewältigen hatte. — Unter seinen Werken ragt vor allem die Biographie des größten Engländers sowie die gewichtige Ausgabe seiner Werke hervor. Eine Byron-Biographie, die wir sehr nötig hätten, schritt nur langsam vorwärts; ein Augenleiden hinderte in seinen letzten Jahren den Rastlosen. So ist zu befürchten, daß dieses Werk Fragment geblieben ist. — Mehr noch als in dem umfassenden Wissenschaftler aber verlieren wir in dem heiteren, leidenschaftlich bewegten und gütigen Menschen, dem nicht nur seine Nächsten aufs herzlichste nachtrauern, so reich und schöpferisch vollendet dies lange Leben auch gewesen sein mag.

Das Reich der Söhne. Es müssen wohl wunderliche, ja ärgerliche Gefühle gewesen sein, welche die ersten Leser von Nietzsches Zarathustra (soweit sie gelehrt und gebildet waren) empfunden haben. War da ein kaum gekannter, nirgends autoritativ bewährter Schriftsteller mit dem Mut oder der Naivität, einer alten, gewiegten Kulturmenschheit, die die Wege des Gedankens, die Möglichkeiten ästhetischen, moralischen oder ekstatischen Aufschwunges ungezählte Male durchprobt hatte, noch einmal Heilsbotschaften im Stile der Propheten und Religionsstifter zu predigen. Wer in den Wissenschaften eingehaust ist und einen lebendigen Begriff von der wesenhaften Überpersönlichkeit des Geistes gewonnen hat, wird es schwerer und schwerer ertragen, in jener Weise nur gleichsam eine gehaltene Einzelstimme des Geistes ohne illustrierendes und übergreifendes Orchester auf die Länge mitanzuhören. Dennoch ist aber, wie man weiß, der Zarathustra eines der in der Welt am meisten gelesenen Bücher geworden, und die allgemeineren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte insbesondere mit unserem deutschen Volke sprechen dafür, daß sich ähnliche Fälle durchaus wiederholen könnten, wenn sie es vielleicht auch nicht so rasch wieder zu ähnlich weltweiter Auswirkung bringen. Wir wollen nun diesen Vergleich mit dem Zarathustra durchaus nicht überspannen und auf das Inhaltliche überhaupt nur bedingt anwenden — es ist aber möglich, daß gerade von reifen, gebildeten oder gelehrten Lesern im ersten Augenblick ähnlich, wie oben beschrieben, auf ein Buch reagiert werden könnte, das unlängst in dem sonst so dezidiert wissenschaftlichen Verlage Walter de Gruyter, Berlin, erschienen ist, aber unter den erklärt unwissenschaftlichen Büchern der letzten Zeit sicherlich eines der merkwürdigsten und interessantesten darstellt. Wir meinen das unter dem Titel unserer Glosse „Das Reich der Söhne" herausgekom-

mene und auf den guten Flügeln dieses Titels auch schon ein wenig herumgekommene Buch des jungen Deutschschweizers Julius Schmidhauser. Auch dies ein Werk, das sein Autor nicht eigentlich „geschrieben", sondern in hochinspirierter Weise über das Papier hinweg geredet hat. Es beschwört, ruft auf, weckt, ja singt mit nichts als der Kraft und dem Wohlklange seiner isolierten Stimme. Das Buch enthält nicht eine Anmerkung, nicht ein Zitat, ohne deswegen sich nun aber auf die Seite der künstlerischen Prosa zu schlagen. Der Fall liegt vielmehr typologisch und psychologisch in der Tat ähnlich wie bei dem Verfasser des Zarathustra, wobei eine Nachahmung ebenso ausscheidet wie andererseits die Möglichkeiten eines geistigen oder schicksalsmäßigen Vergleiches der beiden Autoren. Man bewundert nur in jedem Falle die gleiche hymnisch-rhetorische Kraft, eine begrenzte Anzahl ursprünglicher Gedanken über jede normale Atemlänge hinaus zu variieren, ohne in Leerlauf oder nicht mehr erlebte und nicht mehr durchglühte Rednerei zu geraten. Das freilich spürt der Leser erst, wenn er auch an dem Buche Schmidhausers wirklich zum Leser oder noch besser zum Vorleser geworden ist, ohne sich hiervon durch die oben skizzierte Problematik der reinen Subjektivität in einem recht wörtlichen Sinne weglenken zu lassen. Es zeigt sich dann, daß in dem Buche ein ungewöhnlich lauterer Feuerquell der Sprache wie des Gedankens kontinuierlich strömt, auch wenn man beim Überdenken nach der Lektüre feststellt, daß nur sehr wenige, dafür jedoch gut „in der Luft liegende" und aus ihr meisterlich in die Sprache herabgefangene Gedanken vorgetragen wurden. Bücher dieser Struktur sollte man ja eigentlich nicht referieren, weil man damit notgedrungen aus ihrer Magie heraustritt und sie verfälscht. Es seien aber doch wenigstens einige inhaltliche Anhaltspunkte gegeben, welche den übermäßig symbolschwangeren Titel des Buches, der zugleich sein Programm mehr als sein Ergebnis ist, etwas spezieller einzirkeln. Der Gedankengang steht auf der alten Polarität der Geschlechter und der Weltzeiten, nach der einem mütterlichen Aion, einer Zeit der blut- und erdgebundenen Frühe, die gewaltsame Ablösung eines väterlich herrschenden, himmlischen, geist- und bewußtseinsbezogenen Weltprinzips folgte, in dessen Alterung und Überwindung nun aber wir heute wiederum mitteninne stehen. Und zwar dies teils in der Verkrampfung des männlichen Prinzips, teils in neuer Romantik zum Ur-Mütterlichen, sonst aber bei der (unterirdisch und metaphysisch zugleich) geeinten Jugend aller heutigen Völker in der echten, gottgetragenen Überwindung der Vater-Weltzeit. Diese Überwindung ist aber das „Reich der Söhne", das weder mütterlich noch väterlich, weder blutgebunden noch geistentrückt ist, sondern in beiderseitigem Erbe und beiderseitiger Erfüllung steht und das — beiläufig einer der fesselndsten Gedanken des Buches — auch die „Töchter" in sich begreift, jenen neu heranwachsenden Mädchentyp, der den wahren Sinn des amazonischen Rachebegehrens am Manne für die mythisch-frühgeschichtliche Niederwerfung der Mutterwelt durch das Vaterprinzip zu einer verwandelten, in einem neuen mannweiblichen Kameradschaftsverhältnis fruchtbar gewordenen Erfüllung gebracht hat. Doch wir wollen von der unmittelbaren Lektüre des Buches durch zu ausführliche Inhaltshinweise nicht ablenken, ist es doch darin noch mehr als in seiner Programmausführung ein Beispiel und Sinnbild seiner selbst, als es urjugendlich vorerst mitgefühlt, miterlebt, nicht nachgedacht und nachgezeichnet werden will. Oder mit anderen Worten: es lebt aus seiner schillernden Oberflächenspannung mehr als aus seinem destillierbaren Gehalt, so wie das Leben selbst und

Neuerscheinungen

ALBERT LORENZ

Der Ketzer von Halberstadt

Roman. Leinen RM. 8.50 / In dieser Kindheits-, Jünglings- und Mannesgeschichte des Halberstädter Patriziers Matthias von Hadeber entwirft Lorenz ein großangelegtes Kultur- und Sittengemälde aus den politischen und religiösen Wirren des ausgehenden Mittelalters vor der Reformation.

BORIS NEBE

Das Tal der Fruchtbarkeit

Roman. Leinen etwa RM. 5.80 / Der Verfasser des spannenden Erlebnisbuches „Abenteuer in den Anden" schildert hier ein bewegtes Auswandererschicksal auf dem Hintergrund Buenos Aires', der fiebernden Metropole Südamerikas, und Inner-Argentiniens.

WOLF JUSTIN HARTMANN

Der Mann im Mars

Ein Seefahrer-Roman. Leinen etwa RM. 5.80 / Das dramatische Geschehen dieses neuen Buches umfaßt das Schicksal von 28 Männern auf einer Bark während einer Fahrt zur Ostküste Südamerikas. Die Schönheit und die große Gewalt des Meeres, seine Stille und seine Tiefe, der Zwang einer unerbittlichen Arbeit, genau wie die Verlorenheit bei einem Lied oder bei den Klängen einer Ziehharmonika finden in diesem Seefahrerbuch einen lebensechten Widerhall.

Die Schicksalsstunde des Westens

Eine politische Wertung der kolonialen Frage. Von Ludwig Reichhold. Kart. etwa RM. 7.70, Leinen etwa RM. 8.70 / Reichhold zeichnet im Ablauf der europäischen und deutschen Geschichte die Ausbreitung der Westmächte in den Überseeländern, während Deutschland durch innere Auseinandersetzungen früherer Jahrhunderte in seiner Ausbreitung gehindert war und allmählich in Raumnot geriet. In der Verkennung dieser deutschen Lebensfrage durch England liegt die eigentliche Ursache des gegenwärtigen Krieges.

Verlangen Sie ausführliche Prospekte
Zu beziehen durch den Buchhandel

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG

CALLWEY CALLWEY CALLWEY

Keine zweifelhaften Hirngespinste, sondern Tatsachen, Geschehnisse. ... Berichte, erfüllt von höchster dramatischer Wucht ... nennt der Corriere della Sera die Aufzeichnungen von:

SILVIO CRESPI

Verlorener Sieg

Italien und die Alliierten
1917—1919

Einleitung von Professor Clemens Bauer
Deutsch von Elisabeth Gräfin Mandelsloh

576 Seiten, in Ganzleinen RM. 12.50

Italiens Haltung inmitten des entscheidenden Ringens um eine neue Welt beschäftigt die Propheten aller Länder. Daß Italiens Weg heute so wenig wie vor 25 Jahren von Sentiments, sondern von durch politische Erfahrung bedingten Notwendigkeiten diktiert wird, das spiegelt sich mit erstaunlicher Klarheit in diesem Tagebuch. Der es schrieb, war kein Berufspolitiker, aber ein Mann mit Scharfsinn und Menschenkenntnis, mit Begabung für das Praktische und Notwendige, es ist bescheidener und deshalb reicher an Gehalt und an Quellenwert. Da bisher jede offizielle Aktenveröffentlichung aus Rom darüber fehlt, zeigt Crespis Memoirenwerk erstmals die Hauptlinien der Politik Italiens auf der „Friedenskonferenz". Die deutsche Ausgabe wird noch bereichert durch eine Darstellung der Entwicklung des Kampfes Italiens um seinen Kolonialraum: Professor Bauer, der gründliche Kenner italienischer Geschichte, entrollt das Bild dieses Ringens um die seit 60 Jahren immer gleichen Ziele italienischer Außenpolitik.

Verlag Georg D.W. Callwey
München

CALLWEY CALLWEY CALLWEY

die Jugend selbst am besten unter diesem Sinnbild gefaßt werden können und gedeutet worden sind.

Frühjahrsmelancholien. Die Menschheit geht dem diesjährigen Frühjahr mit vielerlei Spannungen entgegen. Es soll uns die naturhafte Lösung nach einer ungewöhnlichen winterlichen Erstarrung bringen, gewissermaßen das Ende des Krieges, den die Natur dieses Winterhalbjahr gegen den Menschen geführt hat. Und es wird uns vielleicht (wer weiß es?) umgekehrt den wahren Beginn des anderen, des rein menschlichen Krieges und damit ebenfalls Spannung und Entspannung, Lösung und Bindung vielschichtiger psychologischer und geistiger Prozesse bringen. Kaum einer selbst unter den jüngeren Menschen dürfte daher dem diesmaligen Jahreszeitenwechsel gleichgültig und sozusagen gesichert in leiblicher und seelischer Jahreszeiten-Immunität entgegensehen. Es kann hierbei aber schon vorkommen, obwohl der Schritt zum Frühjahr ein positiver ist, daß die melancholischen vor den sanguinischen, die landläufig sogenannt herbstlichen vor den Frühlingsgefühlen bei vielen Menschen ins Übergewicht geraten. Hat es doch mit dem Frühjahr auch schon in normalen Jahren seine kritische Bewandtnis. Die Statistik weiß zwar einerseits, daß im Februar und März in unseren Breiten relativ die meisten Kinder geboren werden. Diesem Anschwellen der Geburten steht aber auch eine erhöhte Sterblichkeit besonders älterer und ganz junger Menschen gegenüber, die die allemal schwierige Schwelle vom Frost- zum Tauwetter, die narkotisierende Wirkung der ersten Frühjahrslüfte nicht so leicht überwinden wie der gesunde, in voller Kraft stehende und das Frühjahr nur positiv erlebende Mensch. Interessanter ist aber wohl noch, daß in den Frühjahrsmonaten bei aufblühendem vegetativem und animalischem Leben in der Natur wie beim Menschen bei diesem andererseits das Seelen- und Geistesleben leicht in höhere Grade der Desorgonisation geraten kann. Die Selbstmordziffer, wie auch die der Verbrechen, der Geistes- und Nervenstörungen hat ebenfalls in diesen Monaten ihr Maximum und spielt sozusagen den düsteren Kontrabaß zum Blumenreigen und Vogelgesang des naturhaften Lebens. Auch diese Momente müssen bedacht werden, wenn man den verbreiteten Frühjahrsmelancholien, wie sie wohl ihren großartigsten künstlerischen Ausdruck in Brentanos „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe" gefunden haben, in ihrem dialektischen Charakter Verständnis entgegenbringen will. Wir sind nun heute nicht nur als Einzelne, sondern als allgemeiner, objektiver Geist, als Wissenschaft auf einem erfolgversprechenden Wege zu einem solchen geistigen Verständnis der Jahreszeiten, das eine bloß mechanistische Naturforschung bereits als ein Problem geschweige denn in den bisher gefundenen Lösungen abgelehnt haben würde. So gibt es für alle diese Fragen, die die Beziehungen von „Erde und Kosmos im Leben des Menschen, der Naturreiche, Jahreszeiten und Elemente" angehen, bereits ein Standardwerk des Grazer Universitätslehrers Otto Julius Hartmann, das den oben in Anführungszeichen gesetzten Titel führt (Frankfurt a. M., Vittorio Klostermann). Ein Buch, nach dessen Lektüre es einem auf allen Gebieten der philosophischen Kosmologie wie Schuppen von den Augen fällt, und das als schönste Frucht dem in seinen rhythmischen Verhältnissen mehr oder weniger gestörten Gegenwartsmenschen (und wer gehörte nicht von dieser oder jener Seite zu ihm) nicht nur den Geist, sondern auch das Leben mitordnen hilft. Wir spielen bei der Fragestellung dieser Bemerkungen nur auf das relativ kurze Kapitel der Jahreszeiten an, deren ganze Problematik von

Ob man mit einem Freunde von ernsten oder heiteren, von nützlichen oder angenehmen Dingen spricht: einen »ASBACH URALT« mit dem vollen, runden Weinduft und dem milden »weinigen« Geschmack wird man dabei nicht missen wollen.

Im

Asbach Uralt

ist der Geist des Weines!

Hartmann in die zwei großen Fragen zusammengefaßt wird: Wie gehst du in den sommerlichen Rausch, ohne dich zu verlieren? Wie gehst du in die winterliche Erstarrung, ohne dich zu verhärten? Darüber hinaus aber kann dieses Buch und sein Autor überhaupt als eines der bedeutsamsten Beispiele für eine Umorientierung des naturphilosophischen und naturwissenschaftlichen Denkens vom Geiste und von der Intuition her aufgefaßt werden; eine Umorientierung, die nicht nur abseitige Phase wie die Naturphilosophie der Romantiker bleiben, sondern heute langsam auch in die Kerngebiete unserer Wissenschafts- und Lebensauffassung vordringen dürfte.

Literarische Rundschau

Geschichte

Eine Meisterleistung klassischer Philologie und Geschichtsforschung ist das Buch des deutschen Gelehrten Werner Jaeger „Demosthenes" (Berlin, Walter de Gruyter & Co. RM 7,50). Hier wird das Ergebnis einer langjährigen Beschäftigung mit dem großen griechischen Redner geboten, über den Jaeger auch an amerikanischen Universitäten Vorlesungen gehalten hat. Die englische Ausgabe des Buches erschien 1938. Jaeger zeichnet Demosthenes als Staatsmann und hat bewußt darauf verzichtet, eine eigentliche Biographie zu geben. In dieser Darstellung wird der Schlüssel zum Verständnis für den geistigen und politischen Schicksalskampf der Griechen im 4. Jahrhundert v. Chr. geboten. Jaeger interpretiert die Reden des Demosthenes als Ausdruck seines politischen Denkens und Handelns und findet in ihnen die Kriterien des politischen Denkens der Griechen. Die Periode, in der das Wirken des griechischen Staatsmanns von der Wissenschaft vernachlässigt werden konnte, ist durch dieses Standardwerk ein für allemal beendet. — Das bekannte Werk von Günther Franz „Der Bauernkrieg" (München, R. Oldenbourg) liegt in neuer Auflage vor. Es gibt kein stärkeres Zeichen für das neu erwachte Interesse an dieser deutschen Schicksalsfrage als die Tatsache, daß fünf Jahre nach dem ersten Erscheinen eine Neuauflage notwendig wurde. Die Veränderungen gegenüber der Erstausgabe bestehen in dem Fortlassen des wissenschaftlichen Apparates und einiger ortsgeschichtlicher Einzelheiten, die der einheitlicheren Herausarbeitung der ganzen Bewegung zugute gekommen sind. Wesentlich erscheint auch, daß der verfassungsgeschichtlichen Terminologie eine besondere Sorgfalt gewidmet ist. — Als eine Gabe zu seinem eigenen 90. Geburtstag hat der frühere deutsche Diplomat Ludwig Raschdau wiederum einen Abschnitt seines diplomatischen Lebens beschrieben: „In Weimar als Preußischer Gesandter" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. RM 6,—). Er schildert seine Erlebnisse und Eindrücke politischer und persönlicher Art und die ihm gestellten Aufgaben, als er an den thüringischen Fürstenhöfen als Vertreter Preußens wirkte. Wie in allen seinen anderen Lebenserinnerungsbüchern ist auch hier eine Fülle aufschlußreichen Materials zur Geschichte der damaligen Zeit aufbewahrt. — Ein Buch, das gerade heute auf besonderes Interesse rechnen darf, ist die deutsche Übersetzung — durch Kapitänleutnant d. Res. Werner Jakobsen — des Buches von Admiral Sir Reginald Bacon „The Dover Patrol 1915—1917", erschienen unter dem Titel „England sperrt den Kanal. Der Abschnitt Dover 1915 bis 1917" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 22 Abb. RM 6,50). Hier legt der für die Sicherheit des Abschnittes Dover in den genannten Kriegsjahren Verantwortliche mit großem Freimut Rechenschaft ab von dem Kampfe Englands, seinen Methoden, seinen Erfolgen und seinen Fehlschlägen. Diesem Abschnitt kam besondere Bedeutung zu, da er als der wichtigste nächst dem Kommando der Grand Fleet galt. Die Aufgaben steigerten sich, als die Gefährdung durch deutsche U-Boote nach Errichtung der Stützpunkte an der flandrischen Küste immer mehr wuchs. Trotz dieser Bedeutung seiner

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
010 144
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Das Buch deutscher Dichtung

Herausgegeben von Ernst Bertram, August Langen und Friedrich v. der Leyen

Sechs Bände: 1. Frühes und hohes Mittelalter. 2. Das späte Mittelalter. 3. Von Luthers Bibel zu Klopstocks Messias. 4. Das Jahrhundert Goethes. 5. Die Zeit der Romantik. 6. Die neue Zeit bis zur Jahrhundertwende.

Jeder Band in Leinen M 7.—.

Nach jahrelanger sorgsamster Vorbereitung beginnt ein Werk zu erscheinen, das die deutsche Dichtung und Prosa von den ältesten Denkmälern bis zu den Schöpfungen der letzten Jahrhundertwende umfassen wird. Es ist ein Lesebuch, das die schönsten und jeweils bezeichnendsten Stücke aus den Dichtungen darbietet. Im März liegen vor:

Band 1: Frühes und hohes Mittelalter

Am Anfang dieses Bandes steht der von den germanischen Vätern ererbte Besitz, an seinem Ende das Nibelungenlied. Was in der Zeit von etwa 700 bis 1250 an weltlicher und geistlicher Dichtung im deutschen Raum entstand: Zauberspruch und Segen, Tanzlied und Rätsel, Legende, Höfische Poesie, Minnesang, Heldenepos — das wird hier in einer sorgfältigen Auswahl wesentlicher Stücke dargeboten. Unser Buch gibt die Dichtungen im ursprünglichen Wortlaut, den der Leser mit Hilfe der Übersetzungen und Anmerkungen alsbald verstehen wird.

Band 5: Die Zeit der Romantik

Die Romantik hat das deutsche Mittelalter recht eigentlich entdeckt, und so nehmen wir es für mehr als einen Zufall, daß wir neben den frühesten Dichtungen die der Romantik vorlegen können. Hölderlin und Jean Paul, die wieder Schutzgeister unserer Jugend sind, stehen an den Toren der Romantik. Ihnen schließen sich die großen Anreger, die Propheten und Patrioten an. Von Jena und Berlin führt der Weg nach Heidelberg und zu den Schwaben. Märchen und Lieder klingen auf, Maler und Baumeister erzählen ihre Erinnerungen und werden dabei selbst zu Dichtern.

Die weiteren Bände sollen in rascher Folge erscheinen. — Zwei Bilderbände werden das Werk abschließen. Den Dichtungen werden ferner zwei Bände ‚Deutsche Briefe' und ein Band ‚Reden' zur Seite treten, so daß die elf Bände dann eine Gesamtschau deutschen Geisteslebens aller Zeiten bilden.

DER INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

Aufgabe hatte Sir Reginald mit erstaunlichen Hemmungen zu kämpfen, bedingt durch Unverständnis der höheren Leitung. Durch die Offenheit der Darlegung treten die Vorzüge des Buches: ein ausgezeichnetes taktisches Denken und echt seemännische Einsatzbereitschaft aufs klarste hervor. Für jeden deutschen Marineangehörigen und besonders für alle alten Flandernkämpfer ist das Buch von brennendem Interesse. — Mit großer Schärfe stellt F. O. H. Schulz in seinem Buche „Komödie der Freiheit" (Wien, W. Frick. 33 Abb.) die Sozialpolitik der großen Demokratien dar in einer Übersicht über 300 Jahre politischen Kampfes in England, Amerika und Frankreich. Als geschworener Feind der Demokratie meint Schulz, den Unwert einer Freiheit, wie sie seiner Ansicht nach in diesen Ländern verstanden wird, die in Wahrheit aus persönlichem Eigennutz geboren sei und das Sozialelend zum Dauerzustand in diesen Ländern gemacht habe, überzeugend dargelegt zu haben.

Verlagsjubiläen

In einem Prachtband feiert der Verlag Heinrich Beenken unter dem Titel „Ein deutscher Verlag" das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens. Die Schrift ist herausgegeben von dem Dozenten E. H. Lehmann und bringt neben einer Fülle von Bildern und dem Vorwort des Herausgebers eine Reihe von Beiträgen, die die Arbeit des Verlages in den verschiednen Sparten seines reichhaltigen Schaffens würdigen. — Auf 150 Jahre der Arbeit, die sich immer mehr ins Große dehnte, kann der Verlag Gerhard Stalling in Oldenburg zurücksehen. Das Jubiläumsbuch bearbeitete Eugen Roth. Der Bericht gliedert sich nach den verschiedenen Mitgliedern der Familie Stalling, wie sie nacheinander den Verlag leiteten und ausbauten. Ein Geleitwort des Reichsministers Lammers ist vorangestellt.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Dr. Heinrich Ehl, Hamburg — Richard Benz, Heidelberg — Professor Fritz Schumacher, Hamburg — Gerhart Pohl, Wolfshau/Riesengebirge

Eben erschienen:

GUNNAR SIGARSSEN

Nordlands rauschende Wälder

Roman / Ganzleinen mit Goldaufdruck RM. 4.80 / Ein Buch, so stark und tief wie das Rauschen der Nordlandwälder im Sturmwind und auch so unvergeßlich.

Godwin-Verlag / Aussig-Leipzig

Beilagen-Hinweis

(Außer Verantwortung d. Schriftltg.)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegen Prospekte folgender Buchverlage bei, die wir der Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen:

Voco-Verlag G. m. b. H., Berlin

Verlag Hanns Herziger, Dresden A 27.

Koehler & Amelang, Leipzig C 1

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 221856 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34 Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.